Kleine
Romane, Erzählungen, Anecdoten
und
Miscellen.

Zweytes Bändchen.

Erzählungen.

Die Luftbälle.

— — Jetzt wurden die Stricke abgeschnitten. Der Der Ball schwebte majestätisch empor, die Fahne flatterte in der bunten Gondel, der Wagehals schwenkte den Huth, fünfzig Tausend Mäuler sperrten sich weit auf, hundert Tausend Augen gafften, und eben so viele Hände klatschten. Ich stand mitten im Gedränge, das erhabene Schauspiel entlockte mir Thränen. Der Luftschiffer verlor sich in den Wolken, und ich in Betrachtung über die Tiefe des menschlichen Geistes.

Ein seltsamer Anblick riß mich aus meinem Taumel. Drei Schritte von mir stand ein kleiner Altvater, der die ungeheure Luftsäule nicht mehr tragen konnte, welche jeden Menschen drückt. Es war unmöglich zu entscheiden, zu welcher Nation dieser Zwergen-Greis gehöre; sein langer weißer Bart verrieth einen Muselmann, seine Gesichtsfarbe einen Braminen von der Küste Malabar, und sein Gewand einen Griechen aus den Zeiten des Appollonius von Thyba-na; mit kleinen grauen Augen blinzelte er in die Wolken, sein Mund verzog sich zu spöttischem Lächeln, und sein Kahlkopf wackelte bedenklich von einer Schulter zur andern.

Diese zweideutige Geberdensprache, welche so wenig mit meiuen Empfindungen harmonirte, machte mich unwillig; ich trat näher: „Alter Graukopf!“ redete ich ihn an,

„wünsche dir Glück, daß du vor deinem Ende noch ein solches Schauspiel erlebtest.“

Glück? versetzte der Zwerg mit Hohnlächeln: kurzsichtiger Sohn dieses kurzsichtigen Jahrhunderts! ich bedaure dich, und schweige.

„Du magst mich bedauern, so viel dir beliebt, aber warum schweigen? Das ist sonst eben nicht der Fehler des Alters.“

Was nennst du Alt?

„Was so, wie du, vier Fünftel eines Jahrhunderts auf dem gebeugten Rücken trägt.“

Vier Fünftel eines Jahrhunderts? Ha, ha! ha! hätte ich doch kaum geglaubt, daß man mich für einen solchen Springinsfeld halten könnte.

„Ein Springinsfeld von Achtzig Jahren? Du scherzest.“

Jüngling! hub der Alte an; mein einziger Sohn ward bei der Erbauung von Ninive durch einen Dachziegel erschlagen. Mein Spiegel, der mir weniger schmeichelt, als du, versichert mich, daß ich kaum ein Mittelalter von Zweitausend Jahren erreicht zu haben scheine; indessen zähle ich deren bereits Sechstausend, und verdanke dieses hohe Alter dem Stein der Weisen, den mein Freund Henoch mir mittheilte, ehe er gen Himmel fuhr. Ich habe in meinem Leben nur wenig Schüler gezogen, unter welchen der Scythe Abaris, der Aegypter Hermes, und der Graf St. Germain mir Ehre machen. Ich habe so viel gesehen und erfahren, daß ich es am Ende nicht mehr der Mühe werth hielt, mich um das Menschengeschlecht zu bekümmern. Nichts Geringeres, als die heutige Begebenheit, konnte mich aus meiner Gleichgültigkeit wecken. Es schmerzt mich, daß ich ein

Zeuge eures unbesonnenen Taumels seyn muß. Ihr liebt das Neue und ich hasse es. Euer Hanns Jacob Rousseau declamirt gegen die Wissenschaften, und er hat Recht.

Das erste Weltalter, dessen ihr euch erinnert, nennt ihr das goldene. Damals leitete die Natur noch die Menschen am Gängelbande, und sie liefen recht artig auf vier Pfoten herum. Tausend Jahre nachher erlebte ich eine erstaunliche Revolution. Ein Wagehals schlug Zettel an alle Straßenecken, durch welche er bekannt machte, daß er gesonnen sey, auf den beiden Hinterpfoten zu gehen, ohne eine andere Vorsicht, als einen Fallhut und einen Laufzaum, daß er endlich sogar den Laufzaum wegwerfen und spornstreichs davon laufen werde.

Du kannst leicht denken, daß das ganze Publicum gegen ihn eingenommen war. Er betrügt uns! schrie Alles, was schreien konnte: er kann und wird nicht auf den Hinterpfoten gehn, und thut er es wirklich, so wird er auf die Nase fallen.

Indessen wurde ein Tag angesetzt. Großer Zusammenlauf von Einheimischen und Fremden! Wir hatten uns sämmtlich auf unsere Hacken gekauert, und erwarteten den Tausendkünstler mit Ungeduld. Er kam; er trat in unsere Mitte mit der zuversichtlichen Geberde eines Menschen, der seiner Sache gewiß ist. Der Erfolg krönte seine Verwegenheit. Alles Uebel, was daraus entsprang, ist zur Gnüge bekannt. Die Menschen liefen auf zwey Beinen von einem Ende der Welt bis zum andern, und erreichten bald das sogenannte silberne Weltalter.

Tausend Jahre nachher abermals eine große Revolution! Ein andrer Wagehals versprach, in einer Tonne auf dem Wasser herum zu schwimmen, die nur mit einigen

Stricken am Ufer befestigt seyn werde. Endlich wolle er sogar die Stricke abhauen lassen, und vor aller Welt Augen mit einer Stange von einem Ufer zum andern übersetzen. — Das Publicum staunte; wer schreyen konnte, schrie: er wird es nicht wagen, und wagt er es, so wird er ersaufen. Der Verwegene hielt Wort, und ersoff nicht. In Gegenwart einer zahllosen Menge von Zuschauern an beyden Ufern des Flusses, ließ er sich vom Strome wohl zehn Faden weit mit fortreißen. Unter dem Jauchzen des Volks stieg er aus seiner Tonne; man krönte ihn mit Lorbern, man trug ihn im Triumph auf den Händen bis zu seiner Wohnung. — So lernten die Menschen ein neues Element bezähmen, erfanden neue Bedürfnisse, und schifften mit gutem Winde aus dem silbernen Weltalter hinüber ins bleyerne.

Tausend Jahre nachher erlebte ich die sogenannten Heldenzeiten Griechenlands. Herkules drang auf einem Kahn bis in das Mittelländische Meer. Stolz auf seine Verwegenheit, wollte er das Andenken dieser unerhörten That verewigen, und errichtete zwey Säulen mitten im Garten der Hesperiden, mit der prahlenden Inschrift: nec plus ultra! — Ha! weiter wird es keiner bringen! Neue Gährung in den menschlichen Gemüthern; die Schiffahrt erzeugte die Handlung; die Völker tauschten gegen einander Bequemlichkeiten des Lebens, und Scheingüter des Luxus. — So wandelten die Menschen, in Purpur und Gold gekleidet, hinüber in das eiserne Weltalter.

Drey Tausend Jahre nachher fiel es einem Genueser ein, sich zu schämen, daß man immer nur ängstlich an den Küsten der drey bekannten Welttheile hin- und herfahre; er unternahm das Wagestück, den weiten Ocean zu durch-

schiffen. Neues Staunen! Neuer Unglaube! Allgemeines Murmeln: er wird nicht abreisen, und thut er es, so wird er nie wieder kommen.

Er reis'te ab, und kam wieder, nachdem er eine neue Welt entdeckt, oder vielmehr geschaffen hatte. Sein Schiff glich Pandorens Büchse; Gold, Gewürz und zerstörende Seuchen überschwemmten die Welt. Leihe mir einen Namen, Jüngling, für dieses böse Zeitalter! Bekenne, daß bis dahin Alles vom Schlimmen zum Schlimmern übergieng. Soll ich denn heute nicht zittern, da ein Verwegener dem menschlichen Geiste abermals neue Schranken aufschließt?

Der Schutzgeist.

Einige unbedeutende Zierrathen der Einkleidung abgerechnet, ist diese Geschichte wahr, und trug sich zu in den Jahren 1760-1766.

Armer Jean Renaud! dir gieng es auch nicht besser!

Von der Jagd ermüdet, hatte ich mich auf den Stamm eines abgehauenen Baumes gesetzt, und blickte herab auf einen Ameisenhaufen, der neben mir wimmelte. Millionen Ameisen mit Einem Blicke überschauen, ist eben so schwer, als Millionen Menschen. Ich wählte mir daher die geschäftigste unter dem Haufen, deren Thun und Treiben ich mit den Augen verfolgte.

Blicke nicht so stolz herab, weil du ein paar Stufen höher stehst. So schwebt vielleicht ein vollkommeneres Wesen über dir, und hat dich mitleidig ausgesondert von dem Ameisenhaufen, den du Welt nennst.

Kaum zwey Mädchen-Schritte seitwärts fand das

kleine Thier die ausgetrocknete Haut irgend eines Insects, belud sich damit und wanderte der Heimath zu. Mehr als einmal entfiel die Beute dem schwachen Zangen-Gebiß, die Unverdrossene faßte sie immer vom neuen. Ein Tannenreiß streckte ihr seine hundert Stacheln entgegen, sie unternahm und vollbrachte den weiten Umweg. Die Alpe eines Maulwurfshügels thürmte sich vor ihr auf, und wurde mühsam erklimmt. Die Lavine eines losgerissenen Sandkörnchens warf sie vom Gipfel in die Tiefe; sie arbeitete sich empor aus dem Schutt, und vollendete zum zweiten Male die beschwerliche Reise. Eine Regenwolke drohte sie wegzuschwemmen, sie badete geduldig in den Tropfen, die an den Grasspitzen hiengen. Endlich nahte sie sich den Grenzen ihrer Republik — ach! da rannte ein Jagdhund tölpisch freundlich auf mich zu, und trat die fleißige Ameise in den Staub.

Arme Menschen! die ihr mit Geduld und Fleiß eure Insectenhaut durch rauhe Wege schleppt, und im Alter das Ländgen der Ruhe zu erreichen hofft — schon steht ihr an der Grenze — da ereilt euch der Tod, und tritt die Früchte eines halben Jahrhunderts in den Staub! —

Armer Jean Renaud! dir gieng es auch nicht besser!

Er war ein Kaufmann aus Brest, den das Verhängniß nur Einmal, als Kind, sanft wiegte, dann aber sein ganzes Leben hindurch im Sturme herum schleuderte. Seinen Frühling drückte die Kälte der Armuth; der Jugendfreuden schöne Blüten erstarrten. Nicht der Karmin der Liebe, sondern das Bleiweiß der Arbeit übertünchte seine Wangen; nicht das süße Gift der Wollust, sondern das bittere Gift der Nachtwachen höhlte seine Augen aus. Dem fleißigen Anfänger streckte der Neid seine Stacheln entgegen, und als er geduldig ihm auswich; als er mühsam, mit

karger Beute beladen, den steilen Hügel erklimmte: da warf der Banquerout eines treulosen Freundes ihn wieder in die Tiefe.

Muthig arbeitete er sich empor unter den Trümmern seines Glücks; muthig begann er von neuem die rauhe Bann zu durchkeuchen; da brach die Gewitterwolke eines verheerenden Krieges herein, und drohte ihn zu ersäufen. Ein gutes Weib, das zwanzig Jahre lang Gram und Sorge redlich mit ihm getragen hatte, konnte endlich nicht weiter, warf ihre Last auch auf die Schultern des Mannes; und legte sich zur Ruhe.

Müde wie der Tagelöhner am Sonnabend warf sich Jean Renaud auf das Bett, um in den Sonntag eines bessern Lebens hinüber zu schlummern. Schon stand er an jener Pforte, die, außer dem unfreundlichen Pförtner, nichts Schreckliches hat; schon winkte der Todesengel ihm herein — da wandte er sich noch einmal um nach seinen beiden Kindern, und in seinem Auge glänzte die letzte Thräne. „Wackerer Philipp," sagte er, „gute Babet! ich hinterlasse euch nichts als einen ehrlichen Namen, und diese kleine Hütte, in welcher ihr gebohren wurdet. Du, mein Sohn, gedenke des Fleißes und der Redlichkeit deines Vaters! Du, meine Tochter, gedenke der Tugend deiner Mutter! euch beiden sey die Liebe und Eintracht eurer Aeltern immer gegenwärtig. Philipp, sey deiner Schwester männlicher Schutz; Babet, sey deines Bruders sanfte Gehülfin. Legt eure Hände in meine kalte Hand, und versprecht mir Frömmigkeit und Tugend, und der Geschwisterliebe unauflöslichen Bund."

Sie legten ihre Hände in seine kalte Hand, ihre Thränen mischten sich mit dem Todesschweiß auf der väerlichen

Stirn, und als sie noch stammelten, da gieng der Verklärte schon durch die Pforte; und als sie hinter ihm sich schloß, siehe da wurde das Gesicht des Pförtners freundlich; er streckte die verloschene Fackel aus, und sie entzündete sich wieder an einem ewigen Lichte.

Die verlassenen Waisen umarmten sich fest in der Dunkelheit des Lebens. Babet klammerte sich an ihren Bruder, wie ein Kind an den Rock seiner Wärterin. Philipp gedachte der letzten väterlichen Worte, und jener hohe Muth durchflammte seine Brust, der oft bey eigner Noth gebricht, aber in Thätigkeit empor lodert, wenn das nasse Auge eines lieben weiblichen Geschöpfs unsere Hülfe heischt.

So traulich und gnügsam, so still und eingeschränkt als Göthe's Geschwister, lebten sie fast ein Jahr. Babet glich Cicero's Mutter an Wirthschaftlichkeit, ob sie gleich weder leere noch volle Weinflaschen zu versiegeln hatte, *) und ihrem Bruder wurde „der Erwerb im Kleinen ehrwürdig, seit er wußte, wie sauer ein Thaler wird, wenn man ihn Groschenweise verdienen muß.“ **) Auch er hatte, wie Göthe's Wilhelm, seine Freude an der alten Käsefrau, die mit der Brille auf der Nase, beim Stümpfgen Licht, ein Stück nach dem andern auf die Waage legt, ab- und zuschneidet, bis die Käuferin ihr Gewicht hat — aber der Fluch des Schicksals, der seinen Vater drückte, schien auch auf ihm zu ruhen.

Das kleine enge Haus, das karge Erbtheil der fleißigen Geschwister, stieß an ein Hanfmagazin, in welchem in einer stürmischen Nacht Feuer auskam. Ehe noch Philipp und Babet sich aus dem ersten Schlafe aufzuraffen ver-

*) Siehe Middletons römische Geschichte, Tom. I. p. 2.
**) Siehe Göthe's Geschwister.

mochten, stand ihre Hütte schon in Flammen. Kaum durch leichte Nachtkleider bedeckt, rannte das schöne junge Mädchen hinaus auf die Straße und schrie um Hülfe; aber man vergaß über dem größeren Unglück das kleinere. Aller Hände wären beschäftigt, das Magazin zu retten, Niemand bekümmerte sich um die armselige Hütte. Noch verweilte Philipp unter ihrem brennenden Dache, um wenigstens seine Papiere in Sicherheit zu bringen, bis endlich das Krachen des einstürzenden Sparrwerkes ihn heraus trieb. Er suchte und fand seine jammernde Schwester, die lautweinend die Hände rang, indessen er selbst stumm und betäubt sein kleines Eigenthum brennen sah.

Ein Weißmantel gieng einigemal an den unglücklichen Geschwistern vorüber; er hörte Philipps erste Worte, die mit einer düstern Kälte ausgesprochen wurden: Sey ruhig, Schwester, es ist Gottes schwere Hand! — er fragte mit dem sanften Ton des Mitleids: „Haben Sie auch bey diesem Brande verloren?" —

Alles! sagte Philipp kurz abgebrochen, und sah starr vor sich hin. Alles! wiederholte Babet mit zitternder Stimme, indem sie Augen und Hände gen Himmel hob. Der Schrecken hatte das Blut von ihren Wangen gejagt, aber die Flamme röthete das Gesicht und den kaum verhüllten jungfräulichen Busen. Sie war schön, wie eine Braut, zu deren Lager sich die Strahlen der Morgensonne durch rothseidne Vorhänge stehlen.

Der Fremde schob seinen Hut ein wenig aus den Augen, und ließ den weißen Mantel von Mund und Nase fallen, als wolle er Babets Reize mit allen Sinnen in sich ziehen. „Kann ich Ihnen dienen?" wandte er sich höflich an ihren Bruder.

Philipp sah ihn zweifelhaft an; es war eine kühle Octobernacht und es hub an zu regnen; die Noth überwand jede Bedenklichkeit. „Ein Obdach, mein Herr,“ antwortete er, „nur für diese Nacht.“

„Für diese Nacht und für immer,“ erwiederte der Weißmantel. „Ich habe einige Zimmer in meinem Hause, die mir entbehrlich sind, und die ich Ihnen gern überlasse, bis Ihre Wohnung wieder aufgebaut seyn wird.“

„Wenn die Miethe für einen Verarmten nicht zu hoh ist?“ stotterte Philipp.

„Die Miethe? nein, mein Herr, der Dank eines ehrlichen Mannes ist Alles, worauf ich Anspruch mache, und auch den wünschte ich nicht einmal laut zu hören, den ich bin so reich, daß ich mich Ihres Dankes schämen müßte.“

„Darf ich den Namen des Engels wissen,“ stammelte Philipp, „den Gott in dieser trüben Nacht mir zum Trost gesandt hat?“

Bescheiden nannte der Fremde den Namen Lauraguais, und in dem Augenblicke rollte eine Feuerspritze vorüber, so ungestüm, daß Babet fast von den Rädern ergriffen worden wäre. Dieser Zufall, und der Regen, der immer reichlicher herabströmte, bewogen Babet, den dargebotenen Arm des gefälligen Fremdlings anzunehmen; er machte ihr Platz und führte sie aus dem Gedränge. Schüchtern sah sie sich nach ihrem Bruder um, der den letzten starren Blick auf die rauchenden Trümmer seines Eigenthums warf, und dann langsam folgte, ohne zu wissen, wem? noch wohin?

Der Name Lauraguais war ihm unbekannt. Seine Handelsgeschäfte hatten ihm keine Zeit übrig gelassen, sich um andere Namen, als die seiner Correspondenten

zu bekümmern. Er vermuthete auch nicht eher, daß der Weißmantel wohl ein vornehmer Herr seyn könne, bis sie an das Thor eines ansehnlichen Pallastes kamen, wo ein Tagedieb von Thürsteher sie demüthig empfieng, und seinen neuen Freund Herr Graf nannte.

Bey dem Worte Graf zog Babet erschrocken ihre Hand aus dem Arm des Führers, der doch nicht darauf zu achten schien, sondern beschäftigt war, dem Schweitzer einige Worte ins Ohr zu raunen. Sogleich eilten Bediente mit Lichtern herbey, und geleiteten die Ankömmlinge über den Hof in ein zierliches Nebengebäude, an dessen Eingang Graf Lauraguais sich bescheiden beurlaubte, und seinen Gästen eine sanftere Ruhe wünschte, als die traurigen Begebenheiten dieser Nacht hoffen ließen.

Die Geschwister fanden eine Wohnung von drei bis vier niedlichen, und nicht prächtig aber elegant möblirten Zimmern zu ihrer Aufnahme bereit. Die Bedienten versorgten sie schnell und höflich mit allem nothwendigen, und ließen sie allein.

Philipp sank in einen Sessel, sah starr vor sich nieder, und brachte die Nacht in einer dumpfen Betäubung zu. Babet, die, wie jedes Frauenzimmer, sich leichter in ihre neue Lage fand, konnte zwar auch nicht schlafen, aber sie vermochte doch ihrem Bruder Trost zuzusprechen.

Am andern Morgen erschien die Frau des Haushofmeisters, eine alte, dienstfertige Schwätzerin, beklagte den erlittenen Unfall, rühmte die Wohlthätigkeit ihres Herrn, und kramte ein Bündel Wäsche und Kleidungsstücke aus, deren die arme, halb nackte Babet vor der Hand am bedürftigsten war. Gegen Mittag kam der Graf selbst, ein schöner, junger Mann, der den feinen Weltton völlig inne

hatte, und sich, was er that, so wenig zum Verdienst anrechnete, daß seine Gegenwart nicht, wie die eines gemeinen Wohlthäters, drückend wurde. Er drang seinem Gaste einen ansehnlichen Vorschuß auf, der ihn in den Stand setzte, seinen Credit aufrecht zu erhalten. Die lähmende Muthlosigkeit des armen jungen Mannes wich; er hob das Auge vom Boden und richtete einen heitern Blick in die Zukunft; sein stummer Dank und Babets Thränen lohnten den Grafen.

Hoffnung und Ruhe zogen in die neue Wohnung. Philipp verdoppelte seinen Fleiß, Babet ihre Thätigkeit. Der Bruder lebte nur am Schreibtisch oder auf der Börse; die Schwester nur in der Küche oder am Nährahm. Mitten in einer volkreichen Stadt blieben sie gänzlich unbekannt mit der Welt, suchten keine Gesellschaft und empfiengen keine Besuche, die ihres Wohlthäters ausgenommen, der wöchentlich ein paar Mal sich nach dem Wohl und Weh seiner Pfleglinge zu erkundigen kam, und sich an ihrem zunehmenden Wohlstande ergötzte.

Nur des Sonntags führte Philipp seine Schwester zuweilen auf öffentliche Spaziergänge, wo das Flüstern und Fingerdeuten der schönen Welt um sie her, ihm schmeichelhaft schien, weil er es für eine Wirkung von Babets Schönheit hielt, und weit entfernt war, irgend einen andern Grund zu ahnen. Er liebte seine gute Schwester unaussprechlich; es that ihm weh, ihre Bildung vernachlässigen zu müssen, da es ihm an Zeit und Mitteln gebrach, das holde Kind der Natur durch die Kunst auszuschmücken. Er war daher froh, als er bemerkte, daß der Graf Geschmack an ihr fand, daß er sie öfter geistreich unterhielt, daß er sie mit den gewähltesten Büchern versorgte, und ihr endlich gar selbst Unterricht auf der Harfe gab. Die Art,

mit welcher alles dieses geschah, die ehrerbietige Bescheidenheit, welche der Graf gegen Babet beobachtete, das günstigste Vorurtheil, das seine Wohlthaten in Philipps Seele für ihn gegründet hatten, Unbekanntschaft mit der Welt und ein argloses Herz, ließen den wackern Bruder keine Gefahr für die geliebte Schwester besorgen. Wenn er auch zuweilen aus seiner Schreibstube auf die oft lange und leise Unterhaltung im dritten Zimmer horchte, und der Gedanke ihm durch die Seele fuhr: der Graf könne unlautere Absichten hegen; so beruhigte ihn sogleich die Gewißheit von Babets Tugend, die Unerschütterlichkeit ihrer Grundsätze. Er war überzeugt, daß er ihr erster Vertrauter seyn werde, weil seine innige Bruderliebe diesen Vorzug verdiene. Von der zerstörenden Macht der Leidenschaft hatte er keinen Begriff, denn er hatte selbst nie geliebt, und er gieng daher ruhig seinen Geschäften nach, ohne es anstößig zu finden, daß, während seiner Abwesenheit, Babet halbe Tage mit dem Grafen allein zubrachte.

Ein alter Freund seines Vaters unternahm es endlich, ihn aus seinem sichern Schlummer zu wecken. Er entdeckte ihm den zweydeutigen Ruf des Grafen im Puncte des schönen Geschlechts, und schmetterte ihn durch die Nachricht zu Boden, daß die nemlichen Zimmer, in dem Hause des Wollüstlings, welche Philipp jetzt inne hatte, seit vielen Jahren die Wohnung verrufener Dirnen gewesen sey. Er erklärte ihm das Flüstern und Zischeln der Leute, so oft er sich mit Babet auf öffentlichen Spaziergängen sehen ließ; „ich habe es mit meinen Ohren gehört," sagte er: „da geht die Maitresse des Grafen Lauraguais; das arme Mädchen! ihr eigner Bruder hat sie verkuppelt. — Wer Sie kennt," setzte er hinzu, „glaubt den Lästerzungen nicht, aber wie wenige kennen Sie."

Philipp knirschte vor Wuth, und weinte vor Schmerz. Zwar stieg noch immer nicht der leiseste Zweifel, weder an der Tugend seiner Schwester, noch an den Absichten des Grafen in ihm auf, „denn," sprach er: „der Graf sey, was er wolle, er ist mein Wohlthäter, und als solcher unfähig, mich zu beschimpfen;" aber um Babets Ruf zu schonen, beschloß er, auf der Stelle auszuziehen, und mit diesem Entschluß eilte er nach Hause.

Er fand seine Schwester allein. Es kam ihm vor, als habe sie rothgeweinte Augen, und als sey ihr Empfang nur gezwungen freundlich; das vermehrte seine üble Laune, nährte den Keim des Mistrauens. In großer Bewegung gieng er auf und nieder, und suchte Worte für einen schonenden Vortrag. Babet merkte, daß etwas ungewöhnliches in ihm vorgieng, und verfolgte ihn mit schüchternen Blicken. Noch nie war er mit seiner Schwester in einer so peinlichen Lage gewesen; zum ersten Male drückte ihn ihre Gegenwart; dieß Gefühl ward ihm bald unerträglich; er sammelte sich und hub an, mit Sanftmuth und Schonung seine Qualen in den schwesterlichen Busen auszuschütten. Er hielt ihre zitternde Hand in der seinigen; helle Thränen rollten ihm über die Wangen; er sprach mit brüderlicher Innigkeit, und wurde es nicht gewahr, daß er Babets Herz zerfleischte.

Doch welches Entsetzen ergriff ihn, als er, bey der Wiederholung der letzten Worte seines Vaters: Gedenke der Tugend deiner Mutter! das arme Mädchen plötzlich zu seinen Füssen stürzen sah; als er im Kreischen der Verzweiflung das Bekenntniß von ihren bebenden Lippen hörte — sie sey verführt!

Er riß sich los aus den schwesterlichen Armen, die seine

Kniee umklammert hatten, stürzte in das Nebenzimmer, schloß die Thür hinter sich zu, warf sich aufs Bett, und drückte sein Gesicht in die Kissen, als wolle er sich bergen vor dem Gespenst, das seine kalte Hand nach ihm ausstreckte. Mehrere Stunden lag er so. Babets Schluchzen, ihr Jammern an der Thüre, ihr Herz durchschneidende Stimme: Bruder! lieber Bruder! weckten ihn aus der Betäubung. Er hörte die arme Babet an der Thüre niedersinken und wimmern. Ach! er hegte keinen Groll gegen sie. Nur sich selbst machte er die bittersten Vorwürfe, daß er seines Vaters letzten Willen so nachläßsig befolgt; nur sich selbst klagte er an, daß er durch seine Sorglosigkeit der Urheber dieses Jammers geworden.

Er öffnete die Thür, nahm Babet liebreich in seine Arme, tröstete sie, und bat, ihn nur noch Eine Stunde allein zu lassen, um über seine Pflicht in diesem traurigen Verhältniß nachzusinnen. Babet wankte hinaus — Philipp ermannte sich, und ehe eine Stunde vergieng, hatte er seinen Entschluß gefaßt. Mit jener kalten Ruhe, die auch das Unglück nicht raubt, wenn der Mann im Sturm der Leidenschaften das Fünkchen der Vernunft lebendig erhalten, trat er heraus, bat seine Schwester, sich bereit zu halten, ihm in ein anderes Haus zu folgen, und übrigens die Rache ihrer beleidigten Ehre Gott und ihm anheim zu stellen. Babets Auge hieng ängstlich forschend an dem brüderlichen, unbewegten Antlitz, in welchem nur das Auge funkelte, wie eine Kohle, die der Vulcan auf den beschneiten Gipfel wirft.

„Ach Philipp!" rief sie bebend: „was willst Du thun? — ich liebe den Grafen! — ich werde seine Gattin seyn — er hat es mir geschworen" —

„Hat er das? desto besser! meynst Du, er werde Wort halten?“

„Er wird — so bald nur gewisse Verhältnisse“ —

„Spricht er von Verhältnissen? — ich verstehe. Unsere Ehre ist das erste Verhältniß, welches er wieder herstellen muß. — Genug, Schwester! ich werde handeln, wie es mir geziemt. Keine Uebereilung, aber auch keine Niederträchtigkeit. Vor der Hand siehst Du ihn nicht wieder. Versprichst Du mir das?“

Er reichte ihr die Hand. Sie versprach, ihm als ihrem Vater zu gehorchen. Er gieng. Sie verschloß ihre Thüren, und als der Graf, um Philipps Abwesenheit zu nutzen, wirklich klopfte, da schluchzte sie leiser, um ihre Gegenwart nicht zu verrathen.

Philipp hatte bisher immer gehofft, sich nach und nach wieder empor zu arbeiten; dann war sein Lieblingswunsch, die Brandstätte aufs neue anzubauen, und zwar nach dem nemlichen, freilich etwas veralteten Plane, in dessen Erinnerung aber die seligen Tage der Kindheit schwammen. Er wollte gleichsam die Freuden seiner Jugend aus dem Schutt hervorziehen, indem er die Küche wieder an die nemliche Stelle setzte, wo sie vormals stand, als ihm der Küchenzettel noch so merkwürdig war, und die Schreibstube in eben den Winkel, in welchem sein Vater so manchen Schweißtropfen vergossen hatte. Dieser Bauplan war sein Steckenpferd, seine Unterhaltung, wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, sein Luftschloß, wenn er spazieren gieng. Oft schon hatte man den wüsten, aber wohlgelegenen Platz ihm abkaufen wollen; mancher Speculant hatte sich erboten, ihn über den Werth zu bezahlen; aber die Freuden der Einbildungskraft konnte des Käufers Gold

nicht aufwiegen. Philipp blieb dabey: die Spanne Land ist mir nicht feil — und nun — und nun war sie ihm plötzlich feil geworden; nun bot er selbst seine lieben Trümmer aus, mit einer Hastigkeit, die den Kauflustigen seine Noth verrieth. Sie zuckten die Achseln, stellten sich gleichgültig, boten geringe Summen, und zwangen ihn, den Rest seines väterlichen Erbtheils weit unter dem Werthe los zu schlagen. Doch Philipp war schon zufrieden, wenn er nur so viel zusammen raffen konnte, um den Vorschuß des Grafen zu tilgen. Gern ließ er noch ein Procent fallen, unter der Bedingung, daß der Kaufschilling auf der Stelle erlegt werde. Hastig strich er das Geld ein, und in der nächsten Minute stand er keuchend im Vorzimmer des Grafen.

Er ward gemeldet. Der Graf kam ihm freundlich entgegen, und freute sich des seltenen Besuches. Philipp bat um eine geheime Unterredung, der Graf wurde verlegen, sah ihn forschend an, und bemerkte das Zucken seiner Muskeln, die, in Gegenwart des Kammerdieners, mit einem erzwungenen Lächeln kämpften. Aber der Weltmann wußte sich zu beherrschen, seine Miene blieb sanft und heiter; er nahm Philipp bey der Hand, und führte ihn in sein Cabinet.

Philipp schaute um sich, und eine Art von Zufriedenheit glänzte in seinen Blicken, als er sah, daß das Cabinet nur Einen Ausgang habe. Der Graf lud ihn ein, sich auf dem Sofa nieder zu lassen, aber er pflanzte sich vor die Thür, zog schweigend seine Geldbörse heraus, und zählte die geborgte Summe auf den nächsten Tisch.

„Was machen Sie, mein Freund?“ fragte Lauraguais.

Philipp antwortete nicht, aber das Zittern seiner Hand verrieth die Bewegung seiner Seele.

Als das Geld da lag, wandte er sich um: „Hier, Herr Graf, ist meine Schuld sammt den Zinsen."

„Ihre Schuld? — wer hat Sie darum gemahnt? — warum wollen Sie mir das Vergnügen rauben, Sie mit dem zu unterstützen, was mir so entbehrlich ist? — und sogar Zinsen? — Sie beleidigen mich, mein wackerer Freund!"

Philipp antwortete nicht, sondern fuhr hinab auf den Grund seines Beutels, holte noch eine Hand voll Geld heraus, und fieng aufs neue an zu zählen.

„Noch mehr?" stotterte der Graf, dessen Verlegenheit immer sichtbarer wurde; „sind Sie mir noch etwas schuldig?"

„Allerdings," versetzte Philipp, „hier ist die Hausmiethe für 5 Monate, so hoch berechnet, als hätte ich im Gasthof gewohnt."

„Mein Herr!" sagte Lauraguais entrüstet, „ich bin kein Gastwirth, meine Zimmer stehn nur Freunden offen."

„O!" erwiederte Philipp bitter lächelnd: „ich weiß, wem sie offen stehen. Genug, Herr Graf, wir sind quitt; ich habe Sie bey Heller und Pfennig bezahlt; jetzt erwarte ich das Nemliche von Ihnen."

„Von mir?"

„Ja, mein Herr! Bezahlen Sie mir die Ehre meiner Schwester!" — Der Graf erblaßte — Philipp fuhr fort:

„Als die Feuersbrunst in jener unseligen Nacht mein kleines Eigenthum verzehrte, da murrte ich gegen die Vorsehung, und wähnte, sie habe uns Alles geraubt. Ich Undankbarer! wir besaßen noch einen Schatz, den keine Flam-

me vertilgen konnte — einen ehrlichen Namen! wir waren noch rein durch Unschuld und Tugend. Jetzt erst, mein Herr! jetzt bin ich ein Bettler. Sie haben das Recht der Gastfreyheit geschändet! Sie haben meine Schwester zur verworfenen Dirne erniedrigt — und nun frage ich Sie: wollen Sie den Bruder zum Mörder machen?" —

„Herr Renaud" — stammelte der Graf mit blassen Lippen —

Philipp. Die arme Waise hatte Niemanden auf der Welt als mich; ich allein muß für sie sprechen und handeln. (Er trat einen Schritt näher.) Noch ist mein Glaube an ihre Redlichkeit nicht ganz erloschen. Sie haben meiner Schwester die Ehe versprochen. War das Ihr Ernst? Lieben Sie sie wirklich? Soll Babet Ihre Gemahlin werden? — Ich bitte um eine bestimmte Antwort.

Der Graf hatte sich ein wenig gefaßt. Sanft und mit Würde bat er den Jüngling, sich nicht durch Hitze hinreißen zu lassen, sondern der kalten Vernunft Gehör zu geben. Er gestand reumüthig ein, daß seine Leidenschaft für Babet, ihn über die Grenzen der Tugend geschleudert; daß er einen Fehltritt gethan, welchen auf die schicklichste Art wieder gut zu machen, ihm Pflicht sey. Gern, sehr gern werde er Alles thun, was seine Lage ihm nur immer erlaube. Er werde sich sogar glücklich schätzen, Babet seine Gattin zu nennen, wenn es nur ganz von sich selbst abhienge. Aber seine Verbindungen bey Hofe — das Vorurtheil — alberne Verwandte — und besonders ein rauher Oheim, dessen einziger Erbe er sey — Alles das würde einen solchen Schritt vor der Hand zur Unbesonnenheit machen. „In einigen Jahren," setzte er hinzu, „lassen sich vielleicht alle Hindernisse aus dem Wege räumen; bis da-

hin, Herr Renaud, erlauben Sie mir, für das Glück dieses lieben Mädchens Sorge zu tragen; es soll ihr an Nichts fehlen; weder für die Gegenwart noch Zukunft soll sie den Mangel zu fürchten haben — und auch Sie, mein Freund — "

„Haben Sie mir nichts weiter zu sagen?" — unterbrach ihn Philipp.

„Sie sind zu vernünftig," versetzte Lauraguais, „um in diesem Augenblicke mehr von mir zu begehren. Sie würden Ihre Schwester nur doppelt unglücklich machen, wenn Sie verlangten, daß ich meine ganze politische Existenz durch einen raschen Schritt vernichten solle."

Philipp sah ihn verächtlich an, und zog den Degen. „Vertheidigen Sie sich, mein Herr!"

Der Graf. Wie? Herr Renaud! ich bin unbewaffnet —

Philipp. In jenem Winkel steht ein Degen, Sie dürfen nur die Hand darnach ausstrecken.

Der Graf. Besinnen Sie sich, Freund —

Philipp. Ha! mein Vater hat mir auf dem Sterbebette die Tugend meiner Schwester anvertraut; retten kann ich sie nicht mehr — aber rächen! Fort, Herr Graf, ohne Zaudern.

Lauraguais machte eine Bewegung, welche verrieth, daß er nach der Klingel greifen wollte, die über dem Sofa herabhieng. Philipp bemerkte es, und zog rasch ein Pistol aus der Tasche. „Herr!" rief er wüthend: „wenn Sie mir nicht Genugthuung geben wollen, wie ein Mann von Ehre, so schieße ich Sie nieder, wie einen Straßenräuber!"

„Wohlan, unbesonnener Jüngling!" stammelte der Graf mit vor Zorn bebenden Lippen: „Du selbst magst für die Folgen haften."

Sie fochten. Philipp hatte nie einen Degen in der Hand gehabt; nur als Vertheidiger der Unschuld hielt er sich seinem Gegner gewachsen. Wüthend stürzte er auf den Grafen ein. Lauraguais hatte den großen Vortheil der Kunst, und den noch größeren des kalten Blutes über ihn. Der Kampf war in Einer Minute entschieden: Philipp stürzte zu Boden und schwamm in seinem Blute. Der Graf — ein Wollüstling, aber kein verstockter Bösewicht — rief hastig seine Leute, und bot Alles auf, dem Unglücklichen zu helfen. Die geschicktesten Wundärzte wurden herbey geschafft, der Verwundete auf des Grafen eignes Bett gelegt. Babet erfuhr nichts, und war in der heftigsten Unruhe über das Außenbleiben ihres Bruders. Lauraguais selbst wachte die Erste Nacht an Philipps Bette, und als der Wundarzt, nach Abnahme des ersten Verbandes erklärte, daß der Verwundete nicht außer Gefahr sey; da hielt der Graf es seiner Sicherheit gemäß, die Stadt zu verlassen.

Er gab seinem Haushofmeister die strengsten Befehle, den Kranken aufs Beste zu verpflegen; er versprach den Aerzten reiche Belohnung, wenn sie ihn wieder herstellten, und endlich schrieb er an Babet den reuigsten zärtlichsten Brief, in welchem er ihr mit der möglichsten Schonung das Vorgefallene beybrachte, und sie bat, während seiner Flucht, von dem Pallaste aus ihrem Eigenthum, Besitz zu nehmen. Er fügte diesem Briefe das Geld bey, welches Philipp ihm bezahlt hatte, verdoppelte die Summe, warf sich in den Wagen, und floh, mit einer Gewissensangst beladen, die, bey allen seinen vorherigen Ausschweifungen, ihm fremd geblieben war.

Athemlos und mit zerstreutem Haar, flog Babet übe

den Hof, die Treppe hinauf, an das Schmerzenslager ihres Bruders. Vergebens hielt man sie zurück, mit wildem Blick riß sie die Vorhänge weg, sah starr auf das leichenblasse Antlitz, und stürzte kreischend zu Boden. Erst als sie seinen leisen Athemzug vernahm; als sie gewiß war, daß er noch lebte, gab der Schmerz ihr Thränen, und mit glühenden Zähren wusch sie das brüderliche Blut von den befleckten Händen.

Die Heilkraft der Natur, so rege im Jüngling, so träge im Greise, gab seinem Körper die Gesundheit, aber nicht seiner Seele die Ruhe wieder. Er verließ den Pallast, das Grab der Unschuld seiner Schwester, so bald er wieder Kräfte hatte, sich tragen zu lassen. Das Geld des Grafen blieb in den Händen des Haushofmeisters.

Tausend Entwürfe der Rache durchglühten sein Gehirn, als er noch in der Hitze des Wundfiebers lag, und die Jammergestalt seiner Schwester bließ die Asche von den Kohlen, als sein Blut schon wieder ruhiger floß. Bald wollte er die Spur des Räubers durch ganz Frankreich verfolgen, und Rache nehmen oder den Tod finden; bald wollte er mit der gemordeten Unschuld an den Stufen des Thrones niederknieen, und um Gerechtigkeit schreyen. Babets lindernde Sanftmuth ward endlich Meister über seinen verzehrenden Grimm. „Laß ihn fliehen,“ sagte ihr bittendes Auge: „Gott wird ihn finden! — nicht vor dem Throne Ludwigs, wo höfische Verdorbenheit mit den Freunden des Verführers im Bunde steht, nein, vor Gottes Throne laß uns knieen!“ —

Er gehorchte der Stimme des duldenden Engels, er verschloß seinen Gram in den Busen, und suchte Zerstreuung in Geschäften. Aber vergebens! Seine Vaterstadt war

ihm verhaßt; wo er gieng, wähnte er, man lese der Schwester Schande auf der Stirn des Bruders; wer sich nach ihm umsah; wer von ungefähr das Fenster öffnete, wenn er vorbey gieng; wer zufällig lächelte; der stieß ihm Dolche ins Herz. Jedes Flüstern, jedes Augenwinken deutete er auf sich; der Aufenthalt in Brest wurde ihm eine Hölle; er raffte die letzten Trümmer seines Vermögens zusammen, und floh mit Babet nach Westindien.

Die Liebe gab, wie Geßner singt, dem Ersten Schiffer das Ruder in die Hand, und setzte sich zu ihm in einen ausgehöhlten Baum. Aber nicht die Liebe war Columbens Steuermann auf ungebahnten Meeren; die Menschenliebe stand am Ufer und weinte, als ein frischer Wind in seine Segel bließ. Habsucht und Ruhmbegier saßen oben im Mastkorbe, und schauten immer wach nach jeder Nebelwolke, die ein unbekanntes Land in ihrem Schoose zu tragen schien. Endlich, am 4ten December 1492 hatte die blühende Insel Hayti das Unglück, mit dem europäischen Namen Hispaniola getauft zu werden. Hier schieden Habsucht und Ruhmgier brüderlich von einander; die erstere gieng ans Land, um den Hunger zu stillen, und die letztere kehrte zurück nach Europa an die Wiege Franz des Ersten.

Hispaniola, jetzt mehr noch unter dem Namen St. Domingo bekannt, nahm unsere Flüchtlinge auf in seinen blühenden Gefilden. Die schöne fruchtbare Ebene von Cap de François breitete sich vor ihnen aus; sie näherten sich den Wohnungen der reichen Pflanzer, mit stumpfen Sinnen für die Reize der neuen üppigen Natur um sie her; denn ihre Herzen waren beklemmt, und der Schleier, der über ihrer Zukunft lag, verhüllte auch die liebliche Landschaft vor ihren Blicken.

Ein Empfehlungsschreiben des nemlichen alten Freundes, der durch seine wohlgemeynte Warnung Philipps Ruhe zerstörte, war Alles, worauf die armen Geschwister ihre Hoffnung bauten. Es war an einen gewissen François Melun gerichtet, einen der wohlhabensten Pflanzer auf der Insel, dessen Negersklaven das Land, und dessen Schiffe das Meer bedeckten.

Mit jener Schüchternheit, die das Verdienst begleitet, wie die Schamröthe die Unschuld, trat Philipp vor den Alten, und überreichte ihm zitternd den entscheidenden Brief. Einige Schritte hinter ihm stand die zagende Schwester, und erwartete mit klopfendem Herzen ihr Urtheil von den Lippen des alten Mannes. Er las, zuckte die Achseln, las wieder, und bedauerte, daß er eben keine Stelle zu vergeben habe.

Doch die Empfehlung seines redlichen Correspondenten war so dringend, und der niedergeschlagene, kummervolle Blick des jungen Mannes sprach so rührend, daß er, nach einigem Hin- und Hersinnen, den Fremdling doch anzustellen versprach, wenn er nur seiner Schwester ein anderes Unterkommen zu verschaffen wisse, weil für diese im Hause kein Platz vorhanden sey. — Diese harte Bedingung erstickte den Funken der Freude, der in Philipps Auge zu leuchten begann. Wehmüthig sah er sich nach Babet um, welcher eine stille Thräne sich über die Wange stahl; und schon schwebten die Worte: Arme Schwester! laß uns weiter gehn! ihm auf der Lippe; als plötzlich durch eine Nebenthüre ein reizendes, weibliches Geschöpf von kaum sechszehn Jahren hereinhüpfte; eine jener schlanken Kreolinnen, mit schwankendem Gange, leicht bekleidet, im griechischen Geschmack; keine regelmäßige Schönheit,

aber viel Physiognomie, bläß, mit schwarzen lebhaften Augen, und langen Augenwimpern. Francisca hieß das holde Geschöpf, welches die jüngere Schwester der Elisa Draper zu seyn schien. Sie war oft träge und indolent, wie alle ihre Landsmänninnen, aber auch eben so reizbar als jene. Sie war der Abgott des Hauses, und die Freude des alten Vaters, über den sie alles durch ein bittendes Schmeichelwort vermochte.

Mit einem Blicke ihrer großen schwarzen Augen hatte sie die Gestalten der Fremdlinge aufgefaßt. Philipp gefiel ihr, und Babet interessirte sie. Die Thräne, die unabgetrocknet auf der Wange des Mädchens stand, der Kummer, der ungelindert das Haupt des Bruders beugte, fanden leicht den Weg zu ihrem reizbaren Herzen. Sie schmiegte sich an ihren Vater, sprach eines ihrer sanften, allmächtigen Worte, und Babet ward in die Zahl der vielen Kammermädchen aufgenommen, die ihre Herrschaft brauchten, und wenig von ihr gebraucht wurden. Den Bruder setzte der Alte in sein Comtoir, und prüfte ihn anfangs durch kleine, und nach und nach durch immer verwickeltere Geschäfte; er bestand die Prüfung als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und bewährter Redlichkeit; er stieg mit jedem Tage in der Gunst und dem Zutrauen seines Herrn; so wie Babet sehr bald aus einem Kammermädchen eine Gesellschafterin, und aus einer Gesellschafterin Francisca's Freundin wurde.

Die Zeit vernarbte allmählig die Wunden der Geschwister, und Philipp, dem der alte Melun gern jede Gelegenheit erleichterte, sich selbst etwas zu erwerben, sah durch unermüdeten Fleiß, vom Credit seines Herrn unterstützt, sein Glück immer schneller und schneller wieder aufblühen. Ein-

heitere Zukunft lächelte ihm; er wähnte sich geborgen vor den Stürmen des Schicksals — als plötzlich neue, bis jetzt ihm unbekannte Leiden, seine Ruhe auf lange untergruben. Der Tyrann der Sterblichen, der oft Fürsten demüthigt und Bettler beglückt, die Liebe schlich in sein unbewachtes Herz.

Franciska täglich sehn, ihr an der Tafel gegen über sitzen, immer neue Reize des Körpers und der Seele an ihr ausspähen, so manchen freundlichen Blick haschen, so manche unschuldige Vertraulichkeit genießen; das war zu viel für einen jungen Mann von 26 Jahren, dessen Herz noch keine Dirne verwahrlos't hatte. Es währte lange, ehe er sich seiner Gefühle selbst bewußt war; und als er nicht mehr zweifeln konnte; als das Bild der Holden ihm zwischen den Zahlen am Schreibtisch herumhüpfte, und von da in seine Träume übergieng; als Zerstreuung in den wichtigsten Geschäften ihn oft seltsam überraschte: da erschrack er, wie ein Sohn, der die Hand ausgestreckt hat, um zum ersten Male seinen Vater zu bestehlen; gedachte der ernsten Pflichten, die er seinem Wohlthäter schuldig sey; gedachte der unsinnigen Thorheit, um eine reiche Erbin zu buhlen; und versank aufs neue in düstere Schwermuth.

Zwar verbarg er die Flamme, die ihn verzehrte, vor den Augen argloser Zuschauer, selbst vor denen der Geliebten; nur den spähenden Blicken seiner Schwester konnte er sie nicht verbergen. Sie entlockte ihm das Geheimniß in einer traulichen Stunde, milderte durch diese Herzens-Ergießung seinen Kummer, und gab ihm — was ein Frauenzimmer in solchen Fällen am besten geben kann — milden Trost — ach! ein Geschenk, dessen sie selbst bedürftig war, denn keine ferne Hoffnung schimmerte ihr für den geliebten Bruder. Sie wußte — was sie freylich dem Liebenden

sorgfältig verbarg — daß Francifka schon seit Jahren an einen gewissen Hrn. de Noyer versprochen war, der sich jetzt in Europa aufhielt, dessen Zurückkunft aber täglich erwartet wurde.

Zwar empfand die Verlobte eben keine Neigung für ihn; sie war noch ein Kind, als er St. Domingo verließ, aber sie gehorchte doch ohne Widerwillen dem Wunsche ihres Vaters, und überließ sich sogar einer Art von Freude, als ein Brief ihr die baldige Ankunft ihres Bräutigams verkündete. Babet trat schweigend ans Fenster; Francifka sprang herzu, und überraschte eine Thräne, die verstohlen einen Rosenstock bethaute; sie erstaunte, und drang mit Hast und Hitze in ihre Freundin, um die Ursache dieser unzeitigen Thräne zu erfahren. „Kennst Du den Hrn. de Noyer?" sprach sie forschend: „hast Du ihn vielleicht in Europa gekannt? — meynst Du, ich würde durch ihn nicht glücklicher werden? — sage mir Deine Gründe. — Fürchtest Du, man werde Dich von mir trennen? — Sey unbesorgt, uns trennt nur der Tod."

Eine Menge ähnlicher Fragen folgten sich schnell und hastig. Francifka sprach mit so vieler Lebhaftigkeit und Gutmüthigkeit; hatte ihren Arm so traulich um Babets Nacken geschlungen, indem sie mit der Hand ihr sanft die nasse Wange streichelte, den Kopf auf ihre Schulter lehnte, und mit Innigkeit bat: weine nicht! sag' es mir warum Du weinst! daß Babet gerührt und betäubt, sich einen Augenblick vergaß, und die Worte entschlüpfen ließ: mein armer Bruder! — Sie erschrack — Francifka wand sich plötzlich los, und rief mit großen forschenden Augen: Dein Bruder? —

Die verwirrte Babet heftete ihren Blick auf den Ro-

senstock, ihre zitternden Finger spielten mit den Blättern, sie antwortete nicht. Mit glühenden Wangen legte Francisca ihre Hände auf Babets Schultern, drehte sie hastig zu sich, und sprach bewegt: Mädchen! was ist das mit Deinem Bruder? — Schüchtern hob Babet ihr feuchtes Auge empor, Wehmuth glänzte in der Zähre — das Wort erstarb auf ihren Lippen — sie entschlüpfte dem Arme der Freundin und floh in den Garten, um allen fernern Fragen auszuweichen.

Aber Franciska wußte schon genug; ihr Herz ahnete, was vorgieng, und die weibliche Eitelkeit errieth leicht das übrige. Sie warf sich auf ihren Diwan, schuf durch seidene Vorhänge eine künstliche Dämmerung um sich her, und musterte Philipps Betragen seit seinem Eintritt in das Haus: seine Unbefangenheit in den ersten Monaten, seine Schüchternheit in den letzten; sein Erröthen, wenn sie ihn ansah, seine Zerstreuung, wenn sie mit ihm sprach; das träumerische Herumwandeln in Busch und Hecken; die sorgfältigere Wahl seiner Kleidung; kurz, alles, alles verrieth laut: „er liebt Dich, Franciska! und Du darfst ihn nicht wieder lieben — darfst ihn nur bedauern!" —

Von dieser Zeit an wurde das holde Mädchen ernster als gewöhnlich. Sie vermied ängstlich, mit Babet von ihrem Bruder zu sprechen; sie speis'te oft auf ihrem Zimmer; kam sie zur Tafel, so sah sie schüchtern auf den Teller; und begegnete ihr Auge von ungefähr Philipps Blicken, so überflog eine schnelle Röthe ihr blasses Antlitz. Kam sie zurück in ihr Schlafgemach, so schwebte Philipps traurende Gestalt ihr vor, sein hohles Auge und der kummervolle erloschene Blick. Sie fühlte, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Hätte er es gewagt, ihr seine Liebe zu entdecken, so

würde

würde der Stolz ihr Waffen geliehen haben; aber diese Bescheidenheit — dieß rührende Schweigen und stille Dulden — was wirket mehr auf ein weibliches Herz?

Auch Babet schwieg. Nicht die leiseste Anspielung überschritt die Grenze der Vertraulichkeit, die das Gefühl empfangener Wohlthaten zwischen ihr und Franciska gezogen hatte. So sehr die letztere dieß zarte Benehmen anfangs billigte, so drückend wurde es ihr in der Folge, als ihr eignes Herz sich ins Spiel mischte. Oft wünschte sie heftig, Babet möchte ihrer Scham und ihrem Stolze zu Hülfe kommen, ihr ein Bekenntniß erleichtern, das ihrem wunden Herzen den Trost der Freundschaft gewähren würde; aber vergebens! Babet blieb ihrem Vorsatz getreu, und half ihres Bruders stillen Kummer still tragen.

Eines Tages setzte sich der alte Melun schmunzelnd zu Tische, ergriff das Glas, und brachte es seiner Tochter auf die glückliche Ankunft ihres Bräutigams. Eine Glut überströmte Franciska's Wange, Stirn und Busen; sie führte das Glas zitternd zum Munde, und befeuchtete ihre trockene Lippen. Der Vater lächelte schalkhaft, denn er hielt ihr Benehmen für jungfräuliche Schamhaftigkeit. Auch dann erwachte noch kein Mißtrauen in seiner Seele, als Philipp, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, plötzlich aufsprang und hinaus taumelte. Franciska war einer Ohnmacht nahe. Babet mußte ihr Glas alle Augenblicke an den Mund setzen, um durch einen Schluck Wasser die mit Gewalt heraufsteigenden Thränen hinab zu zwingen.

Glücklicherweise begann der Alte eine lange, für ihn sehr interessante Erzählung, von den Glücksumständen seines künftigen Schwiegersohnes, und trank dabey so oft auf seine Gesundheit, daß er, von Allem, was um ihn

vorgieng, nichts bemerkte, sondern nach einer halben Stunde mit einem fröhlichen Rausch das Bett suchte.

Herr de Noyer kam wirklich. Er war ein wackerer Mann, der Weltkenntniß und Biedersinn in sich vereinte. Er fand seine Braut über alle Erwartung liebenswürdig, betrug sich gegen sie äusserst gefällig, ward ihr nie durch Zudringlichkeit lästig, und erwarb sich bald durch seine heitere immer gleiche Laune ihr Wohlwollen, durch die Eigenschaften seines Geistes und Herzens ihre Hochachtung. Zwar — lieben konnte sie ihn nicht; denn selten liebt ein Mädchen den Mann, den es nicht selbst gewählt hat; aber sie empfand keinen Widerwillen gegen diese Verbindung, und hätte sie nur den jungen Renaud nie gekannt, sie würde Herrn de Noyer mit Freuden ihre Hand gereicht haben.

Der arme Philipp ließ sich seit der Ankunft des glücklichen Bräutigams nicht mehr vor ihr sehen. Es war ihm unmöglich, ein Zeuge der kleinen Vertraulichkeiten zu seyn, die jener sich natürlich bey einem Mädchen erlaubte, welches in wenigen Wochen seine Gattin werden sollte. Auch war Philipp wirklich krank; die Leiden seiner Seele verzehrten die Kraft seines Körpers; er schlich umher wie ein Schatten, betrieb seine Geschäffte mechanisch, und fühlte, daß bald jede Anstrengung ihm unmöglich seyn werde.

Der alte Melun wurde dieß täglich anwachsende Uebel gewahr. Weit entfernt, die wahre Ursache zu ahnen, glaubte er, das Klima sey dem Jüngling nicht zuträglich, und da er ihn wirklich väterlich liebte, so that er ihm, wiewohl ungern, den Vorschlag, St. Domingo zu verlassen, und mit dem, was er sich erworben, auf irgend einer andern westindischen Insel einen eigenen Handel anzufangen. Er versprach, ihn mit seinem ganzen Kredit zu

unterstützen, und ihm sogar ein neues Schiff zu schenken, welches er vor kurzem gekauft hatte.

Philipp ergriff diesen Vorschlag mit einer fieberhaften Begierde. Er küßte die Hand des Greises; ein lebhafter Funke entzündete sein mattes Auge; ein elektrischer Schlag gab seinem Blute raschern Umlauf, und mit rastloser Thätigkeit begann er die Anstalten zu seiner Abreise zu treffen, um wo möglich noch vor der verhaßten Hochzeit ein Land zu fliehen, wo seine liebsten Hoffnungen am Fuß des Brautbettes zu Grabe giengen.

Als Franciska diesen raschen Entschluß erfuhr, schloß sie sich in ihr Zimmer und weinte bitterlich. Sie fühlte, daß sie allein die Ursache einer Flucht sey, die den edlen Jüngling vielleicht aufs neue den Stürmen des Schicksals Preis geben werde, und doch — was konnte sie thun als weinen, und ihn weinend segnen! — Je näher seine Abreise heran rückte, je beklemmter wurde ihr Herz, und in den letzten Tagen war es ihr unmöglich, öffentlich zu erscheinen. Sie schützte Unpäßlichkeit vor, blieb auf ihrem Zimmer und arbeitete an einer Flagge, mit welcher sie das von ihrem Vater geschenkte Schiff ausschmücken wollte. Auf ein großes weißes Tuch stickte sie einen schwebenden Engel, der in seiner Hand ein Vergißmeinnicht hielt. Sie hatte oft bis tief in die Nacht am Stickrahmen gesessen, und mit warmen Eifer eine Kunst getrieben, in welcher sie eine Schülerin der Penelope zu seyn schien. Das Gefühl, welches sie bey der Arbeit beseelte, gab dem Bilde ein täuschendes Leben. Der Engel lächelte, und doch umwölkte unverkennbar ein stiller Gram seine Stirn.

Jetzt war die Flagge fertig, das Schiff zum Absegeln bereit, und Philipps Abreise auf den kommenden Morgen

festgesetzt. Da sprach Francisca in der Abenddämmerung mit klopfendem Herzen zu ihrer Freundin: „Geh, rufe mir deinen Bruder, daß ich ihm auch ein Lebewohl sage."

Die gute Babet, deren verweintes Auge sich bey diesen Worten mit neuen Thränen füllte, wankte hinaus, und führte bald nachher ihren zitternden Bruder in das dämmernde Gemach. Ohne Kraft sich zu bewegen, ohne Muth sein Auge aufzuheben, stand er an der Thüre, wie ein Verbrecher, der den Tod erwartet. Francisca's Busentuch verrieth die heftigen Schläge ihres Herzens. Sie sammelte sich, stand auf und trat ihm entgegen.

„Lieber Renaud," stammelte sie, „Sie wollen doch nicht ohne Abschied von mir gehen?"

Er schwieg. Ein Berg lag auf seiner Brust. Nicht ein Wort hätte er hervorbringen können, und wenn es die Herrschaft der Welt gegolten.

„Glauben Sie, lieber Renaud, daß Sie meine Freundschaft, mein Bedauern mit sich nehmen?"

Eine Thräne trat in sein erloschenes Auge.

„Das Schicksal ist nicht gerecht gegen Sie."

Seine Lippen zuckten.

„Vielleicht auch nicht gegen mich!" setzte sie mit einem erstickten Seufzer hinzu.

Er hob sein Auge schüchtern zu ihr auf.

„Wir müssen der Nothwendigkeit gehorchen, wenn es auch uns beyden schwer werden sollte."

Er wollte versuchen zu lächeln, es gelang ihm nicht.

„Nehmen Sie zum Andenken diese Flagge von mir, die ich selbst gestickt habe."

Er griff gierig nach dem Geschenke.

„Es ist mein Schutzgeist, denn ich Ihnen mit auf

die Reise gebe. Es ist das Sinnbild meiner Wünsche — das Blümchen in seiner Hand war hoffentlich überflüssig."

Jetzt konnte er nicht mehr. Ein Strom von Thränen durchbrach den Damm des Wohlstandes. Er bog sich auf ihre Hand — sie neigte sich über ihn, und küßte ihn auf die Stirn — er heulte und stürzte hinaus. — Als die Sonne aufgieng, war sein Schiff nur noch ein weißer Punkt in der offenen See, den Franciska, schwermüthig ans Fenster gelehnt, mit feuchtem Auge so lange verfolgte, als er sichtbar blieb, und noch immer zu sehen wähnte, als er schon längst verschwunden war.

Wenige Tage nachher feyerte man ihr Hochzeitfest. Ihr Gemahl that alles, um einen verborgenen Gram, den er zu spät gewahr wurde, durch Lieb' und Aufmerksamkeit aus ihrer Brust zu tilgen; indessen der arme Philipp sich in tausend Geschäffte und Zerstreuungen stürzte, bald auf der See herumschwärmte, und bald auf dem Lande durch unruhige Thätigkeit sein widerspenstiges Herz zu betäuben suchte. Er schrieb oft an seine Schwester, und versprach ihr, sie abzuholen, sobald er es über sich gewinnen könne, einen festen Wohnplatz zu wählen; so lange aber die schuldlose Liebe dem bösen Gewissen die Geissel abborge, und ihn rastlos umher treibe, so lange halte er es für Bruderpflicht, sie der sichern Freystatt nicht zu entreißen. Ihrer Freundin erwähnte er selten.

„Der Schutzgeist," schrieb er einst, „der von meinem Schiffe herabweht, ist von seiner Schöpferin doch nur mit beschränkten Kräften ausgerüstet worden; er wacht über Alles, was außer mir nur vorgeht; er geleitet mich glücklich in und aus dem Hafen; er gebiethet den Wellen, und zähmet die Sturmwinde; — aber um das, was in

mir tobt, bekümmert er sich wenig. Mein Herz ist den Stürmen Preis gegeben — meine Ruhe ist ein Spiel der Wellen, einer unseligen Leidenschaft."

Franciska schwieg und grämte sich. Ihre blasse Wange wurde bleich, das Feuer ihres Auges erlosch allgemach; sie kränkelte wie ein Veilchen, dem Thau und Schatten mangelt. Ihr Gemahl war untröstlich darüber, und nachdem er vergebens jede Zerstreuung aufgebothen, jedes Mittel erschöpft hatte, schlug er ihr vor, ihm auf einige Zeit nach der Bay von Samara zu folgen, um zu versuchen, ob die Veränderung der Luft nicht vielleicht eine günstige Wirkung hervorbringen werde. Diese Bay liegt im spanischen Antheil von St. Domingo, und Herr de Noyer hatte daselbst eine neue Pflanzung angelegt, die seine Gegenwart von Zeit zu Zeit erforderte.

Franciska willigte gern in diese Reise, theils aus Gefälligkeit, theils weil sie wirklich von den neuen Gegenständen wohlthätige Zerstreuung hoffte. Der Vater, so schwer es ihm wurde, sich von seinem einzigen geliebten Kinde zu trennen, billigte den Entschluß, segnete seine Tochter, und bat sie, gutmüthig scherzend, ihm aus der Bay von Samara einen Enkel aufzufischen. Von ihrer getreuen Babet begleitet, schiffte sie glücklich nach dem neuen Wohnplatz, und der Segen ihres Vaters schien in Erfüllung zu gehen, denn bald nach ihrer Ankunft fühlte sie sich schwanger. Das Entzücken ihres Gemahls war grenzenlos; er feyerte diese frohe Bothschaft durch ein ländliches Fest, an welchem er zwölf treue Neger zu den Füßen seiner Gattin führte, die ihr für die erhaltene Freyheit danken mußten.

Solche Züge giengen bey Franciska nicht verloren.

Sie lernte ihren Gemahl täglich höher schätzen; der Gedanke an die frohe Aussicht, Mutter zu werden, theilte nach und nach ihre einsamen Stunden mit dem schwermüthigen Gedanken an Philipp. Je näher die Zeit ihrer Entbindung heranrückte, je fester fühlte sie sich an das Leben gekettet, und die kleinste Bewegung des ungebornen Kindes machte ihr unaussprechliche Freude. Als endlich der erseufzte Augenblick da war; als der Säugling an ihrer Brust lallte, und die Freudenthräne der zärtlichen Mutter sich mit der des glücklichen Vaters mischte; da trat Philipps Bild hinter einen Schleier, aus neuen Pflichten und neuer Liebe gewebt.

Die Gesundheit des edlen Weibes war nun völlig wieder hergestellt. Sie reichte ihrem Kinde selbst die erste Nahrung, und ihr Körper genoß den wohlthätigen Einfluß, den die Natur mit der Erfüllung dieser Mutterpflicht verbunden hat; sie war blühender, und fühlte sich stärker als jemals. Als der kleine Franz ein Alter von drey Monaten erreicht hatte, konnten seine Eltern den Bitten des Großvaters nicht länger widerstehen, der den Enkel an sein Herz zu drücken wünschte. Sie machten Anstalten, die Bay von Samara zu verlassen. Herr de Noyer ließ zu diesem Endzweck eine leichte Goelette in segelfertigen Stand setzen, und sandte alle seine Leute und Gepäck in einem schweren Fahrzeug voraus.

Während dieß geschah, scheiterte ein kleines englisches Fahrzeug an der Küste, dessen Mannschaft sich jedoch glücklich an's Land rettete. Die Schiffbrüchigen wandten sich an Herrn de Vernier, Kapitain eines französischen, zum Auslaufen fertigen Schiffes, mit der Bitte, sie an Bord zu nehmen, und nach Cap François oder Monte Christo zu bringen. Da er aber bereits zu viele Mann-

schaft am Bord hatte, so ersuchte er Herrn de Noyer, wenigstens zwey davon in seiner Goelette aufzunehmen. Der menschenfreundliche Mann bewilligte es, mit Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit, denn er mußte, um des engen Raumes willen, einen getreuen Neger, der ihn bediente, zurücklassen. Er sprach mit den beyden Engländern, deren einer sich Kapitain John, und der andere Young nannte; er versorgte sie mit Wäsche und Kleidern, und sie gelobten dankbarlich ihm Hülfe zu leisten. Herr de Noyer nahm noch zwey gemiethete französische Matrosen an Bord, und gieng im März 1766 unter Segel.

Sie fuhren einige Tage mit günstigem Winde an der Küste hin, bis sie zu einer spanischen Pflanzung gelangten, die einem gewissen Manuel Borger zugehörte. Hier baten die Franzosen, sie ans Land zu setzen, da die beyden Engländer, als erfahrne Seeleute, vollkommen im Stande wären, das kleine Fahrzeug allein zu regieren, sie aber bey jenem Spanier ein längeres Unterkommen hofften. Herr de Noyer, der während der verflossenen Tage Zeuge von der Geschicklichkeit der Engländer gewesen war, ließ sich beschwatzen, verabschiedete die Franzosen, und setzte seine Reise fort.

Am andern Abend warfen sie den Anker zu Grigri, eine Meile oberhalb Porto Plata, an der nördlichen Küste von St. Domingo; sie aßen am Lande, ohnweit einer spanischen Pflanzung, wo man gewöhnlich Erfrischungen einzunehmen pflegt. Nach Tische bestreueten sie den obern Theil der Cajüte mit Palmblättern, zogen ein Segel darüber und breiteten eine Matratze aus, welche dem Kinde, der Mutter und der Freundin zum Nachtlager dienen sollten. Franciska's Gemahl lagerte sich zu den

Füßen seiner Gattin, und die beyden Engländer schnarchten im Vordertheile des Fahrzeugs.

Gegen 4 Uhr des Morgens wurde Franciska durch einen starken dumpfen Schlag geweckt, der das Bett ihres Gemahls zu treffen schien; zugleich hörte sie ihn vernehmlich stöhnen. Bebend fuhr sie in die Höhe, und rief: Babet! um Gotteswillen! — Doch ehe noch Babet sich ermuntern konnte, trat John, mit Blut bespritzt, vor ihr Bett, und drohte ihr mit aufgehobener Axt, sie auf der Stelle zu ermorden, wenn sie einen Laut von sich geben, oder es wagen würde, das Segeltuch wegzuschieben, welches ihr den schrecklichen Anblick verbarg. Mit funkelnden Augen verließ er sie; der eine zog die Segel auf, der andere setzte sich an das Steuerruder, und sie suchten, wie die Folge bewies, den Weg nach Neu-York.

Mit Anbruch des Tages war das Fahrzeug schon weit in der offenen See, und nun erhielten die zitternden Weiber Erlaubniß aufzustehen. Franciska wankte hervor — Gott! welch ein Anblick! man hatte so eben den blutigen Leichnam ihres Gemahls über Bord geworfen, er schwamm noch auf dem Wasser. Die arme Wittwe sank kraftlos zu Boden; die Unmenschen spotteten ihrer. Mit dem Dolch in der Faust trat John vor sie, und foderte die Schlüssel zu den Kasten und Koffern. Er durchsuchte Alles, nahm aber nur das baare Geld, und gab ihr die Schlüssel zurück.

Den ganzen Tag überließ man sie ruhig ihrem Schmerz. Das Fahrzeug segelte mit frischem Winde. Franciska wußte nicht, wo sie war, Himmel und Meer umgaben sie.

Welcher Pinsel malt die Leiden der Nacht, die auf diesen Tag folgte! — Verlassen von jeder Hülfe; in der

Gewalt der Mörder ihres Gatten, dessen Blut noch den Boden neben ihr färbte; zitternd vor Mißhandlungen ihrer Ehre; zitternd vor dem Leben ihres Kindes — ach! noch nie waren so mannichfaltige Leiden in den Zeitraum einer Frühlingsnacht zusammen gepreßt worden! —

Mit der ersten Morgenröthe traten die Räuber vor ihr Bett. „Dein Schluchzen und Wimmern," sprachen sie, „geht uns zu Herzer. Wir sind nicht weit von Cap François entfernt. Willst du, so soll Einer von uns dich in dem Boote dahin geleiten."

Ohne zu bedenken, daß dieser Vorschlag Leuten unmöglich Ernst seyn konnte, die, mit einem ungeheuern Verbrechen belastet, den Ort fliehen mußten, wo die gerechte Rache ihrer harrte; ohne zu bedenken, daß sie bereits drey Tage in offener See herumschwärmten, und folglich unmöglich so nahe bey Cap François seyn konnten; gehorchte Franciska nur dem Wunsche, diesen Mördern zu entfliehen, und willigte hastig ein. Der Kahn war, nach Art der amerikanischen Piroguen, sehr klein, und aus einem einzigen hohlen Stamme verfertigt; aber keine Gefahr schreckte sie. Sie ergriff ein kleines Bündel mit Wäsche, und that gern Verzicht auf ihre übrigen Habseligkeiten, die der Kahn nicht zu fassen vermochte. John warf selbst einen schlechten Strohsack, etwas Zwieback, einen Krug mit süßem Wasser, einige Eier und ein wenig gesalzenes Schweinefleisch in die Pirogue, durchsuchte nochmals die Taschen der armen Wittwe, raubte ihr einige Kleinigkeiten von Werth, und stieß sie dann nebst Babet hinab in den Kahn.

Mit Ungeduld erwarteten sie, daß einer der Mörder nachspringen sollte, um das elende Fahrzeug zu regieren;

aber plötzlich hieben die Barbaren das Thau entzwey, Young faßte das Steuerruder, John richtete die Segel, die Goelette entfernte sich schnell, und die Unglücklichen wurden Wind und Wellen überlassen. — Starres Entsetzen ergriff die jammernde Mutter; sie hob ihre Hände zu den Mördern ihres Gatten empor, und beschwur sie, sich des unschuldigen Kindes zu erbarmen — aber mit jedem Augenblicke vergrößerte sich der Raum, der sie von dem Schiffe trennte.

Schon verhallte ihre Stimme ungehört — sie konnte nicht mehr schreyen — sie suchte die Worte durch bittende Geberden zu ersetzen — vergebens! die Mörder schwanden aus ihren Augen.

Francisca sank in Ohnmacht. Das Kind wimmerte an ihrer Brust; es suchte Nahrung und fand sie nicht; es suchte Wärme und verkroch sich in einen erstarrten Busen. Die Nacht brach herein. Die Gefahr stieg mit jeder Minute. Der Wind wurde stürmisch, die Wellen tobten, und jeder Augenblick drohte den elenden Kahn zu verschlingen. Eine hohe Welle bedeckte sie, riß den Zwieback mit sich fort, stürzte den Wasserkrug um, und beraubte sie ihrer letzten Hoffnung.

Welch eine Nacht! welch ein Hin- und Herschleudern zwischen Todesangst und Muttersorge! Babet, die schwache Babet, ergriff das Ruder, und da sie zuweilen bey kleinen Wasserspazierfahrten aus Schäkerey gesteuert hatte, so kam ihr diese geringe Uebung jetzt zu statten, und sie brach manche Welle, die das Boot verschlungen haben würde.

Die Morgenröthe erschien, und mit ihr legte sich der Sturm; das war aber auch der einzige Trost, den Aurora ihnen zulächelte. Noch immer begrenzte Wasser und

Himmel ihre ängstlich spähenden Blicke; jede Minute ihres verlängerten Lebens glich einem Wunder. — So kämpften zwey zartgebaute Weiber und ein schwacher Säugling, sieben Tage und sieben Nächte mit Wind und Wellen, jeder rauhen Witterung ausgesetzt; vom Regen durchnäßt; von der Kühle der Nacht erstarrt; von der brennenden Mittagssonne gestochen; durch immerwährende Todesangst gepeinigt; ohne Wasser; ohne andere Lebensmittel, als die wenigen Eier, und etwas gesalzenes Fleisch. Franciska's Kräfte nahmen stündlich ab; ein Blick auf das wimmernde Geschöpf an ihrem Busen, erhielt allein noch den schwachen Lebensfunken. Die Mutter Natur erbarmte sich der hülflosen Mutter, und unterstützte sie über alle Erwartung. Bis zum sechsten Tage war noch immer Nahrung für den Säugling in ihrer Brust; aber endlich versiegte auch diese Quelle, und in der Nacht auf den siebenten Tag brachte das Stöhnen des hungernden Kindes die arme Franciska zur Verzweiflung. Sie beschloß zu sterben, aber auch sterbend noch einen Beweis ihrer mütterlichen Zärtlichkeit zu geben; sie wollte sich eine Ader öffnen, und das Kind mit ihrem Blute tränken; sie würde diesen durch Geisteszerrüttung erzeugten Gedanken auf der Stelle ausgeführt haben, wenn die Dunkelheit der Nacht sie nicht abgehalten hätte. Sie wiegte das schreyende Kind auf den kraftlosen Armen, und sang ihm mit schwacher Stimme den Trost zu, daß es bald in der Mutter Blut seinen Durst löschen sollte. Erschöpfung und Hunger betäubten endlich Mutter und Kind, sie sanken beyde in einen Zustand, der der Ohnmacht ähnlicher war als dem Schlummer.

Babet lag auf ihren Knieen und weinte und bethete, auf das Ruder gestützt, welches sie nicht mehr zu regieren

vermochte. — Der siebente Tag brach an — eine freundliche Morgenröthe schimmerte auf den Wellen. — Als der Sonnenrand über das Meer trat, schaute Babet auf — und siehe ein Schiff schwankte in geringer Entfernung vorüber.

Ein Schiff! Ein Schiff! kreischte sie den Schlummernden zu. — Franciska schlug die Augen auf — erblickte das schwellende Segel — vergaß ihre Ohnmacht, hielt den Säugling hoch in die Luft, und schrie Hülfe! Hülfe! — Babet riß das Tuch vom Busen, band es schnell an das Ruder, und ließ es in den Wind flattern. Es währte lange ehe man vom Schiffe diese Zeichen gewahr wurde; ihre Angst war unaussprechlich. — Doch endlich — o Gott! wer malt das Entzücken dieses Augenblickes! endlich wird eine Flagge aufgezogen, und das Schiff wendet sich. Die beyden Freundinnen sinken einander stumm in die Arme, und finden wieder Thränen in den hohlen vertrockneten Augen.

Immer näher und näher schwankt das Schiff, immer kleiner und kleiner wird der Raum, der das Boot von ihm trennt. Jetzt treibt ein leichter Windstoß es dicht unter seinen Bord — Franciska hebt die Augen auf — und siehe, der Schutzgeist mit dem Vergißmeinnicht lächelt auf sie herab. Zu gleicher Zeit tönt ein Schrey des Entsetzens vom Schiffe; ein Mann will sich in die Wellen stürzen — drey Matrosen vermögen kaum den Wahnsinnigen zurück zu halten — Franciska's Name durchschneidet die Lüfte! — Ein ausgesetztes Boot nähert sich; man trägt sie die Schiffsleiter hinauf, und legt sie mit geschlossenen Augen in Philipps Arme. — So lohntest du, Liebe!

alle Martern der Vergangenheit, indem du den treuen Jüngling zum Retter der Geliebten erkohrst.

Franciska's Erwachen — Philipps Entzücken — sind keine Gegenstände der Kunst. Das Schiff ankerte bald nachher auf der Rhede von Neu-Orleans, wo Franciska die beglaubigte Erzählung ihrer Leiden im Gerichtshofe von Lousiana niederlegte. Man sandte ihre Aussage sogleich nach Neu-York; die Mörder ihres Gemahls wurden streng verfolgt; aber es sey nun, daß sie den Tod in den Wellen gefunden, oder falsche Namen angenommen, man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.

Sobald Mutter und Kind sich erholt hatten, führte Philipp sie selbst in die Arme des wackern Greises, den die Angst um seine Tochter auf das Krankenbett geworfen hatte. Die Freude, seinen Enkel zu umarmen, und Franciska's Hand in die Hand seines Pflegesohnes zu legen, war die letzte, die das Schicksal ihm hienieden aufgespart hatte. Er hinterließ Philipp Renaud als den Erben seiner Reichthümer, seiner Redlichkeit, und des stillen häuslichen Glücks, welches sein kostbarster Schatz gewesen war.

Babet theilte die Liebe und den Wohlstand ihres Bruders, und war die zweyte Mutter seiner Kinder. Jede Bewerbung wies sie von sich, denn sie liebte nur Einmal. Noch im Alter kostete ihr diese Liebe manche Thräne, als sie erfuhr, daß Lauraguais unter Robespierres Tyranney den Tod gefunden hatte.

Fragment aus Iwan Iwanow Tschudrins noch ungedruckter Reise durch China.

(Aus dem russischen Original übersetzt und mitgetheilt.)

Vorbericht des Uebersetzers.

Auf meiner letzten Reise von Tobolsk nach Petersburg, lernte ich in Kasan einen merkwürdigen Mann kennen. Er hieß Iwan Iwanow Tschudrin, war nahe an achtzig Jahre alt, und lebte von einem mäßigen, sauer erworbenen Vermögen. Er verstand, außer seiner Muttersprache, tatarisch, chinesisch, und ein wenig deutsch. Das letztere hatte er noch in einem ziemlich hohen Alter blos zu seinem Vergnügen gelernt. Sein Geschmack, wie seine Lebensart, wichen sehr von denen seiner Nation ab. Er trank wenig Wein, und gar keinen Brantewein. Seine fast einzige Nahrung waren Reis und Früchte; sein liebster Zeitvertreib — lesen. Reisebeschreibungen aller Art zog er vor: doch las er auch gern Romane und Schauspiele. Durch Uebersetzungen der meinigen war ich ihm interessant geworden, noch mehr durch mein Schicksal. Als er daher vernahm, ich sey in Kasan, suchte er mich auf, um meine Bekanntschaft zu machen. Man sagte mir, dieß sey eine große Auszeichnung; denn er lebe als Einsiedler, werde blos von einem Knechte bedient, und erlasse auch an diesen seine Befehle meistens nur durch den Mund seiner Frau, eines siebenzig jährigen Mütterchens. Diese Frau, an der er mit der innigsten Liebe hieng, war — eine Chinesin! — Mehr bedurfte es nicht, um meine Neubegier auf das Höchste zu spannen. Ich em-

pfieng ihn mit dem Vorsatz, wo möglich sein Vertrauen zu gewinnen. Es wurde mir leicht, denn er schien mit dem Vorsatz gekommen zu seyn, es mir zu schenken.

Seine frühere Lebensgeschichte enthielt wenig Merkwürdiges. Er war schon als Knabe unter diejenigen Zöglinge der petersburgischen Akademie aufgenommen worden, deren Hauptbestimmung ist, das Chinesische zu lernen, um einst bey den bekanntlich sehr schwierigen Handelsverbindungen zwischen den Russen und Chinesen als Dollmetschen gebraucht zu werden. Als Jüngling wurde er mit einer Karavane im Jahre 1772 nach Kiachta gesandt. Ein Kollegien = Assessor, sein Chef, dem er eigentlich als Begleiter mitgegeben war, ein hitziger hochfahrender Mann, erfüllte die Hoffnungen der Regierung, mit den Chinesen gütliche Verträge einzugehen, sehr schlecht. Er beleidigte die stolzen, argwöhnischen Chinesen durch seinen Uebermuth, empörte sie durch seine Habgier. Die Spannung zwischen beyden Nationen wurde täglich größer, und der Unwille brach endlich, wie an jenen fernen Grenzen öfter geschieht, in Thätlichkeiten aus. Einige Russen wurden todt geschlagen, andere verjagt. Einem gleichen Schicksal würde der junge Tschübrin nicht entgangen seyn, wäre er nicht wenige Tage vorher so glücklich gewesen, ein Kind eines chinesischen Zollbeamten zu retten, welches spielend in den schmalen Bach gefallen war, der bey Kiachta die russische und chinesische Grenze scheidet. Der Vater verbarg ihn, beym Tumult, in seinem eigenen Hause, und schaffte ihn Tages darauf, um der fortwährenden Erbitterung des Pöbels auszuweichen, chinesisch gekleidet, tiefer ins Land. Ein Aufenthalt von fast zwey Jahren in Kiachta hatte seine Kenntniß der Landessprache sehr ver-

vollkommnet. Er sprach fast ohne fremden Accent, hatte auch sogar einen Anfang im Schreiben gemacht, welches bekanntlich sehr schwer zu erlernen ist.

Zu diesen Wissenschaften gesellte sich eine angenehme Gestalt — (er war noch jetzt ein schöner Greis) — eine immer heitere Laune, ein fröhlicher jugendlicher Leichtsinn, und eine ausserordentliche Geschicklichkeit im Tanz und auf der Balalaika (eine Art von Cither, die bey allen Volksfesten der Russen eine große Rolle spielt). Mit solchen Eigenschaften konnte es ihm unter keiner Nation fehlen, Liebe und Wohlwollen zu gewinnen. Er blieb achtzehn Jahre in China, hatte sonderbare Schicksale, wurde von jedermann für einen Eingebornen gehalten, schien auch sogar — ob er es gleich nicht ausdrücklich gestand — den Dienst des Fo aus Nothwendigkeit oder Ueberzeugung mitgemacht zu haben. Unter solchen Umständen war es ihm leicht geworden, ganz China ohne Hinderniß zu durchreisen, und nicht allein in die Staatsverwaltung dieses ungeheuren Reiches, in dessen sonderbare Sitten und Gewohnheiten, tiefer als irgend einer vor ihm einzudringen, sondern sich auch mit der häuslichen Lebensart der Einwohner vollkommen bekannt zu machen, was sonst für jeden Fremden beynahe unmöglich ist.

Nachdem er endlich, durch eine Kette von seltsamen Begebenheiten, zu dem Besitz seiner noch lebenden Gattin, und mit ihr zurück in sein Vaterland gelangt war, entwarf er im ruhigen Alter die Geschichte seines merkwürdigen Lebens und seiner mannichfaltigen Reise-Abentheuer. Einige Materialien dazu hatte er schon in China selbst gesammelt, doch nur wenig; das meiste mußte er aus seinem noch jetzt vortrefflichen Gedächtnisse ergänzen. So

entstand eine große Anzahl von Heften, die er mir zeigte, als ich seinen Besuch erwiederte. Meine erste hastige Frage war: warum er sie nicht drucken lasse? — Aber daran hatte er noch nicht einmal gedacht. „Das Aufschreiben seiner Geschichte," meynte er, „habe ihm Vergnügen gemacht; er habe dabey gleichsam sein ganzes Leben noch einmal gelebt, und dieser Genuß habe ihm seine Mühe belohnt. Ließe er sie drucken, so würde das vielleicht Aufsehen machen; Neugierige würden ihn mit Besuchen und Fragen bestürmen; er aber liebe seine Ruhe, und möge nicht (wie er sich ausdrückte), noch vor seinem Tode, wie eine vornehme Leiche, auf das Paradebett gelegt werden."

Als ich sah, daß es mit diesem Entschluße ihm völliger Ernst war; so wagte ich es, ihn um eine Abschrift seiner Hefte zu bitten, und um die Erlaubniß, sie **meiner** Nation in meiner Muttersprache mitzutheilen, weil doch durch eine solche Uebersetzung keine der Unannehmlichkeiten, die er befürchtete, ihn bedrohen würde. Nach langem Widerstreben willigte er endlich darein, und versprach, mir eine Abschrift nach Petersburg nachzusenden. Ich gestehe, daß ich auf dieses Versprechen wenig baute, da er es nur mit Widerwillen zu geben schien: aber ich hatte dem wackern Greis Unrecht gethan. Vier Monate nachher, als ich kaum mehr an diese Begebenheit dachte, empfieng ich wirklich ein Paket aus Kasan, bey dessen Eröffnung mir Tschudrins interessante Hefte in die Augen fielen. Ein Brief war nicht dabey.

Die Abschrift ist von keiner geübten Hand. Wer jemals russische Manuskripte gesehen hat, weiß ohnehin, daß sie oft sehr schwer zu entziffern sind; und wenn man noch hinzurechnet, daß ich der Sprache gerade nicht vollkommen

Meister bin, so wird man natürlich finden, daß die Uebersetzung mir unendliche Mühe verursacht. Es wird vielleicht Jahre dauern, ehe ich ganz damit zu Stande komme, und es ist daher mein Vorsatz, sie Fragmentweise zu liefern. Das Original besteht aus zwey und zwanzig Heften; jedes Heft enthält zehn auch zwölf Kapitel oder Abschnitte, ungefähr von der Länge des hier gelieferten.

Wörtlich ist meine Uebersetzung nicht, aber für die Treue derselben darf ich mich verbürgen. Den ganz eigenthümlichen, jovialischen Ton habe ich, so gut mir möglich, wieder zu geben gesucht.

Kotzebue.

Siebentes Heft.

Dritter Abschnitt.

Es schien, daß Krag-hao einen großen Werth auf den Dienst legte, den ich ihm geleistet hatte; denn ich erfuhr bald nachher, daß er beschlossen habe, mich durch eine festliche Mahlzeit zu ehren. So ist der Lauf der Welt; so war mein Schicksal. Was mich oft Jahre lang Müh' und Arbeit kostete, wurde selten oder schlecht belohnt; ein geringer Dienst, vom Zufall herbey geführt, oft überreich vergolten!

Eine Mahlzeit, ein Schmauß, ist freylich ein entbehrliches Ding, und oft je festlicher, desto entbehrlicher; aber wenn man bedenkt, wie hoch schon in Europa die großen Herren einen Gelehrten oder Künstler durch eine Einladung zum Essen zu ehren glauben, und welchen weit höheren Werth die Chinesen auf so etwas legen; so wird man begreifen, daß es mir allerdings schmei-

chelhaft war, von einem Manne, wie Krag-hao ein so öffentliches Zeichen seiner Achtung zu erhalten.

Indessen war mir doch nicht ganz wohl dabey zu Muthe. Ich hatte bisher nur in geringen Häusern, höchstens bey Leuten vom Mittelstande gespeis't; einer eigentlichen Fest-mahlzeit hatte ich nie beygewohnt, und war wenig bekannt mit den mancherley dabey vorfallenden Zeremonien. Da nun aber in China die Unterlassung einer einzigen konventionellen Wohlstandsregel den verständigsten Mann um seinen ganzen Kredit bringen kann, (wie in Petersburg ein schiefer Haarbeutel); so zitterte ich allerdings vor der Stunde, in welcher meine feine Lebensart auf eine so harte Probe gesetzt werden sollte.

Die Bekanntschaft des alten Pü-tsing-Koan war mir dabey von großem Nutzen. Ihn machte ich zum Vertrauten meiner Verlegenheit; er lächelte, und unterwies mich gutmüthig eine ganze Woche hindurch in allem, was ich zu beobachten haben würde.

Endlich erschien der Vorabend des merkwürdigen Tages. Ich empfieng ein Titsee, oder Einladungsbillet von meinem hohen Gönner auf rothem Papier, mit goldenen Blumen bestreuet, und in Form eines Fächers zusammen gelegt, welches ich auf der Stelle schriftlich beantworten mußte. Am andern Morgen erschien eine zweyte Bothschaft, um höflichst anzufragen, ob ich die Einladung nicht etwa vergessen hätte? — Ich versetzte, dem erhaltenen Unterricht gemäß, daß ich eher die Namen meiner Voreltern und meinen eigenen würde vergessen können, als die mir zugedachte Ehre. Endlich, gegen Abend, trat ein dritter Bothe mit einem dritten Billet zu mir herein, des Inhalts: Alles sey nunmehr bereit, und Krag-hao

erwarte mich mit der sehnlichsten Ungeduld. Ich erwiederte, daß diese Ungeduld unmögl ch der meinigen gleich kommen könne, und daß ich so eben im Begriff stehe, einen der froheſten Gänge meines Lebens anzutreten.

Ich stieg nunmehr gravitätisch in meinen Tragsessel; und hatte auf jeder Seite neben mir einen Diener, der einen großen Fächer dergestalt vor mich hielt, daß ich auf der Straße nicht einen Schritt weit sehen konnte. Als wir bey Krag-hao's Pallast anlangten, stieg ich aus meinen Fächerwolken heraus, schritt langsam durch den ersten Hof, trat steif und ernst in den zweyten, und erblickte jetzt im Hintergrunde, vor den Flügelthüren des Saales, zwey reich gekleidete Thürhüter, welche den Sonnenschirm und den großen Fächer ihres Herrn gegeneinander geneigt vor den Eingang hielten, so daß man nicht in das Zimmer sehen konnte.

Ich mochte noch ungefähr sechs Schritte von diesen Leuten entfernt seyn, als sie plötzlich ihre Schirme von sich zogen, und hinter ihnen Krag-hao selbst hervorgieng. Nun hob das Komplimentiren an, welches ein europäischer Zuschauer, trotz der ernsthaften Miene, für grellen Spaß halten würde. Man verneigt und verbeugt sich herüber und hinüber; man schiebt sich bald zur Rechten bald zur Linken, nach Maaßgabe der Provinz, in welcher man sich befindet, (denn die rechte Hand ist nicht überall in China der Ehrenplatz) man läßt sich bald auf dieses bald auf jenes Knie nieder, kurz, man tanzt mit dem Hausherrn eine Art von pantomimischem Ballet, wobey die Anzahl der Bewegungen bestimmt vorgeschrieben ist. Dann folgen die Höflichkeitsworte, die schönen Phrasen, die Ehrentitel, welche man sich wechselseitig beylegt. Hierauf ladet der

Wirth durch ein stummes Spiel seinen Gast ein, näher zu treten, welches dieser gleichfalls durch ein stummes Spiel ablehnet. Das Verlangen des Wirths bricht nunmehr in Worte aus: t s i n t s i n pflegt er zu sagen, welches die Bitte enthält, voran zu spazieren. P u = c a n antwortet der Gast: b e w a h r e d e r H i m m e l! d a s w a g e i c h n i c h t! — bis er den endlich, nach oftmaliger Wiederholung, einem sanften Zwange nachgiebt.

Ich trat in einen großen Saal, der auf ungeheuren Säulen ruhte, die, so wie die Wände, mit einem glänzenden grünen Firniß überzogen, und mit goldenen Zierrathen geschmücket waren. Hier und da dufteten Blumen aus schönen Vasen, bunte Gemälde und kostbare Porzellangefäße vollendeten den Schmuck.

Es waren schon mehrere Gäste versammelt, die sämmtlich von ihren Sitzen aufstanden, und mir einige Schritte entgegen traten. Diese Höflichkeit mußte ich gegen einen jeden einzeln erwiedern, und bey den nachfolgenden Gästen wiederum gleich den übrigen beobachten. Hierauf führte mich K r a g = h a o zu dem Stuhle, den er mir bestimmt hatte, verbeugte sich vor demselben, und wischte mit einem Zipfel seines Kleides leicht drüber hin; gleichsam um den Staub abzufegen. Ich nahm Platz, und zwar vorgeschriebenermaßen saß ich gerade wie eine Tanne, ohne mich anzulehnen, schlug die Augen nieder, blickte weder rechts noch links, streckte beyde Arme von mir, und legte die Hände auf die Kniee, welche nur drey bis vier Zoll breit von einander stehen dürfen.

Es wurde Thee servirt, bis alle Gäste versammelt waren. Dann trat der Haushofmeister herein, und zeigte demüthig an, daß das Mahl bereit sey. Alsobald er-

huben wir uns von unsern Sitzen, und giengen in der Ordnung, wie wir gesessen hatten, in einen großen, noch prächtiger dekorirten Saal. Hier fanden wir für jeden Gast einen eigenen Tisch gedeckt, und zwar so, daß längs den Wänden immer zwey und zwey gegen einander über standen.

Nun brachte man dem Herrn vom Hause eine kleine silberne Tasse mit Wein, die er mit beyden Händen ergriff, die Gäste rings umher begrüßte, dann ein wenig vorwärts schritt, Augen und Tasse gen Himmel hob, und den Wein auf die Erde goß, um anzuzeigen, daß er nur dem Himmel jede Gabe verdanke. Eine zweyte gefüllte Tasse ward ihm gebracht, die er selber, nach vielem Widerspruch des vornehmsten Gastes, auf die demselben bestimmte Tafel setzte. Der Gast erwiederte diese Höflichkeit auf der Stelle, ließ sich gleichfalls eine Tasse reichen, und trug sie, trotz allem Widerstreben auf den letzten Tisch, als den des Wirths. Zuletzt brachte der Haushofmeister die elfenbeinernen mit Gold verzierten Stäbchen, deren sich die Chinesen statt der Gabeln bedienen.

Eine kleine Viertelstunde verstrich nun noch mit Komplimentiren, indem ein jeder höchst feyerlich betheuerte, daß er unter keiner Bedingung sich an einer der ersten Tafeln niederlassen werde. Endlich kam doch alles wieder in die vorige Ordnung und wir saßen. Die ersten drey oder vier Tafeln der vornehmsten Gäste hielten nicht gleiche Linie mit den übrigen, sondern waren um einige Fuß weiter vorgerückt. Sie prangten, gleich den Armsesseln, mit violet atlassenen Decken, auf welchen goldene Drachen mit vier Klauen gesticket waren. Die Verzierung der un=

tern Tafeln war jener ähnlich, nur daß ein Storch die Stelle des Drachen vertrat.

Neben jeder Tafel stand ein kleineres, mit Blumen und Gemälden verziertes Tischchen, auf welchem sich, anderthalb Fuß hoch, Pyramiden von Fleisch und Früchten erhoben. Sie sind aber nur zum Ansehen bestimmt, wie in Europa die Aufsätze der Konditorey. Sie haben aber doch einen wesentlichern Nutzen, denn kaum haben die Gäste ihre Augen ein paar Minuten daran geweidet, so werden sie weggenommen, und ihren Bedienten und Sesselträgern Preis gegeben. Man ließ nichts stehen, als eine silberne Rauchpfanne, eine dergleichen Büchse mit Rauchwerk, eine Phiole mit wohlriechendem Wasser, und ein kleines Behältniß von Agat, in welchem silberne Zangen und andere Instrumente lagen, um frisches Rauchwerk auf die Pfanne zu werfen, oder die Kohlen umzurühren.

Auf den beyden Vorderecken der eigentlichen Tafel, waren zwey schön gefirnißte Täfelchen angebracht, deren eines ein mir unverständliches Sinnbild, das andere hingegen einen Vers enthielt, der zur Fröhlichkeit ermunterte. Hinter diesen Täfelchen standen links und rechts drey und drey kleine Porzellanschüsselchen, mit Gartengewächsen in Essig und Salz gelegt, um den Appetit zu reizen; zwischen den Schüsseln silberne Tassen.

Mein Appetit war durch die langen Vorbereitungen schon hinlänglich gereizt, und ich wartete mit Sehnsucht auf den Anfang der Mahlzeit. Endlich knieete ein Zeremonienmeister mitten in den Saal, erhub seine Stimme laut und feyerlich, und sprach ernst und langsam: Ta lao ye Tsing Tsin! das heißt: mein Herr ersucht euch

zu trinken. Wir ergriffen in einem Nu die Tassen, wie ein kommandirtes Bataillon seine Waffen, erhoben sie bis zur Stirn, senkten sie wieder bis unter die Tafel, und brachten sie dann an den Mund; wir nippten jedoch nur, bis der Zeremonienmeister zum zweytenmale rief: Tsing Tschao can! das heißt: leeret, wenn es euch gefällig ist, bis auf den letzten Tropfen; zu gleicher Zeit wandte der Hausherr seine Tasse um, um zu zeigen, daß sie leer sey.

Die nemliche Zeremonie wurde nicht allein beym jedesmaligen Trinken, sondern auch bey jeder neuen Schüssel beobachtet, welche nicht eher angerichtet wurde, bis die feyerliche Aufforderung: ergreift eure Tä-tsee (oder kleine Gabelstäbchen) um von dieser neuen Speise zu kosten! an uns ergieng, und bis ein höflicher Wink des Herrn vom Hause die Einladung bekräftigte.

Es mangelte übrigens nicht an Mannichfaltigkeit der Speisen, denn es wurden nach und nach wohl zwanzig und mehr Schüsseln aufgetragen. Die gewöhnlichen darunter waren Ragouts von gehacktem Fleisch, Kräuter, Gemüße, Suppen und Brühen in den feinsten Porzellangefäßen. Zu den Brühen hatte man sich besonders des Schweinfettes bedient, welches in China ganz vortrefflich ist. Die Ragouts waren durch verschiedene Gewürze, durch gewürzhafte Kräuter, und durch ein besonders pikantes Kräuteröl, äußerst schmackhaft gemacht. Auch gab es einige treffliche Gerichte von Bohnen und Reismehl, und kleine Pastetchen, die kein französischer Koch wohlschmeckender zubereiten würde. Die eigentlichen Leckerbissen bestanden jedoch theils in Hirschsehnen, theils in Vogelnestern. Die erstern werden an der Sonne getrocknet, und mit

Pfeffer und Muskatenblumen in Büchsen verwahrt; will man sie zubereiten, so lös't man sie in Reiswasser zu einer Art von Galerte auf, kocht sie sodann in Fleischbrühe von jungen Ziegen, und würzt sie stark. Die Vogelnester werden von den Küsten von Tongking, Java und Cochinchina gebracht, und bestehen bekanntlich aus lauter Gewürzen. Sie sind fast durchsichtig, und wenn sie noch frisch sind, ganz weiß, sonst aber von grünlicher Farbe. Sie gleichen an Gestalt einer großen halben Zitrone, und geben dem Fleisch, mit welchem sie vermischt worden, einen höchst pikanten Geschmack.

Der Wein, der aus Reis gebrannt und heiß getrunken wird, war vortrefflich und gewiß entweder aus Wu-si, oder aus Schao-sing gebracht; denn diese beyden Städte liefern, Kraft ihres guten Wassers, den besten Wein in China.

Bald nachdem wir uns zur Tafel gesetzt hatten, traten fünf reich gekleidete Schauspieler in den Saal, verbeugten sich tief, und berührten mit der Stirne viermal die Erde, fast so, wie das gemeine Volk in Rußland seine Demuth zu bezeigen pflegt. Dann näherte sich einer von ihnen dem vornehmsten Gaste, und überreichte ihm eine lange Rolle, auf welcher mit goldenen Buchstaben die Titel von fünfzig oder sechzig Schauspielen geschrieben standen, welche sie auswendig wußten, und auf der Stelle aufzuführen bereit waren. Der erste Gast, welcher höflichst gebethen wurde, eines davon zu wählen, lehnte diese Auszeichnung eben so höflich ab, und verwies den Schauspieler an den zweyten, der zweyte an den dritten, der dritte an den vierten, und so lief die Rolle um den ganzen Saal herum. Auch in meinen Händen verweilte

sie einige Sekunden; ich warf einen Blick darauf, und unterschied sogleich mehrere Stücke, in denen ich vormals selbst mitgespielt hatte, und in denen ich noch jetzt einen Platz sogleich hätte wieder ausfüllen können.*) Meine Wange glühte, mein Herz klopfte, ich fürchtete erkannt zu werden. Aber glücklicherweise befand sich unter den Schauspielern und Gästen weder ein vormaliger Mitbruder noch Zuschauer.

Als nun die Rolle rings herum gewandert, und wiederum an den ersten Gast gekommen war, gab dieser endlich den ungestümen Bitten nach, durchlief die Titel mit flüchtigem Auge, und deutete mit dem Finger auf dasjenige Stück, von dem er für die Gesellschaft die fröhlichste Unterhaltung erwartete. Der Schauspieler verbeugte sich, und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf der Gast schnell ein anders Stück aussuchte. Ich erfuhr nachher, daß das zuerst gewählte Tschao-Schi-kuell, oder die kleine Waise aus dem Hause Tschao, gewesen war, in welchem ich den Tsching-Poä, nemlich die Waise selbst, oft mit so großem Beyfall gespielt hatte. Ueberhaupt wußte ich das ganze Stück noch auswendig, und es würde mich daher doppelt interessirt haben, es in meiner jetzigen Lage vorstellen zu sehen, und manche komische Erinnerung an meine vorige Lebensart würde bey mir erwacht seyn; aber es fand sich, daß einer von der Zahl unserer Gäste gerade Han-kuee hieß, welchen Namen auch der Kriegsmandarin im Stücke führte; es würde daher unschicklich gewesen seyn, dieses vorzustellen. Ein neueres, mir gänzlich unbekanntes, trat an dessen Stelle; es hieß: die Folgen der ungerech-

*) Der Verfasser war nemlich eine Zeitlang chinesischer Komödiant.

ten Eifersucht; der Schauspieler gieng abermals von einem Gast zum andern, um die getroffene Wahl einem jeden mitzutheilen, und nachdem wir sämmtlich durch ein freundliches Kopfnicken unsern Beyfall zu erkennen gegeben, entfernten sich die spielenden Personen auf einige Augenblicke.

Eine Symphonie begann, lärmend genug, um Todte zu erwecken; denn die Instrumente, deren man sich bediente, waren Trommeln von Büffelshaut, Flöten, Pfeiffen, Trompeten, und eine vermaledeyte Kesselpauke, die einen fürchterlichen Spektakel machte. Ich muß überhaupt gestehen, daß, troß meinem achtzehnjährigen Aufenthalte in China, ich doch nie an die sogenannten Konzerte der Chinesen mich habe gewöhnen können. Meine Mitgäste hingegen schienen großes Behagen daran zu finden.

Nach der Symphonie hub das Stück an. Es war ein Trauerspiel, in welchem es sehr blutig hergieng. Es versteht sich, daß keine Dekorationen dabey gebraucht wurden. Man begnügte sich, einen Teppich auf den Boden zu breiten, und die handelnden Personen traten aus einem benachbarten Zimmer und giengen auch dahin wieder ab.

Im Hintergrunde des Saales, im Gesicht der Schauspieler, befand sich eine leichte Abtheilung von Bambusrohr, durch Jalousien noch mehr verdeckt. Ich saß nicht weit davon, und bemerkte sehr deutlich, daß dieser Platz sich mit Damen füllte, deren seidene Zeuge an den Bambusstäben rauschten, und die gekommen waren, um das Schauspiel mit anzusehen, vielleicht auch um die Gäste zu mustern. Mein Herz ahndete, daß Can-hoa unter ihnen sey, und meine Ahndung hat mich, wie sie mir nachher selbst gestanden, nicht betrogen; aber die neidischen Jalou-

ßen machten es unmöglich, mehr als dann und wann eine kleine weiße Hand zu erblicken, von welcher der lange überhangende Ermel, vielleicht nicht ohne Vorsatz zurückgestreift war.

Indeß hinderte mich diese Erscheinung in der That, meinem Appetit volle Genüge zu leisten; denn es kam mir vor, als könnte meine Geliebte es übel deuten, wenn mir, bey dem großen Bedürfniß meines Herzens, noch Zeit übrig bliebe, an die Befriedigung des Gaumens zu denken. Ich fieng daher an, mit meinen beyden Stäbchen auf den Porzellanschüsseln zu spielen, gleich als wär' ich nur mit meinen Gedanken beschäftigt, und ließ sogar die Hirschsehnen vorüber gehen, auf die Gefahr, den Wirth zu beleidigen; denn der höfliche Gast muß von allen Speisen wenigstens kosten.

Meine kältern Mitgäste hingegen ließen es sich wohl schmecken, und erhielten ihre Stäbchen in ewiger Bewegung. Der Messer bedienen sich die Chinesen bekanntlich nicht; da alle ihre Fleischspeisen schon zerschnitten und Mundrecht auf die Tafel kommen.

Die Mahlzeit gieng zu Ende, mit ihr das Schauspiel. Wir tranken noch eine Tasse Thee und erhuben, auf ein gegebenes Zeichen, uns sämmtlich von unsern Sitzen, umringten unsern gütigen Wirth, ergossen uns in eine Fluth von Komplimenten, die er reichlich wieder zurückströmen ließ, und wurden von ihm, durch eine glänzend dekorirte Gallerie, in den Garten geführt, der durch unzählige bunte Laternen erleuchtet, und zu einer wahren Feenwohnung gemacht wurde. Als wir an der Loge von Bambusrohr vorbeystrichen, hörte ich ein leises Husten, welches größern Eindruck auf mich machte, als jene rau-

schende Symphonie. Im Garten waren wir etwas zwangloser, und durften wenigstens die frische Luft einathmen, ohne vorher mit ihr zu komplimentiren. Die Bedienten brachten uns silberne Handbecken, um uns Gesicht und Hände zu waschen.

Während unserer Abwesenheit aus dem Speisesaale, verzehrten nun auch die Schauspieler ihr Abendbrod von den reichlich übrig gebliebenen Brocken. Die Bedienten räumten die Tafel ab, und servirten den Nachttisch, der gleichfalls aus einigen zwanzig Schüsseln bestand. Da gab es Zuckerwerk aller Gattung, eingemachte Früchte, Kompots, Schinken, gesalzene und an der Sonne getrocknete Enten von vortrefflichem Geschmack, marinirte Seefische und dergleichen mehr; vor allen aber die köstliche Gin-seng, eine Wurzel, welche bewundernswürdige stärkende Eigenschaften besitzt, und von der ich weiter unten mehr zu reden Gelegenheit haben werde.

Sobald das Essen bereit war, kündigte solches ein Diener dem Hausherrn knieend an. Krag-hao führte uns mit den gewöhnlichen Komplimenten in den Speisesaal zurück, wo sich denn die Gäste abermals weigerten, die ersten Sitze einzunehmen, endlich aber ein jeder seinen alten Platz wieder fand. Statt der bisherigen kleinen Tassen, welche kaum einen unserer Eßlöffel enthalten, wurden nunmehr größere gebracht. Man fieng an stark zum Trinken zu nöthigen, und zwar bewirthete uns Krag-hao mit seinem besten sogenannten Lämmerwein, der in der Provinz Schen-si aus Lammfleisch zubereitet wird, einen höchst unangenehmen Geruch hat, und sehr feurig, fast so stark als Brantwein ist. Nur die Gewohnheit kann dieses Getränk dem Gaumen lieblich machen.

Während wir zechten, traten die Schauspieler zum zweytenmal auf, und spielten eine kleine Farce, bey der sich mancher meiner dicken Mitgäste, durch den Lämmerwein zur Freude gestimmt, vor Lachen den Bauch halten mußte.

Indessen waren nun auch unsere Bedienten in einem Nebenzimmer, zwar ohne Zeremonie, aber sehr reichlich bewirthet worden, und da bereits Mitternacht vorüber war, so traten sie jetzt in den Saal. Jeder derselben trug, auf Befehl seines Herrn, fünf bis sechs Beutel von rothem Papier, in welchem sich kleine Münze befand, die als Trinkgeld von Seiten der Gäste, für den Koch, den Haushofmeister, die Komödianten und die übrige Dienerschaft bestimmt war. Diese Beutel wurden sämmtlich vor dem Hausherrn niedergesetzt, der sich, der Sitte gemäß, sehr lange weigerte, sie im Namen seiner Leute anzunehmen, aber doch endlich nachgab, und das Geld zu vertheilen befahl.

Fast fünf Stunden hatte diese Festmahlzeit gedauert, und da, bey dem letzten Akt derselben die Bambusrohr-Loge ohnehin leer blieb; so war ich herzlich froh, als es endlich zum Aufbruch kam. Wäre nur dieser Aufbruch nicht abermals mit hundert lästigen Zeremonien verknüpft gewesen. Das Danken, das Verbeugen, das Komplimentiren nahm kein Ende; die Gäste gegen den Wirth, der Wirth gegen die Gäste, und diese wiederum einzeln unter sich. Krag-hao geleitete, trotz allem Protestiren, jeden Gast bis an den Tragsessel, dann wendete er sich ab, um ihm Zeit zum Einsteigen zu lassen; sobald aber die Träger den Sessel hoben, war er wie der Blitz bey der Hand, die Worte flossen aufs neue, und Hände und Köpfe bewegten sich gegen einander, so lange man nur noch einen Schatten gewahr werden konnte. Es gewährte übri-

gens einen artigen Anblick, die vielen geölten bunten Laternen zu sehen, welche die Diener vor ihrer Herrschaft hertrugen. Auf mehreren derselben waren mit großen Buchstaben die Titel der Herren, zuweilen auch ihre Namen geschrieben. Ich Titelloser hatte nur eine einzige, hellblau und roth, einfach geschmückte Laterne. Froh und müde betrat ich meine Wohnung, warf mich aufs Bett, und würde gern bis an den hellen Mittag geschlafen haben, wenn ich nicht verpflichtet gewesen wäre, am frühesten Morgen ein Ti=tsee oder Danksagungsbillet an Kraghao zu senden. Ich erhielt darauf sogleich eine Antwort, mit tausend Entschuldigungen wegen der schlechten Bewirthung, die ich abermals auf der Stelle erwiedern, und seiner bescheidenen Behauptung in den stärksten Ausdrücken widersprechen mußte.

So war denn endlich dieses festliche Mahl mit allem Zubehör vollbracht. Ich habe nachher noch oft Gelegenheit gehabt, ähnlichen Festen beyzuwohnen, und was auch ein Europäer davon denken mag, so möchte ich doch fast behaupten, daß eine solche Mahlzeit angenehmer ist, als ein europäischer großer Schmaus. An die Zeremonien und abgezirkelten Bewegungen gewöhnt man sich eben so leicht, als an die der Freymaurer in einer Tafelloge. Bey den übrigen abweichenden Gewohnheiten ist der Vortheil größtentheils auf Seiten der Chineser.

Der angewiesene Platz überhebt mich der Verlegenheit, mich entweder vorzudrängen, oder zu weit unten zu bleiben.

Die eigene Tafel für jeden Gast, sichert demselben eine bequeme Stelle, wo er die Arme frey behält, und keine Ribbenstöße von seinen Nachbarn bekommt.

Die

Die eigenen Schüsseln, die vor jedem gestellt werden, schützen ihn vor der Unhöflichkeit, seinem Nachbar vielleicht einen Leckerbissen wegzuhaschen, nach welchem dieser schon lüstern geschielt hatte.

Die Rauchpfannen vertreiben auf die angenehmste Weise den lästigen Speisegeruch.

Die Einschränkung des Trinkens, durch jedesmalige Auffoderung, verhindert, daß man des Guten nicht zu viel thue, und möchte besonders in meinem lieben Vaterlande sehr ersprießlich seyn.

Die Schauspieler gewähren die angenehmste Unterhaltung, und selbst die Kesselpauken verhindern, daß man den Nachbar nichts dummes sagen hört. Wie oft muß man, bey europäischen Mahlzeiten, sich quälen und martern, um etwas zur Unterhaltung der Gäste beyzutragen. In China ist das unnöthig. Man sitzt still und genießt, mit Mund und Ohren, mit Leib und Seele.

Das Aufstehen zwischen der eigentlichen Mahlzeit und dem Dessert, ist höchst erwünscht, gewährt Erholung und befördert die Verdauung.

Kurz, ich habe, bey meiner nachherigen Heimreise über England und Deutschland, in mancher deutschen Reichsstadt geschmaußt, wo man nicht viel weniger komplimentirte als in China, und dabey viel mehr Langeweile hatte.

Cromwell.

Cromwell, — der während einer Revolution, die er nicht angefangen hatte, sich bald bis zum Obergeneral des Parlements hinaufschwang, war persönlich tapfer. Mit zwölf Reitern schlug er sich durch das königliche Lager vor Hull, warf sich in die Stadt, und verlor keinen Mann, obwohl von allen Seiten auf ihn geschossen wurde. In dem ersten Treffen, dem er beywohnte, wurde er in Fuß und Schulter geschossen, das Pferd ihm unter dem Leibe getödtet: er sprang auf ein anderes, stürzte mit funfzehn Reitern in den Feind, und richtete ein Blutbad an. In dem Treffen bey Marstenmoor eroberte er zwey Standarten und eine Fahne, und ward abermals verwundet. In der Schlacht bey Edgehill war er stets im dicksten Gedränge. In dem Treffen bey York wurde er verwundet weggetragen, kaum hörte er aber, die Seinigen flöhen, als er sich den Händen des Wundarztes entriß, sich auf ein Pferd schwang, und dem fliehenden Feldherrn zurief: „Nicht hier, Graf Manchester! Dort steht der Feind!" Man kehrte um und siegte. In der Schlacht bey Needs war er oft umringt, nur sein persönlicher Muth rettete ihn; fünf Pferde wurden unter ihm erschossen, zwölf Offiziere tödtete er mit eigner Hand. Bey Drogheda stürmte er dreymal vergebens, da riß er einem Fähnrich die Fahne aus der Hand, und pflanzte sie, unter einem Kugelregen, selbst vor die Stadtmauer.

Cromwell war ein Heuchler. Er stellte sich, als ob er von dem Eifer für die Religion durchdrungen sey, empfahl den Soldaten fleißiges Bibellesen, machte viele neue

Religionseinrichtungen, predigte immer selbst auf der Kanzel mit dem Degen an der Seite, versäumte keinen Sonntag den Gottesdienst, und wählte dabey einen solchen Platz, wo er von Jedermann gesehen, und seine Andacht bewundert werden konnte. Aber troz diesem Eifer, erlaubte er doch allen Secten Gewissensfreyheit, und suchte sich die Chefs aller zu Freunden zu machen.

Cromwell war herrsch- und ruhmsüchtig, wollte aber doch nicht scheinen durch Gewalt zu herrschen, sondern für einen Retter des Reichs gelten. Das gehorsame, von ihm selbst gewählte Parlement gab vor, im Namen des Volks seine Verdienste zu belohnen, wies ihm alle Einkünfte des hingerichteten Königs an, alle dessen unbewegliche und bewegliche Güter, wie auch die der Königin, der Bischöfe, Geistlichen, und die konfiscirte Haabe der Königsfreunde. Dennoch wurde das Volk durch schwere Auflagen gedrückt. Er war mächtiger, als je ein König vor ihm, riß auch die Seemacht noch an sich, ob er gleich einen seiner besten Freunde, den Grafen Warwik, verdrängen mußte. Er ließ sich die Krone anbieten, und schlug sie aus, weil die Protectorwürde mehr Macht, und weniger Haß ihm gewährte. Aber auch der Protector wurde, gleich einem König, in der Westmünster-Kirche eingekleidet; seine Insignien waren Weltkugel, Schwert, Hermelin-Mantel und Müze. Es wurden Münzen mit seinem Bildnisse geschlagen.

Cromwell war übermüthig und despotisch. Er pflegte zwar wohl über Anderer Drohungen zu lachen, nahm es aber sehr übel, wenn man gegen die Seinigen gleichgiltig blieb. — Mitten unter den Parle-

lements-Commissären ließ er, auf der Insel Wight, den König aufheben. — Im November 1648 umringte er plötzlich das Parlement mit Wachen, drang hinein, und arretirte 41 Mitglieder. Vergebens schrie man über unerhörte Gewaltthätigkeit. Ein anderesmal schrieb er nur ein kurzes Billet an den Sprecher: „Verabschieden Sie das „Parlement in meinem Namen, denn der Vortheil der Re„publick erheischt, daß es sogleich auseinander gehe." — Als man ihm das Protectordiplom wieder abnehmen wollte, warf er es selbst auf den Tisch: „Wer von euch," rief er aus, „hat das Herz, es da wegzunehmen?" Zugleich schmetterte er in blinder Wuth seine Uhr gegen den Boden, und schrie: und so will ich euch cassiren!" — Das Oberhaus schaffte er ab, weil es ihm so beliebte, daher der wackere General Fairfax alle seine Stellen niederlegte, mit der Regierung nichts zu thun haben wollte, sondern auf sein Landgut bey London gieng. Cromwell setzte einen Staatsrath von vierzig Mitgliedern, aus lauter Verwandten und Kreaturen zusammen, der thun mußte, was ihm einfiel. Friedensvorschläge von den Holländern wollte er nur in London anhören.

Cromwell war undankbar. Als er 1628 nach London kam, und merkte, daß das Ansehn des Herzogs von Buckingham, der ihn zuerst hervorgezogen, im Sinken sey, sattelte er flugs um und hielt sich entfernt von ihm. Seinen alten treuen Lehrer Lang empfieng er kalt und auffahrend, weil er in Meynungen von ihm abwich.

Cromwell war rachsüchtig und blutdürstig. Er wirkte mit zum Tode des Grafen Strafford, weil dieser ihn durchschaute. Er brachte den Bi-

schof von Canterbury aufs Schaffot, weil er ihn haßte. Den tapfern Montrose ließ er vogelfrey erklären. Er wurde gefangen, und der edle, von der Nation selbst hochverehrte Montrose mußte sterben, trotz der Vorsprache von Kaiser und Königen, weil Cromwell fühlte, dieser Mann sey ihm vielleicht an Verdiensten, gewiß an Tugenden überlegen. — In Colchester ließ er zwey Männer hinrichten, blos, weil einer seiner Lieblinge sie nicht leiden konnte. — Dem Grafen Darby und mehr als dreyßig Edlen und Magistratspersonen wurden die Köpfe abgeschlagen, um der Treue willen, mit der sie an ihrem Könige hiengen. — Der Herzog von Buckingham mußte im Tower schmachten, weil er die Hand von Cromwells Tochter verschmäht hatte. — Bey der Hinrichtung des Grafen von Holland, ja selbst bey der des Königs, schaute er gemächlich aus dem Fenster, die Aerme auf seidene Polster gestützt.

Cromwell stellte sich wohl, als ob er Wissenschaften und Gelehrte schätzte, aber im Grunde haßte er sie, wie alle Despoten thun. Nach der Eroberung von Cambridge ließ er den Professoren Stockprügel geben. In Oxford verbrannte er die Bibliothek von seltenen Orientalischen Manuskripten, weil sein Feind, der Erzbischof von Canterbury, sie geschenkt hatte.

Cromwell war äußerst empfindlich gegen satirische Schriften, und es war seine einzige verwundbare Seite. Zum Beyspiel: seine Freundschaft mit Muzarin wurde in einer Flugschrift persiflirt, betitelt: das zwischen zwei Schächern gekreuzigte Europa. Vergebens gab Cromwell sich

sich ausserordentliche Mühe, dergleichen Schriften zu unterdrücken, sie mehrten sich täglich und machten ihm schlaflose Nächte.

Cromwell plünderte die fremden Mächte, wenn sie ihm gleich nichts zu leide gethan hatten, so bald er nur der Stärkere war. So zwang er den Großherzog von Toskana, ihm 60000 Pistolen zu zahlen, und Portugall gewährte er seine Freundschaft für 200000 Pistolen.

Cromwell bezog den Pallast der Könige, Whitehall, und machte einen unbedeutenden jungen Menschen, Namens Ireton, zu seinem Vertrauten.

Gegen Cromwell wurden viele Verschwörungen angesponnen. An der Spitze von einer derselben stand ein auswärtiger Gesandter, nemlich der Französische Resident de Bas, und ein andermal hatte man unter seiner Kapelle eine Höllenmine angelegt. Daher bediente er sich auch großer Vorsichtsmasregeln, hatte eine Leibwache, die rothen Brüder genannt, schlief nie zwey Nächte in einem Zimmer, hielt für 60000 Guineen Spione, war stets bewaffnet, von seinen Getreuen umgeben u. s. w. Er machte sich kein Gewissen daraus, Leute, die er fürchtete, auf fremden Grund und Boden aufheben, nach London bringen, und dort enthaupten zu lassen. So machte er es mit Heinrich Hyde, Gesandten Carl des Zweyten, den er aus Constantinopel wegholen ließ. Freylich konnte er sich mit dem Gesandtenmord entschuldigen, denn Doreslaw, einer von König Carls Richtern,

war als Englischer Gesandter im Haag von dreyßig maskirten Kerls, und eben so Asham in Spanien ermordet worden. Wenn er die Leute schuldig finden wollte, so ernannte er seine Verwandte zu ihren Richtern. So machte er es, als nach der Schlacht bey Needs man des Königs Papiere unter Buckinghams Bagage und in Hamiltons Taschen gefunden hatte.

Cromwell errichtete eine neue Art von Adel, den man Harfenadel nannte, weil er Harfen im Wappen führen mußte.

Cromwell verfolgte die unglücklichen Ueberreste der Familie Stuart, und ließ dem Kardinal Mazarin ausdrücklich sagen: es sey an keinen Freundschaftsbund zu denken, so lange man jene schütze und beherberge.

Cromwell hatte viel Glück, denn alle Umstände begünstigten seine Erhebung. Kaiser und Reich hatten 1648 Frieden mit Frankreich und Schweden geschlossen, und beburften Erholung. Spanien, duech einen beynahe hundertjährigen Krieg erschöpft, hatte Portugall verloren, wurde durch Masaniello in Neapel, und durch die aufrührischen Einwohner in Kalabrien und der Grafschaft Roussillon geängstigt. Portugall, noch nicht selbstständig genug, suchte Englands Freundschaft. Der alte schwache Pabst, Innocenz, ließ sich von seiner Nichte Donna Olympia beherrschen, die, um ihrer Habsucht willen, die Harpye der Kirche genannt wurde. Venedig war in Krieg verwickelt, verlor Candia, und mußte mit ungeheuren Kosten eine Armee in Dalmatien erhalten. Toskana war zu politisch und ökonomisch, um sich in Händel zu verwickeln. Savoyen wurde von einem Kinde,

unter Vormundschaft einer französischen Mutter, regiert. Die Schweizer, hinter ihren Bergen, bekümmerten sich um nichts. Dännemark, immer edel, meynte es gut mit Carl dem Ersten und Zweyten, war aber zu schwach, und mit Schweden im Streite. Schweden wünschte Dännemark zu unterdrücken, und deshalb eine Allianz mit England zu schließen. Rußland und Preußen hatten auf der politischen Waagschale noch kein Gewicht. Frankreich endlich wurde durch Bürgerkrieg zerrissen. Wenn unter solchen Umständen ein Mann mit Muth, Thätigkeit, Klugheit, Fruchtbarkeit an Hülfsmitteln, List, Kühnheit und Beredsamkeit, kurz ein Mann wie Cromwell, auftritt, so ist das Gelingen aller seiner Entwürfe nicht mehr wundervoll.

Alles gelang indessen Cromwellen nicht. In St. Domingo wurden 3000 Engländer niedergehauen, 2000 verwundet, und die übrigen gezwungen, sich einzuschiffen. Von der kleinen Feste Duncannon mußte er abziehen, ohne sie stürmend erobern zu können. — Er entwarf auch zuweilen ungeheure, aber schimärische Projecte. Als er Dünkirchen in seiner Gewalt sah, wollte er mit einer Armee von 40000 Mann und einer Flotte von 50 Kriegsschiffen, sich ganz Europa unterwerfen. Den Holländern muthete er zu, ihn gleichfalls zu ihrem Protector zu erwählen, und so ihre Republik mit der sogenannten Englischen zu verbinden. Man sagt sogar, er habe Rom zerstören, die Schätze von Loretto und den Pabst selbst, nach London führen wollen.

Große Eigenschaften kann man Cromwell'n nicht absprechen. Er war ausserordentlich thätig. Nach des Königs Tode gieng jede Depesche durch

seine Hände, die wichtigsten Briefe schrieb er alle selbst, die übrigen diktirte er so schnell, daß die Federn der Sekretairs kaum folgen konnten. Als Protector stand er mit Tagesanbruch auf, widmete den ganzen Morgen den Geschäften, blieb auch mehrere Stunden der Nacht allein unermüdet arbeitend. Er wußte fast alle europäische Sprachen, war besonders ein trefflicher Lateiner. Reinheit der Sitten mußten selbst seine Feinde an ihm loben. Er bekämpfte die eingerissene Sittenlosigkeit, den Atheismus, den Luxus, schaffte die Duelle ab, führte überall Ordnung ein, wußte dem Staate in und außer Landes Ehrfurcht zu erzwingen, erleichterte durch wichtige Fürsprache das Loos der unglücklichen Waldenser, kurz, er that viel Gutes. Aber — er war dennoch ein Despot, ein Tyrann! der blos durch Furcht herrschte, und von dem das Volk laut sagte: hat man deswegen unsern guten König hingerichtet, um uns der Tyranney eines bloßen Mitbürgers zu unterwerfen?

Doch diesem so gehaßten Cromwell wurde auf eine empörende Weise, sowohl von seinen Unterthanen, als auch von auswärtigen Mächten geschmeichelt. Als er die Bücher zu Oxford verbrannt hatte, empfieng ihn das Parlement mit Lobreden und feyerte ihm Triumphe. Die Priester nannten ihn auf den Kanzeln: Würgengel seiner Feinde! Schutzengel des Volks! Moses und Aaron! Als er 1649 aus Schottland zurückkehrte, zogen ihm Staatsrath und Parlement mit Kavallerie und Bürger-Corps in neuen Uniformen entgegen, gaben Generalsalven und führten ihn gleich einem Thriumphator in die Stadt. — Als sein Schwiegersohn starb, legte der ganze Staatsrath Trauer an, und die Gesandten

statteten Condolenzen ab. Die Leiche seiner Mutter, der Bierbrauerin, wurde, trotz den Gesetzen gegen den Luxus, mit Königlicher Pracht begraben, und sogar in der Westmünster-Kapelle beygesetzt. — Das Parlement sagte ihm: der Wunsch des Volkes sey, daß die Protektorwürde in seiner Familie erblich werde. Viele Deputirte, die zum Protektorat ihm Glück wünschten, küßten ihm dabey knieend die Hand. — Es kamen Juden aus Asien, weil sie ihn für den Messias hielten, welches ihm so wohl behagte, daß er — ein seltner Fall — ihnen sogleich Audienz gab. Als sie aber in ihrer Einfalt nach Huntington, seinem Geburtsorte, reis'ten, um zu erforschen, ob er nicht wirklich etwa aus einer jüdischen Familie herstamme? da nahm Cromwell, der gar zu gern einen Stammbaum gehabt hätte, solches sehr übel, zumal da zugleich eine Satire, betitelt: Cromwell, der Löwe aus dem Stamm Juda, erschien, und er jagte sie plötzlich fort. — Spanien, das einst alles aufgeboten hatte, um Heinrich IV. zu stürzen, weil er kein echter Katholik sey, schickte jetzt sogleich einen der vornehmsten Herren des Hofes, Don Alphons von Cardenas, als Gesandten an das Haupt der Ketzer, und dieser Gesandte suchte um eine Audienz an, gleichwie bey einem Könige. Das eifersüchtige Portugall veranstaltete Feste für die Parlementsglieder. Frankreich empfieng Cromwells Schwiegersohn, Fawconbridge, gleich einem Fürsten, und der stolze Kardinal Mazarin gab ihm im Zimmer die rechte Hand, welches er noch keinem Gesandten irgend einer Macht gethan hatte. Auch sandte man gleich darauf den Herzog von Crequi nach London, um Cromwelln zu complimenti-

ren, eine Ehre, die man nur den größten Monarchen zu erweisen pflegte. — Alle übrigen Mächte huldigten ihm mehr oder minder, und bewarben sich, aus Furcht oder Privatabsichten, um seine Allianz. Nur Dännemark benahm sich männlich, wie es pflegt. Auch die Holländer blieben zurückhaltend, um ihrer Prinzessin von Oranien willen, die eine Tochter des enthaupteten Königs war. Doch keine Macht wagte, sich laut gegen Cromwell zu erklären, ausgenommen Rußland, wo man nicht blos die politische, sondern auch die moralische Würde behauptete: denn als Cromwells Gesandter die Grenzen des Russischen Reichs betrat, ließ der Czaar ihm anbefehlen, sogleich wieder umzukehren, „weil er keine Gesandtschaft „von Räubern, Rebellen und Königsmördern annähme."

Und was wurde denn endlich aus Cromwell und der sogenannten Englischen Republik? In einem Zeitraum von nicht völlig zwölf Jahren sah England: Monarchie, Empörung, Königsmord, Republik, Protektor, Tyrannen, einen schwachen Nachfolger, (Richard Cromwell), abermals eine Republik, und zuletzt die Monarchie triumphirend. Die meisten von Karls Richtern starben durch Henkers Hand. Cromwells Andenken wurde mit Infamie belegt, sein verwes'ter Körper durch den Henker ausgegraben, unter dem Galgen verbrannt, die Asche in den Wind gestreut. Seine Familie versank in Armuth, seine Wittwe heyrathete aus Dürftigkeit einen Dorfprediger, und seine Kinder erhielten nur unter der Bedingung Gnade, sich nie in der Residenz sehen zu lassen.

Den Beschluß dieser Skizze mache eine Stelle aus Gaillard's Geschichte der Nebenbuhler-

schaft Frankreichs und Englands, welche sich in der Vorrede zum vierten Theile befindet.

— — — „Ich sehe Cromwell nur des Lasters gewöhnliche Früchte erndten; ich sehe die Furcht, welche er einflößt, aber auch selbst empfindet. Die Unschuld zittert vor ihm, und er zittert vor der Gerechtigkeit. Bis in ferne Freystätten verfolgt er die verbannten Fürsten, und dennoch sind es diese Verbannten, die, aus weiter Ferne, seinen usurpirten Thron mit Unruh und Angst umgeben. Er fürchtet sogar die Blicke des von ihm verführten Volkes, eine furchtbare Garde entzieht ihn dessen Augen. In weit aussehenden Entwürfen zum Ruhme seines Vaterlandes sucht er Zerstreuung gegen ein engendes Gewissen; er sucht und findet nicht. Groß ist er, aber unglücklich; berühmt, aber verhaßt; gefürchtet, aber gestraft. Sein Ruhm selbst drückt ihn, weil das Andenken an seine Verbrechen dadurch verewigt wird. Dieser Mensch, sagt Pope, ist zu einem ewigen Ruhme verdammt. — Wenn das Unglück, von Furcht gepeinigt zu werden, indem man Schrecken einflößt, der Zweck der Politik ist, so mögen freylich Krieg, Aufruhr und Verbrechen diesen Zweck erreichen, aber wer möchte ihn suchen oder beneiden!" —

Einige Sentenzen Cromwells.

List und Betrug helfen durch die eine Hälfte des Jahres, Betrug und List durch die andere.

Wer sein Betragen gegen Dich plötzlich ändert, hat Dich betrogen, oder will Dich betrügen.

Rache soll Andere abschrecken, den Rächenden zu beleidigen.

Traue dem nie, den Du einmal beleidiget hast.

Willst Du von Feinden nicht betrogen werden, so vertraue Freunden nicht.

Durch Furcht herrsche!

Wo Du Dich nicht rächen kannst, da schweige und verstelle Dich.

Der Pöbel gleicht einem Verrückten, man muß ihn an der Kette halten.

Verstellung und Heucheley sind Regenten-Tugenden.

Wer Muth hat, dem fehlt es selten an Glück; aber nicht alle Glückliche haben Muth. Manche sind zum Glück bestimmt und wissen es nicht.

Die Unterthanen gleichen dem Eisen, welches, unbearbeitet, rostet.

Ein Fürst vergißt leicht die größten Dienste, aber nie die kleinste Beleidigung.

Wer durch Waffen sich zum Herrscher erhob, darf die Waffen nie aus der Hand legen.

Es ist zuweilen klug, Beleidigungen zu verschmerzen, man muß sie aber nie vergessen.

Wer die Abgaben eines sklavischen Volkes erleichtert, macht es übermüthig.

Glücklich ist, wer viele Freunde hat, glücklicher, wer keinen braucht.

Beleidigungen muß man auf einmal anthun, Wohlthaten nach und nach erzeigen.

Die Liebe fängt bey sich selbst an. — Dies uralte Sprüchlein pflegte er am öftesten zu wiederholen, obgleich in öffentlichen Bekanntmachungen, wie gewöhnlich,

immer das Glück des Volks als der einzige Zweck vorgespiegelt wurde. Weil — sagte er einst zu seinem Schwiegersohn, beym Herausgehen aus dem Staatsrath, dem er so eben die Allianz mit Frankreich verkündigt hatte, weil denn nun mein eignes Glück gegründet ist, so wollen wir jetzt auch auf das Glück des Vaterlandes denken. — So widerlich das klang, so enthielt es doch in der That einen Trost für das Volk, zu wissen: wann nur erst dieser Mensch satt ist, so wird er uns wohl auch nicht allein zu essen gönnen, sondern uns auch, um seines Ruhmes willen, zu essen schaffen.

Die Rache.

„Sie müssen einen Edelmann heyrathen," — predigte die alte Fräulein Hedwig aus dem uralten Hause Faltenwackel, der jungen, bürgerlichen Amalie Willmuth täglich vor. „Sie müssen einen Edelmann heyrathen, das sey Ihr Dichten, Trachten, Ziel, Wunsch und Gebet. Mein Gott! Wofür hat sich denn der Papa so reich gehandelt? Doch wohl um das einzige schöne Töchterchen, einmal auf einen Stammbaum zu pfropfen?"

„Ach nein!" sagte die sanfte Amalie. „Sie wissen, liebes Fräulein, daß mein Vater wenig vom Adel hält. Er pflegte ihn immer mit den Caryatiden zu vergleichen, die sich stellen, als ruhte das Gebäude auf ihren Schultern, die aber im Grunde nur eine Verzierung sind, ob sie sich gleich vordrängen und die eigentlichen Pfeiler verstecken."

„Ich bitte Sie ums Himmelswillen!“ erwiederte Fräulein Hedwig, und steckte beyde kleine Finger in die Ohren, obgleich sie ohnehin auf einem Ohr taub war: „Ihr Vater ist ein rechtschaffener Mann, ein christlicher Mann, aber von der Seligkeit eines edlen Gemüths, das in einer altadelichen Wonne schwimmt, begreift er nichts. Doch meyne ich noch immer, es sey nur Verstellung; er will Ihnen keine vergebliche Hoffnung machen; findet sich aber erst ein junger Mann von guter Familie, — wenn auch eben nicht tausendjährig, wie das Reich Gottes, und die Faltenwackels, aber doch wenigstens so alt, als der große Kastanienbaum auf dem Berge Aetna, — geben Sie Acht, dann wird der Papa plötzlich andere Saiten aufziehen. Warum hätte er denn auch gerade mir so lange zugesetzt, Ihre Erziehung zu übernehmen? Er wußte recht gut, daß ich, troß meiner Armuth, mit meinen Gesinnungen in kein Kaufmannshaus paßte; folglich wählte er gerade mich, damit Sie schon früh einer adelichen Bildung theilhaftig werden sollten.“

„Ach nein, liebes Fräulein,“ nahm Amalie das Wort, „er wählte Sie, weil er Ihre Tugend, Ihre Rechtschaffenheit kannte, weil er wußte, wie Sie an Ihren Eltern gehandelt, wie Sie mit Ihrer Hände Arbeit“ —

„Kind, schweigen Sie um Gotteswillen!“ rief die gute Faltenwackel: „Leider mußte ich mich ihm vertrauen, weil er mir Arbeit verschaffte; aber wenn es außer Ihnen noch ein Mensch auf der Welt wüßte, ich schämte mich todt.“

„Und als nun Ihre Eltern starben“ —

„Nun ja, da zwang er mich gleichsam, hier ins Haus zu ziehen. Sie waren damals noch ganz klein. — Du warst

noch ganz klein, liebe Amalie, und er legte dich auf meine Arme, an mein Herz, und ich habe dich redlich an meinem Herzen getragen." —

„Eben deswegen." —

„Nein, nicht eben deswegen, sondern, weil ich von guter alter Familie bin, und weil er edle Absichten mit dir hat, und weil eine Bürgerliche, eine Gouvernante, dich nicht in gewisse Zirkeln einführen konnte, und weil — und weil" —

So plauderte Fräulein Hedwig immer fort. Sie war die beste, redlichste Seele, die jemals ein Wappen geführt; streng-sittlich waren ihre Grundsätze, zartfühlend ihr Herz, mackellos ihr Wandel; nur den ungebührlichen Stolz auf ihre adeliche Abkunft trug sie, wie eine Erbkrankheit mit sich herum, und war auch eben so schuldlos dabey, als ein Mensch, der mit einer Hornhaut geboren wird, weil sein Vater eine hatte; auch mischte sie, bey Amaliens Erziehung, nur dies Körnlein Unkraut unter ihre Waizen-Aussaat. Aber freylich, wie es zu gehen pflegt, von geliebten Personen erträgt man nicht blos Schwachheiten, sondern man nimmt sie auch wohl zuweilen selbst an. Ich habe Leute gekannt, die nie Tabak schnupfen mochten, doch aus Gefälligkeit langten sie dann und wann in die Dose eines Freundes, und ehe ein Jahr vergieng, hatten sie sich den Tabak richtig angewöhnt. Was Wunder, daß Amalie Willmuth, die seit ihrem zwölften Jahr täglich hörte: Sie müssen einen Edelmann heyrathen, endlich in allem Ernst wiederholte: Ich will keinen andern als einen Edelmann heyrathen. Sie konnte das wohl sagen, denn sie brachte ihrem Manne 6000 Thaler jährliche Einkünfte zu, und um solchen Preis entsagt

jedes Wappen der Ehre bey Turnieren zu prangen; in geistlichen Stiftern ist ohnehin nicht viel mehr zu thun. Ihre Mutter war längst gestorben; nur mit ihrem Vater hatte sie einen Kampf zu bestehen, denn er war ein schlichter Bürger, der sein Gewerbe mit vierzig Thalern angefangen, im Schweiß seines Angesichts Tonnen Goldes erworben hatte, und es gern gesehen haben würde, wenn ein wackerer Schwiegersohn seine Fabriken und Niederlagen übernommen, seine berühmte Firma fortgeführt hätte. Da aber ein Vater gegen eine einzige liebliche Tochter gar selten einen Willen hat, so begnügte sich der alte Willmuth, über die hochadeliche Grille bald zu schmollen, bald zu spötteln, und stellte übrigens alles in seiner Tochter freye Wahl.

Freylich war die Sucht, eine Edelfrau zu werden, Amalien nur so angeflogen, wie eine Eisblume an ein Spiegelfenster, und so hätte, trotz aller Vermahnungen der guten Fräulein Faltenwackel, es doch leicht geschehen können, daß Schalk Amor durch einen linden Hauch das Eisblümlein unversehens weggeschmolzen, und sich dann in der klaren Scheibe gespiegelt hätte, aber der Zufall wollte, daß der erste Bürgerliche, der sich um ihre Hand bewarb, ein I n c r o y a b e l nach der neuesten Mode, und folglich nichts weniger, als liebenswürdig war. Halb und halb hätte man ihn für demüthig halten sollen, denn er kleidete sich in einen S a c k, doch ohne A s c h e auf sein Haupt zu streuen; er verbarg sein welkes Herz unter fünf oder sechs Gilets, und seine Hand an einem Orte, der der Sitz seiner Seele war; er hatte so zu sagen studiert, und von den neuen Philosophen gelernt, daß die ganze Welt hors nous et nos amis, aus lauter Dummköpfen besteht; daher machte er auch Sonette und Wortspiele, als das Höchste der

Kunst, und verachtete Wieland. Uebrigens hieß er Flugwild, war fast eben so reich als Amalie, und folglich entschlossen, seine höhere Natur nie in die gemeinen Dienstbande zu schmiegen. Das hübsche sechzehnjährige Mädchen hatte seine Begierden erwecket, und da er es für unmöglich hielt, abgewiesen zu werden, so machte er seinen Antrag mit edler Dreistigkeit, und zwar auf einem Balle, während er eine Angloise mit Amalien tanzte, dabey so laut, daß alle Mittänzer es hören konnten.

Das schüchterne sittsame Mädchen trug, ihm selber unbewußt, das Ideal eines künftigen Gatten in ihrem Herzen, dem Flugwild nun gerade gar nicht glich. Wäre er also auch ein Edelmann gewesen, sie würde ihn dennoch eben so unwillig geflohen haben, als sie, nach geendigtem Tanze, den bürgerlichen Incroyabel floh. Dieser war indeß zufrieden, sie für den ganzen Abend blutroth gemacht zu haben, hielt dies für ein sicheres Zeichen, daß sie (mit Lucinden zu reden) sich seiner Wuth ganz hingeben wolle, und gieng am andern Morgen keck zum Vater, um den Hochzeittag für die künftige Woche festzusetzen.

Der alte Willmuth erstaunte zu vernehmen, daß seiner Tochter Vermählung bereits so nahe sey, da sie ihm noch kein Wörtchen davon vertraut hatte. Indessen behauptete Flugwild mit so großer Zuversicht, unaussprechlich geliebt zu werden, daß der alte schlichte Mann gar nicht daran zweifeln konnte. Ob es ihm nun gleich nicht gefiel, daß sein künftiger Schwiegersohn nicht fein ehrbar auf dem Sofa neben ihm sitzen blieb, sondern, während er die Anwerbung that, vor dem Spiegel das Halstuch über den Kinn schob; so antwortete er ihm doch ganz höflich: er für seine Person wende nichts gegen ihn ein, habe seiner

Tochter freye Wahl gelassen, und werde sogleich mit ihr reden. Darauf schüttelte Flugwild dem Alten mächtig die Hand, nannte ihn Papa, blätterte noch einen Augenblick in der da liegenden Bibel, sagte: der Evangelist Johannes sey ein idealistischer Philosoph gewesen, und stürmte hinaus, um seine Freunde zur Hochzeit einzuladen.

Die Sache nahm nun freylich ein betrübtes Ende, denn nachdem der alte Willmuth mit Amalien gesprochen hatte, schrieb er ein höfliches Billet: „an Se. Wohledlen „den Herrn Flugwild junior," worin er demselben dienstfreundlichst meldete: „wasmaßen seine Tochter annoch keineswegs gesonnen, ihren jungfräulichen Stand zu verändern, die wohlmeynende Intention jedoch mit gebührendem „Dank erkenne, und ihm alles Wohlergehn christlich anwünsche."

Wer da weiß, wie innig die heutigen philosophischen Incroyables von ihrer eignen Vortreflichkeit durchdrungen sind — (und wer weiß das nicht!) — der kann sich eine Vorstellung von der ungeheuren Wuth machen, welche Flugwilds Eingeweide ergriff. Stracks versuchte er seine Rache in Sonetten und Xenien auszuhauchen; aber da der alte Willmuth, sowohl als seine Tochter, zu den gemeinen Naturen gehörten, die dergleichen Kunstwerke nie lasen, so erreichte er dadurch seinen Zweck nicht. Seine Erbitterung wuchs, als er zufällig erfuhr, Amalie Willmuth wolle nur einem Edelmann ihre Hand geben. Nun begriff er erst, wie es möglich gewesen, die seinige auszuschlagen, denn er war sich ja innig bewußt, alle Vorzüge zu besitzen, den einzigen der Geburt ausgenommen, dem er schon längst die unartigste Verachtung widmete. Sofort baute er auf diesen Umstand einen teuflischen Plan der

Rache; denn unsere heutigen Philosophen sind bekanntlich im Handeln und Wandeln Menschenkinder wie wir alle, und führen alles auf die Einheit (nemlich auf sich selbst) zurück.

Als Flugwild in Jena studirte, befand sich daselbst auch ein munterer Jüngling, mit offenem Kopf und Herzen, genannt Distel, der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers in einem Landstädtchen. Sein Vater lag, wie so mancher Seinesgleichen, an der Thorheit krank, aus dem einzigen Sohne einen Gelehrten machen zu wollen, und das Ziel seiner Wünsche war, den kleinen Christoph einst Gottes Wort von der Kanzel seines Vaterstädtchens predigen zu hören. Wie dann seine Mitbürger, und wohl gar der Herr Amtmann, den Hut vor dem Ehrenmanne abziehen würden, aus dessen Lenden dieß Kirchenlicht entsprossen, das waren seine seligen Träume, wenn er Sonntags nach der Kirche hinter dem Kachelofen sein Pfeifchen schmauchte. Christöffelchen mußte also studiren, und that es gern, denn zum väterlichen Schuster-Handwerk spürte er ohnehin kein Genie. Er lief, wie Tausende seines Gleichen, aus einem Collegium ins andere, schnappte aber doch mehr auf als mancher andere, und in seinem gut organisirten Kopfe wurde es ziemlich hell. Dabey lebte er lustig und locker, vergeudete in drey Jahren, was der Vater in vierzig zusammengespart hatte, machte Schulden obendrein, schlug sich, wurde relegirt, flüchtete nach Haus, fand seinen ehrlichen Alten todt, und einen üblen Ruf von sich selbst unter seinen Mitbürgern verbreitet. Zwar meldete er sich bey der hochpreislichen Landesregierung zum Examen, wurde aber nicht zugelassen, weil er relegirt war. So sah er jeden Weg, sein Brod zu erwerben, verschlossen; seine ange-

borne gute Laune schützte ihn jedoch vor Verzweiflung. Er wollte eben unter die Soldaten gehen, als noch zu rechter Zeit ein junger Edelmann, für den er sich einmal in Jena geschlagen hatte, ihm eine Dorfschulmeister=Stelle anbot, die er auch ohne Bedenken annahm.

Den niederschlagenden Gedanken, sich in seinem fünf und zwanzigsten Jahre als Schulmeister in ein Dorf zu begraben, verscheuchte er so gut er konnte, durch allerley lustige Einfälle, zu welchen unter andern auch der gehörte, daß er an alle seine vormaligen Universitäts=Freunde förmliche Notifications=Schreiben erließ, worin er ihnen seine Erhebung zum Dorfschulmeister meldete, und sie seiner fernern Protection versicherte.

Ein solches Schreiben ergieng nun auch an Flugwild, mit dem er in Jena viel commerciirt hatte, und der Incroyabel erhielt es gerade in der Zeit, als er auf Rache an Amalien sann. Plötzlich, wie ein Blitz in einen Teich schlägt, daß der Schlamm umherspritzt, kam Flugwild auf den Gedanken, den Dorfschulmeister zum Werkzeug seiner Rache zu gebrauchen. Er erinnerte sich, daß Distel mit einer schönen männlichen Figur einen gewandten Geist verbinde, mehr bedurfte es nicht zu seinem Plane; das Uebrige konnte er mit seinem Gelde bewirken. Sogleich schrieb er an Distel einen sehr freundschaftlichen Brief: „bedauerte, daß seinen Talenten ein so armseliger Wirkungskreis angewiesen worden; schalt, daß er nicht mehr Vertrauen zu seinen reichen Freunden bewiesen habe; erklärte, er könne unmöglich zugeben, daß er als Dorfschulmeister versaure; bat ihn, auf der Stelle seinen Abschied zu nehmen, und sich an einem gewissen bestimmten Tage in Hamburg einzufinden, wo er Flugwild antreffen, und mit dem, was er zu

des lieben Freundes künftiger Versorgung veranstaltet, gewiß zufrieden seyn werde."

Christöffelchen fiel aus den Wolken, aber nicht unsanft, sondern ließ sich ganz behaglich auf dem grünenden Rasen der Hoffnung nieder. Seiner Schulmeisterstelle zu entsagen, kostete ihn keinen Seufzer, sein schlaffer Mantelsack war bald geschnürt, und siehe, am angesetzten Tage wanderte er rüstig und wohlgemuth in das Thor der mehr biedern als freyen Reichsstadt Hamburg, und verfügte sich geradeswegs in das Hotel de Petersbourg, wo man sich weigerte den bestäubten, unansehnlichen Gast aufzunehmen, bis Flugwild vom Fenster herab, ihn erkannte und ihm Einlaß verschaffte. Es wurde sogleich ein runder Tisch mit Champagner-Gläsern verziert, und zu traulicher Mittheilung die Thüre verschlossen.

Distel brannte vor Begierde zu erfahren, welche Aussichten sein Jenaischer Zechbruder ihm öffnen werde. Kaum war daher einigen süßen Erinnerungen an Zwetzen und Löbstädt *) ihr Recht wiederfahren, als er mit der neugierigen Frage herausrückte: „Nun, Herr Bruder, vor allen Dingen, was hast du mit mir vor?" — „Du sollst, "versetzte Flugwild, „ein sehr hübsches und sehr reiches Mädchen heyrathen." — Von Herzen gern. — „Sie ist aber eine Närrin." — Hat nichts zu bedeuten. — „Sie hat mich ausgeschlagen" — Das ist so närrisch eben nicht. — „Weil ich kein Edelmann bin." — Aber ich bin ja auch keiner. — „Du sollst einer werden." — In Gottes Namen.

Nun entwickelte ihm Flugwild seinen Plan. Distel sollte von nun an Baron von Distelberg heißen, und ein Böhmischer Edelmann seyn; sollte mit Geld reich-

*) Dörfer bey Jena.

lich versorgt werden; noch ein Vierteljahr in Hamburg bleiben, um sich im Tanzen, Reiten und andern adelichen Künsten zu üben; dann wolle ihm Flugwild ansehnliche Kreditbriefe von reichen Häusern in Wien und Prag an reiche Häuser in Hamburg verschaffen, die er gegen andere, in Amaliens Wohnort zahlbar, auszutauschen begehren solle. Flugwild zweifelte nicht, daß diese neuen Kreditbriefe auf den alten Willmuth selbst gestellt seyn würden, da er das erste Haus dort machte, (und er hatte allerdings richtig gerechnet); Distel solle sich dann mit einem ansehnlichen Gefolge einstellen, und seine Wechsel produciren; der alte Willmuth werde sodann ohne Zweifel, wie es der Brauch ist, ihn zum Essen laden, da werde er Amalien kennen lernen, ihr den Hof machen, um ihre Hand bitten, sie heyrathen.

Nun? Und endlich? sagte Distel, der mit offenem Munde und weit aufgesperrten Augen ihm zuhörte.

„Damit hat die Geschichte ein Ende," versetzte Flugwild: „ich bin gerächt und du hast eine junge, hübsche, reiche Frau." — Und wenn der ganze Plan mißlingt, so habe ich meine schöne Dorfschulmeister-Stelle umsonst aufgegeben? — „Narr, er wird nicht mißlingen; sollte er aber, so verspreche ich dir eine Pension, dreymal größer als der Schulmeister-Gehalt."

Wenn das schriftlich geschähe, meynte Distel, so sey er vollkommen zufrieden. Zwar sehe das Ganze einer verdammten Spitzbüberey ähnlich, aber da das Mädchen eine Närrin sey, so verdiene sie wohl die kleine Züchtigung, die noch dazu am Ende zu ihrem Glück ausschlage, denn er sey doch ein hübscher Mann und eine ehrliche Haut dabey.

Der Antrag wurde also förmlich abgeschlossen. Distels schlaffer Mantelsack verwandelte sich in volle Koffer und strotzende Beutel; der Herr Baron von Distelberg beschäfftigte sich einige Monate lang mit ritterlichen Uebungen, equipirte sich sehr elegant, hielt Kutscher, Jäger und Bedienten, bewies den Hamburgern durch seine Wiener Kreditbriefe, daß er ein reicher böhmischer Edelmann sey, und erhielt daher ohne Bedenken, als er abreisen wollte, neue Empfehlungsschreiben an Peter Willmuth in D**.

In einem schönen englischen Reisewagen, von Bedienten umringt, begab er sich nun auf den Schauplatz, wo er die Hauptrolle spielen sollte. Gleich am andern Tage besuchte er Peter Willmuth, übergab sein Schreiben, wurde höflich empfangen, gab vor, keinen Menschen in der Stadt zu kennen, und erhielt natürlich eine Einladung zum Essen. Er stellte sich zu rechter Zeit ein, der alte Willmuth unterhielt ihn vom Wind und Wetter, die Speisen wurden aufgetragen. Ruft meine Tochter, sagte der Alte zu dem Bedienten, und dem Dorfschulmeisterlein schlug das Herz. Zwey Minuten nachher trat ein holdes, schönes Mädchen herein, von einer dicken, ehrbaren Person begleitet. Distel wurde roth, welches ihm seit vielen Jahren nicht begegnet war, und Amalie erröthete, welches ihr täglich begegnete.

Der Herr Baron von Distelberg, sagte der alte Willmuth, indem er ihn den Damen präsentirte. Amalie verneigte sich sittsam; Fräulein Faltenwackel wurde sehr freundlich, als das magische Wort Baron ihr eines Ohr erreichte. Man setzte sich. Distel verwandte kein Auge von Amalien: Jammerschade,

dachte er, daß das Mädchen eine Närrin ist. Er hatte sich vorgenommen sehr viel zu essen und zu schwatzen, er aß aber wenig und sprach fast gar nicht. Seine Augen waren um so beredter. Amalie hatte eine Eroberung gemacht, sie selbst dachte es, und Fräulein Hedwig sagte es, und ereiferte sich sogar, als ihr holder Zögling, um Widerspruch zu hören, ihr widersprach. „Ein junger Mann von Stande," sagte sie, „das sieht man auf den ersten Blick. Denn gelehrt kann ein Bürgerlicher werden, auch höflich; aber nie erreicht er die Gewandtheit in Manieren, die zum Exempel den Baron von Distelberg ziert."

Was das Exempel betraf, so hatte die gute Hedwig ganz Recht. Dem Schustersöhnlein war in der That eine Anlage zum großen Herrn nicht abzusprechen. Wenn man bey Tische, nach jeder Schüssel, ihn Messer und Gabel wechseln sah, oder wenn er, mit nachläßig zurückgebogenem Halse, den Bedienten Befehle ertheilte, oder, die weißen Zähne stochernd, den Brillant-Ring spielen ließ; so hätte man schwören sollen, das sey ihm alles Hochwohlangeboren. Die schwache Seite der stiftsfähigen Gouvernante hatte der Schlaukopf bald weg, und sprach mit ihr, so oft er das Unglück hatte, sie allein zu treffen, nicht allein vom Adel überhaupt, sondern auch insbesondere vom Geschlecht der Faltenwackel, mit entzückender Ehrfurcht; ja, er entlockte der guten Seele eines Tages helle Thränen, als er keck versicherte, in geheimen Memoiren der Portugiesischen Geschichte gelesen zu haben, daß ein Faltenwackel besonders dazu beygetragen habe, das Haus Braganza wieder auf den Thron zu bringen. Seit dieser Entdeckung war Fräulein Hedwig seine treue Bundesgenossin,

nach alter Sitte, (denn in neuern Zeiten heißt alliirt — uneinig,) sie vernahm seine Seufzer und brachte sie an die Behörde; er schimpfte dagegen aus Dankbarkeit auf die französische Revolution.

Auch mit dem Papa stand er sich recht gut. Er hatte auf der Akademie von Cameralwissenschaften, Fabrikenwesen und dergleichen manches aufgeschnappt, und jetzt las er jeden Morgen noch ein Paar Stunden in technologischen Lehr- und Handbüchern. So ausgerüstet kam er zu Peter Willmuth, und — was nun freylich die Hauptsache ist, — wußte seine oberflächlichen Kenntnisse so trefflich geltend zu machen, so anspruchlos und ungezwungen zu äußern, daß er den alten wohlerfahrnen Fabrikanten nicht selten in Erstaunen setzte. Es währte nicht lange, so führte er ihn in allen seinen Fabriken herum, — eine Ehre, die er nie einem Fremden erzeigte, — und Distel wußte so geschickt und kenntnißreich zu loben, daß der Alte, Abends vor Schlafengehen, Fräulein Hedwig durch die Bemerkung in Feuer setzte: „Für einen Edelmann ist dieser Baron in der That ein sehr gebildeter Mensch."

Wenn Distel durch kleine Künste bey Vater und Gouvernante sich einzuschmeicheln wußte, so fieng er es dagegen bey Amalien, wider seinen Willen, ganz kunstlos an. Zu Hause studierte er wohl auf Blicke und Worte, stand er aber vor ihr, so versagten die Worte, und die Blicke waren nicht in seiner Gewalt. Aus einem projectirten Feuerblick wurde ein schmachtender, und wenn es darauf ankam, ihr recht tief in das blaue Aug zu schauen, so schlug er das braune nieder. Grade das schadete ihm bey Amalien gar nicht, denn, nach der Liebe, erregen die Mädchen nichts lieber als sittsame Scheu vor ihren Reizen.

Sie war dem Pseudobaron schon recht herzlich gut, sie freute sich innerlich, wenn der Vater ihn lobte, und wurde nicht ungehalten, wenn Fräulein Hedwig Winke von gewissen Möglichkeiten fallen ließ.

So verstrichen einige Monate. Flugwild, dem Distel bey nächtlicher Weile Rapport von seinen gemachten Fortschritten abstatten mußte, drang jetzt darauf, daß er sich erklären, und geradezu um Amaliens Hand werben solle. Distels ehrliches Schulmeistergewissen spielte freylich noch zuweilen den Herrn über die erborgte adeliche Unverschämtheit; aber sein gegebenes Wort, — das Nichts, in welches er zurück sank, wenn er es brach, und mehr als alles, das Verlangen nach des schönen Mädchens Besitz, stumpften die Gewissensstacheln ab, die ohnehin bey der leichtsinnigen Jugend noch biegsam sind, und erst in der Mittagsglut des Lebens erhärten. Er trug dem ehrenfesten Handelsmann seine Wünsche ein wenig stotternd vor, log ziemlich beherzt von seinen Gütern in Böhmen und der herrlichen Fasanen-Zucht, wurde mit freundlichem Kopfnicken angehört, und erhielt das Versprechen, daß man der Sache weiter nachdenken, auch die Hauptperson darüber vernehmen wolle.

Die Hauptperson hatte eben nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, und, wenn sie noch eine sächsische Frist sich ausbedang, um, wie sie sagte, den Baron näher kennen zu lernen, so war das auch mehr eine Wirkung der Jungfräulichkeit als des Mistrauens. Fräulein Faltenwackel fand es sehr überflüssig, und meynte sogar, es zieme sich nicht, den Herrn Baron so lange hinzuhalten. Der Vater hingegen war vollkommen mit Amalien einverstanden, um so mehr, da er doch auch zuvor noch Erkundigungen über seinen künftigen Schwiegersohn einziehen wollte

Es war im May, die gewöhnliche Zeit, wo Amalie auf ein schönes Landgut an der Elbe zu gehen pflegte; dem Baron Distelberg wurde daher bekannt gemacht: man könne ihm zwar noch keine entscheidende Antwort geben, aber man werde es gern sehen, wenn er einige Monate auf Amalien-Ruh zubringen wolle. Diese Einladung ließ allerdings vermuthen, daß man schon halb und halb entschlossen sey, seine Wünsche zu krönen, und mit Freuden folgte er ihr.

O welche selige Tage und Wochen verlebte er dort an Amaliens Seite! Immer traulicher schloß ihr schönes Herz ihm sich auf; er sah nun wohl, daß sie keine Thörin sey, und daß die Adelsgrille, wenn sie wirklich hier, wie eine Schmarutzer-Pflanze, an dem saftreichen Bäumchen klebe, nur durch Fräulein Faltenwackel gehegt und gepflegt werde. Täglich entdeckte er neue Vorzüge, Talente, Lieblichkeiten, und — was freylich in seinen Augen allem den höchsten Zauber lieh, — täglich überzeugte er sich mehr, daß Amalie ihn liebe. Doch, was ihn hätte dreister machen sollen, bewirkte Schüchternheit in ihm: die Rinde, die der Leichtsinn um sein Herz gezogen, borst im Strahl der Liebe, der sein altes Recht, was er berührt, zu veredeln, auch an ihm behauptete; ihn gereute, was er unternommen, er wurde still und traurig, und wagte nicht mehr, seine Empfindungen laut werden zu lassen.

Amalie bemerkte die Veränderung wohl, aber sie deutete sie — wie Mädchen pflegen, — zu ihrem Vortheil; sie meynte der Baron verzage, weil die entscheidende Antwort so lange verzögere, und Fräulein Hedwig bestärkte sie in diesem Glauben. Seinen Charakter hatte sie nunmehr hinlänglich geprüft, sie fand ihn munter, gefällig und im-

mer heute wie er gestern war. Die letztere Eigenschaft hielt sie mit Recht für die empfehlendste im Ehestande, denn wehe! wenn Mann oder Weib der gelben Regenblume *) gleichen, die nur im Sonnenschein ihre Blätter entfaltet, bey jedem trüben Wölkchen sich zuschließt. Sie hatte seine Denkungsart auf allerley Proben gestellt, ihm oft durch Ueberraschungen Aeußerungen entlockt, die er unmöglich vorbereitet haben konnte; immer fand sie Edelmuth mit ein wenig Leichtsinn vermischt; den letztern übersah, entschuldigte die Liebe, denn sie liebte ihn von ganzer Seele.

Eines Abends saßen sie im Grünen, und Amalie warf ihren träumenden Liebhaber neckend mit Jasminblüten, ohne doch mehr als ein wehmüthiges Lächeln dadurch zu bewirken; siehe da schritt ein Bote durch das grüne Gartenthor, und brachte ihr einen Brief vom Vater. Der gute Alte schrieb: „es mache ihm Vergnügen, ihr zu melden, „daß die aus Hamburg eingezogenen Nachrichten, über Ba„ron Distelberg, sehr günstig lauteten. Sein Correspon„dent, auf den er sich verlassen könne, schreibe ausdrücklich: „daß er des Barons Familie zwar weiter nicht kenne, daß „aber das Wiener Haus, durch welches ihm derselbe em„pfohlen worden, eins der besten und solidesten sey. Auch habe „sich der junge Mann in Hamburg keinesweges als einen „Windbeutel gezeigt; man habe ihn überall gerne gesehen, und „seine Creditbriefe bewiesen, daß er mehr als wohlhabend „seyn müsse. Unter diesen Umständen, meine liebe Tochter, „(fügte Papa Willmuth freundlich hinzu,) magst Du nun „in Gottes Namen deiner Neigung folgen, wenn Du anders „welche für ihn hast."

*) Calendula pluvialis.

Amaliens Augen glänzten, indem sie las, und das leise bewegte Papier verrieth ein leises Zittern ihrer Hand. Als sie geendet hatte, heftete sie ihren Blick mit Innigkeit auf den Geliebten, schien plötzlich einen Entschluß zu fassen, stand auf, trat vor ihn, der im Grase lag, reichte ihm mit lächelndem Ernst die Hand, und sprach mit bewegter doch fester Stimme: „Distelberg, Sie lieben mich, und ich bin Ihnen herzlich gut. Mein Vater läßt mir freyen Willen; hier ist meine Hand."

Zermalmt lag der Jüngling zu des schönen Mädchens Füßen. Dieses himmlische Auge, in dem eine Thräne schwamm, dieser volle Busen, der sich sehnend hob, diese Schwanenhand, die sich zitternd nach ihm ausstreckte, — und endlich die holden Worte von süßen Lippen gestammelt: — Alles ergriff berauschend seine Sinne! Er stürzte vor ihr nieder, drückte ihre Hand gewaltsam an seinen Mund, gegen seine Augen, an sein Herz, brach in Thränen aus, sprang auf, wollte Amalien umarmen, die ihm willig entgegen kam, schauderte plötzlich zurück, stieß sie fast unsanft von sich, seufzte, schluchzte, und eilte davon. — Erstaunt sah Amalie ihm nach; ängstlich fragend wandte sie ihre Blicke auf Fräulein Hedwig. „Es ist der erste Freuden-Rausch," sagte diese, „für einen Edelmann freylich ein wenig zu stark; aber er wird sich legen, lass' ihm nur ein Stündchen Zeit."

Amalie schüttelte den Kopf. Es kam ihr bedenklich vor, und langsam, mit gesenktem Haupte, schlich sie nach Hause. Die Abendtafel wurde gedeckt; schon waren die Speisen aufgetragen, der Baron erschien noch nicht. Ein Bedienter gieng ihn zu rufen; er ließ sich entschuldigen. Jetzt gerieth Amalie sichtbarlich in ängstliche Bewegung,

und Fräulein Faltenwackel meynte: das sey keine Manier. (Stillschweigend verstand sie darunter die adeliche Manier.) Amalie berührte keinen Bissen und floh sehr bald in ihr Schlafzimmer, dessen Benennung für diese Nacht nur ein leerer Titel blieb. Mit der aufgehenden Sonne schlich sie in den Park, und mischte Thränen, von banger Ahndung erpreßt, in den milden Thau des Himmels. „Was ist das? was bedeutet das?" fragte sie sich hundertmal, und immer mußte sie die Antwort schuldig bleiben. Sehnsuchtsvoll erwartete sie die Stunde des Frühstücks, das man in Gesellschaft einzunehmen pflegte. Wohl eine Viertelstunde früher war sie schon im Garten-Sallon, setzte sich hinter den Theetisch, und suchte einen ruhigen Anstand zu erkünsteln, der sie jedoch verließ, so oft die Thür sich öffnete. Schon längst saß auch Fräulein Hedwig neben ihr, hatte ihren Morgenhusten bereits abgethan, lüsterte nach dem braunen Mocca-Trank, ließ ihn einmal über das andere durch ein Säckchen laufen, und wurde ungeduldig.

„Wo bleibt denn der Baron?" rief sie endlich mit einiger Bitterkeit: „er pflegt doch sonst nie der letzte zu seyn. Christian, geht und ruft ihn." — Der Bediente gieng. Amalie sagte kein Wort, aber ihr Busentuch wogte auf und nieder. Der Befehl, den Baron zu rufen, hatte schon zwanzigmal auf ihren Lippen geschwebt; eine Schaam, die sich nicht erklären konnte, hielt sie zurück. Jetzt erwartete sie den geliebten Sonderling jeden Augenblick. Um den Sturm in ihrem Busen nicht zu verrathen, schenkte sie hastig eine Tasse Thee ein, verschüttete die Hälfte, und brachte — als sie Tritte nahen hörte, — die Tasse zitternd an den Mund.

Es war aber nur Christian, der bestürzt hereintrat, mit einem Briefe in der Hand. „Der Herr Baron ist abgereis't," sagte er. „Diesen Brief an die Mamsell hat er hinterlassen." Amalie erbleichte. Fräulein Faltenwackel winkte dem Bedienten hinaus zu gehen. Amalie hatte nicht die Kraft den Brief zu erbrechen, sie reichte ihn ihrer Erzieherin mit stummer Bitte, ihn zu öffnen. Fräulein Hedwig that es und las:

„Länger darf ich nicht schweigen. Ich habe Sie betrogen. Flugwild hat, zum Werkzeug seiner Rache, meinen Leichtsinn mißbraucht. Ich bin kein Baron, ich bin ein armer Schusterssohn."

Hier ließ Fräulein Hedwig halb ohnmächtig den Brief aus der Hand sinken. Amalie hingegen, die bleich und leblos bey den ersten Zeilen sie angestaunt hatte, schien plötzlich ihre Kräfte wieder zu finden; hastig raffte sie den Brief auf und las selbst weiter:

„— eine Verbindung mit mir sollte Sie zum Gespötte machen. Als Thörin schilderte er Sie, und seinen Betrug als verdiente Züchtigung. Ich Elender willigte ein! Statt der Thörin fand ich einen Engel! ich liebte Sie, Amalie, ich liebe Sie unaussprechlich! Fluchen Sie mir nicht; ich bin kein böser Mensch. Ach! ich wußte nicht, daß ich ein Bubenstück begann! vollbringen kann ich es nicht. — Fluchen Sie mir nicht! — ich bin ohnehin bestraft genug, denn ich liebe Sie bis zum Wahnsinn! Nie sollen Sie mich wiedersehen, — nie wieder ein Wort hören von dem

unglücklichen Distel."

Die gute Faltenwackel zappelte mit Händen und Füßen. „Das überleb' ich nicht!" schrie sie einmal über das andere. Amalie hingegen schien es überleben zu wollen,

len. Zwar war die Hand mit dem Briefe in ihren Schooß gesunken, und ihre Augen waren starr an ihre Kniee geheftet; aber der Busen hob sich minder ängstlich, dann und wann schien sogar der Gedanke an ein Lächeln sich auf ihre bleichen Wangen zu stehlen, kurz, sie schien ein größeres Unglück erwartet zu haben. Da sie aber länger als eine halbe Stunde immer so unbeweglich saß, und Fräulein Hedwig's, „das überleb' ich nicht" ihr keinen Laut entlockte; so gerieth diese endlich in Angst um die verlassene Braut, wackelte fort, holte Riechfläschchen, und wollte nach einem Arzte senden.

„Nicht doch," lispelte Amalie, indem sie das Riechfläschchen sanft wegschob, „ich bin nicht krank; aber lassen Sie anspannen; den Postzug vor die leichte Chaise, ich muß sogleich nach der Stadt."

Alle, wie? was? und warum? der besorgten Gouvernante blieben unbeantwortet. Amalie bestand auf ihrem Entschluß, ohne sich weiter zu erklären. Während man eilte ihren Befehl zu vollziehen, gieng sie selbst noch einmal auf Distels Zimmer, und fand dort, zu ihrem Erstaunen, seinen Jäger mit Einpacken beschäftigt. „Wie Philipp!" rief sie aus, „er noch hier?"

„Ach ja!" versetzte der ehrliche Kerl mit verweinten Augen, „ich habe einen guten Herrn verloren!"

„Warum hat er ihn nicht begleitet?"

„Sein ausdrückliches Verbot —"

„Wo ist sein Herr hingegangen?"

„Das weiß ich nicht."

„Hat er denn gar nichts mitgenommen?"

„Gar nichts. Alle seine Sachen soll ich in der Stadt an Herrn Flugwild abliefern, nebst diesem Zettel, den

Sie lesen mögen; denn er hat sich nicht die Mühe genommen ihn zu versiegeln."

Amalie las: „Du hast mich zu einem Schurkenstreich „verleiten wollen, aber du verkanntest mich. Was ich von „dir habe, sende ich dir zurück. Aermer als ich zu dir „kam, gehe ich in die Welt. Forsche nicht nach mir, und „wenn jemals ein Ungefähr uns zusammen führt, so wei„che mir aus, denn obwohl ich dich verachte, so möch„te doch bey deinem Anblick der Zorn mich übermannen, „und ich den Namen Amalie blutig auf deine ehrlose „Stirne zeichnen."

Mit einer Thräne im Auge gab sie den Zettel zurück: „erfülle er seines Herrn Befehl," sagte sie mit freundlicher Wehmuth, „und komm er dann hieher zurück; ich werde suchen, ihm seinen Verlust zu ersetzen."

„Ach herzensliebe Mamsell!" seufzte der Jäger, „er war ein so guter Herr! und wenn Sie wüßten, was er diese Nacht gelitten hat — und wenn Sie gesehen hätten, wie er, mehr todt als lebendig, vor Tage aus dem Hause schlich. —"

„Genug!" erwiederte Amalie und schlüpfte hastig aus der Thür, um ihre Bewegung zu verbergen. Der Wagen war angespannt; sie warf sich mit Fräulein Hedwig hinein, und in weniger als drey Stunden erreichten sie die Stadt. Unterwegs hatte die gute Alte vergebens hundert Versuche gemacht, Amalien zum Reden zu bringen; sie meynte, es sey stumme Verzweiflung, ließ daher Trostgründe aufziehen, schimpfte christlich auf den abscheulichen Menschen, der die adelichen Manieren so täuschend nachzuahmen gewußt habe, und das Ende vom Liede war jederzeit: ich überleb' es nicht! — Arme Falten-

wackel! dir standen doch noch weit ärgere Dinge bevor; denn kaum war Amalie aus dem Wagen gesprungen, als sie sich zu ihres Vaters Füßen warf, ihm alles entdeckte, Distels Brief ihm zeigte, und mit innigster, an Schwärmerey gränzender Empfindung ausrief: „er liebt mich wahrhaft, denn er konnte mich nicht betrügen! In seiner Macht stand es, mich zu besitzen! Er liebt mich, er wollte mich keinem Betruge verdanken, er hatte die Kraft mir zu entsagen! — Jetzt lieb' ich ihn mehr als jemals! und nie, nie werde ich einem Andern meine Hand reichen!"

Peter Willmuth war ein guter alter Mann, der erst hätte lernen müssen, wie ers anfangen sollte, seiner einzigen lieben Tochter etwas abzuschlagen. Die Grille mit dem Edelmann war ja auch nicht seine Grille; ihm galt es gleich, ja ihm war es aus schon erwähnten Ursachen lieber, wenn Amalie einem Bürgerlichen ihre Hand reichte. Distel hatte ihm überdieß gefallen; der junge Mensch hatte feine Kenntnisse verrathen, und konnte in Jahr und Tag ein wackerer Kaufmann werden.

„Ich weiß gar nicht, liebe Amalie," sagte er sehr gelassen, „warum du knieest? — Ey, sage mir, warum knieest du denn? — Steh auf und heyrathe ihn, doch nicht eher, bis du ihn findest."

Amalie sprang auf, und hieng an seinem Halse. —

„Ein Schustersohn!" rief Fräulein Faltenwackel und schauderte. — „Mein Großvater war ein ehrlicher Schneider," sagte Peter Willmuth, und gieng auf sein Komptoir, überzeugt, daß Amalie für das Uebrige sorgen werde. Darinn hatte er sich auch nicht getäuscht. Sie sandte dem Geliebten seinen treuen Philipp nach, der glück-

licherweise die Straße bemerkt hatte, auf welcher Distel fortgetaumelt war. Philipp fand ihn sechs Meilen von Amalien-Ruh in B. — wo eine —sche Garnison lag, und wo er eben im Begriff stand sich anwerben zu lassen; gleich einem Trunkenen, gleich einem Träumenden, führte er den Flüchtling zu Amaliens Füßen zurück. In wenigen Tagen waren sie ein glückliches Paar, und nach vielen Jahren waren sie immer noch das glücklichste Paar. Flugwild erhielt eine Einladungskarte zur Hochzeit, die er mit den Zähnen zerriß. Fräulein Faltenwackel war noch zwanzig Jahre lang Zeuge der reinsten häuslichen Zufriedenheit, und seufzte jeden Abend: Das überleb' ich nicht!

Anekdoten.

Musikalisches Schauspiel.

Im Jahre 1777 gab Raimondi zu Amsterdam ein Konzert, welches dem Gehör die Begebenheiten Telemachs vorstellen sollte. Es währte eine Stunde. Die Rollen waren folgender Gestalt vertheilt:

Telemach, erste Violine; Mentor, Violonzell; Calypso, die Flöte; Eucharis, eine Nymphe der Calypso, die Hoboe. Die übrigen Nymphen, die Blasinstrumente. Das Stück hebt an mit einer Symphonie,

die auf die gewöhnliche Weise einen Sturm ausdrückt, oder ausdrücken soll. Hierauf folgt ein akkompagnirtes Duett zwischen der ersten Violine und dem Violonzell; Telemach und Mentor freuen sich nemlich ihrer Rettung. Calypso erscheint, die Flöte, und führt den Jüngling lispelnd in ihre Grotte. Die zurückbleibenden Nymphen machen Tutti, welches zuweilen von einem Solo der Hoboen unterbrochen wird, weil Eucharis sich gleichfalls in Telemach verliebt hat. So geht es denn immer fort, bis am Ende das ganze Orchester den Schiffsbrand ausdrückt. (?) Die Blasinstrumente haben abwechselnd Solo, um Calypso's Klagen und Thränen zu versinnlichen. — In neuern Zeiten hat, so viel wir wissen, nur der Herr Abt Vogler ähnliche Versuche gemacht, (denn Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten sind durch Worte unterstützt) die uns wohl der Nachahmung werth dünken, weil sie nicht blos das Ohr, sondern auch die Phantasie angenehmer beschäftigen. Nur muß der Komponist in der Wahl seines Süjets sehr vorsichtig seyn. Ein Schiffsbrand darf nicht darin vorkommen.

Komische Gravität.

Als Philipp V. den spanischen Thron bestieg, fand er eine seltsame seit Jahrhunderten beobachtete Gewohnheit. An jedem Freytage nemlich versammelte sich der hohe Rath von Kastilien im Thronsaal. Der König trat mit bedecktem Haupte herein; die Grandes fielen auf ihre Kniee. Der König setzte sich und sagte: Steht auf! — Sie

standen auf. — Setzt euch! — Sie setzten sich. — Bedeckt euch! — Sie bedeckten sich, — und hiermit war die Sitzung zu Ende.

Philipp bezeigte dem Präsidenten der Versammlung sein Erstaunen darüber. „Hat man denn hier nie etwas Anderes gethan?" fragte er. — Nie. — „Haben Karl II. und Philipp IV. nie mehr verlangt?" — Nie! Zuweilen hat man ihnen jedoch die Urtheile des hohen Raths vorgelesen. — „Und was sagte dann Philipp IV.?" — Er sagte, das ist gut. — „Das werde ich auch sagen, wenn ich es so finde," versetzte der König mit Würde; „wo nicht, so werde ich sagen, das ist schlecht."

Der Präsident gerieth in Verwirrung, merkte, daß er einen Mann vor sich habe, dem es Ernst war, König zu seyn, und verbeugte sich tief. Doch Philipp zeigte diesen Ernst nicht lange.

Der Abbé de l'Epée.

Daß dieser edle Mann seine Zeit, sein Geld und seine Gesundheit dem menschenfreundlichen Bestreben weihte, Taubstummen Vernunft und Sprache zu geben, ist allgemein bekannt. Aber zu den vergessenen Dingen gehört, daß der würdige Greis im Jahre 1785 den Wunsch äußerte, einen Knaben zu finden, der taub, stumm und blind zugleich geboren sey, um einen Versuch zu machen, ob er nicht auch einen so ganz von der Natur Verstoßenen, der Gesellschaft schenken könne. Er wandte sich deshalb an den

General-Polizey-Lieutenant, der aber in allen Hospitälern von Paris einen so elenden Menschen vergebens suchte. Hierauf machte der Abbé de l'Epée seinen Wunsch in mehreren Journalen bekannt, und bat mit einer Wärme, die ihm als vollbrachte That angerechnet zu werden verdient; wenn in Frankreich oder irgend einem andern Lande sich ein solcher Unglücklicher finde, ihm denselben auf seine Kosten zuzusenden. Wir haben nicht erfahren, ob seine Bekanntmachung einigen Erfolg gehabt. Hätte es doch keinen solchen Elenden gegeben!

Der alte wackere Chirurgus Morand und sein junger Kollege.

Ein vornehmer Mann hatte ein gefährliches Geschwür. Er mußte sich entschließen, es operiren zu lassen, und wollte sich keinen andern als Morands Händen anvertrauen, der damals mit Recht in großem Rufe stand. Morand kam, untersuchte das Geschwür, fand dessen Lage bedenklich, und, da er schon ein alter Mann war, dem die Hand zuweilen zitterte, so wollte er es nicht wagen, die Operation selbst vorzunehmen. „Hier," sagte er, „ist eine junge, feste Hand vonnöthen, und ich empfehle Ihnen Herrn Marschall." — Dieser junge, aber geschickte Mann, dessen Laufbahn kaum begonnen hatte, wurde geholt. Kaum hatte er aber die Operation wirklich angefangen, als der Veteran Morand, der dem Messer mit unverwandtem Blicke folgte, gewahr wurde, daß Marschall einen Schnitt zu thun im Begriffe stand, welcher den

Kranken wo nicht getödtet, doch unausbleiblich gelähmt haben würde. Er schwieg, und zeigte nur mit der Fingerspitze auf die Stelle, wo geschnitten werden mußte, ohne übrigens durch die kleinste Miene oder Bewegung den Fehler des jüngern Mitbruders zu verrathen, weil ihn das um seinen ganzen Ruf hätte bringen können. Marschall begriff augenblicklich, operirte nach dem erhaltenen Winke, und Alles gieng vortrefflich. Der Kranke genas. Zur Feyer seiner Genesung gab er einen Familienschmaus, zu welchem auch Morand und Marschall gebethen waren. Als der Letztere in die Thür trat, flog ihm der Geheilte an den Hals, und stellte ihn der Familie als den Retter seines Lebens vor. „Nein," sagte Marschall, indem er den alten Morand bey der Hand ergriff: „hier steht der Mann, dem Sie danken müssen. Ohne seinen Rath wären Sie jetzt wenigstens lahm. Er hat meinen Ruf edelmüthig geschont; jetzt aber ist es meine Pflicht zu reden."

Hume.

Hume's Geschichte von England trug den Buchhändlern so viel Geld ein, daß sie, als er sich mit einem ansehnlichen Vermögen nach Schottland zurückgezogen hatte, ihn mit Briefen verfolgten, und zur Fortsetzung dieses Werkes durch die vortheilhaftesten Anerbiethungen zu bewegen versuchten. Anfangs entschuldigte sich Hume in allgemeinen Ausdrücken; als er aber immerfort gedrängt wurde, schrieb er endlich kurz und ehrlich: „Ich kann Ihre Vorschläge weder jetzt noch jemals annehmen, und zwar aus vier sehr

guten Ursachen: ich bin zu alt, zu dick, zu faul und zu reich."

Wohlklang der Sprache.

Der verstorbene Graf von Stackelberg, der nemliche, der Polen eine Zeitlang im Namen der Kaiserin von Rußland regierte, begann seine diplomatische Laufbahn als Gesandter in Madrit, wo er, wie überall, Reichthümer und Witz verschwendete. Eines Tages gab er ein großes Diner, bey welchem, wenige Fremde ausgenommen, lauter Spanier gegenwärtig waren. Das Gespräch fiel auf die Vorzüge und besonders auf den Wohlklang der spanischen Sprache; und mehrere der Anwesenden behaupteten, daß keine andere Sprache ihr darin gleich komme, wenigstens nicht so majestätisch klinge. Stackelberg nahm das Wort. „Um Verzeihung, meine Herren," sagte er, „ich kenne doch eine Sprache, die der Ihrigen an majestätischem Wohlklang nichts nachgiebt. Es ist die Estnische." — Jedermann stutzte, von einem finnischen Dialekt dies behaupten zu hören; aber der Graf erbot sich auf der Stelle zum Beweis. Man nahm ihn beym Wort; und sogleich sprach er pathetisch folgende Phrase: Pois! säu da tassa volle silda. Die Gegner konnten nicht abläugnen, daß dies allerdings sehr erhaben klinge, äußerten aber die Vermuthung, daß er gerade eine Stelle aus einem Volksgedicht oder Kirchengesange gewählt habe. — „Ach nein!" erwiederte der Graf, „die ganze hochtrabende Phrase heißt nichts mehr

und nichts weniger, als: Junge! fahr sachte über die Brücke.

Unverhofft kommt oft.

Eine arme Obstverkäuferin, die drey kleine Kinder hatte, konnte in der theuren Zeit kaum so viel erübrigen, als sie bedurfte, sich und ihren Kindern Brod zu schaffen; aber auch die Miethe für das feuchte Loch zu bezahlen, welches ihr Hauswirth eine Stube nannte, war ihr unmöglich. Der harte Mann bestand auf der Auspfändung, nahm ihr wirklich ihr Bett und ihre wenigen schlechten Möbel, und ließ sie verauktioniren. Die arme elende Wittwe war mit ihren Waisen selbst bey der Versteigerung gegenwärtig. Schon waren die besten Sachen um ein Spottgeld verschleudert, und dennoch der Miethzins noch nicht einmal herausgebracht; da traf die Reihe auch ein kleines sehr beräuchertes Bild des heiligen Hieronymus, ein Erbstück ihrer Großmutter, welches über ihrem Bette gehangen, und an welches sie oft ihr frommes Gebeth gerichtet hatte. Die Kinder, die gleichfalls dazu gewöhnt waren, hoben mechanisch ihre Händchen empor, als der heilige Hieronymus ausgeboten wurde, und der Mutter Thränen flossen häufiger. Ein gegenwärtiger Maler betrachtete das Gemälde lange, und bot endlich einen Thaler. Ein anderer Kunstliebhaber verdoppelte das Gebot. Der Maler, um seinen Nebenbuhler abzuschrecken, stieg sogleich bis zu einem Louisd'or; aber der Liebhaber sagte ohne Bedenken: 25 Gulden. Fünfzig, versetzte der Maler; hun-

dert, erwiederte der Liebhaber. Man denke sich das Staunen und die Freude der armen Frau, die nicht allein alle ihre Schulden durch den kleinen Hieronymus bezahlt sah, sondern noch einen ansehnlichen Ueberschuß behielt. Sie traute ihren Ohren kaum, als sie vernahm, daß die beyden Kenner sich noch immerfort überboten, und der Maler erst bey einem Gebot von sechs hundert Gulden schwieg. „Sie sind glücklich," sagte er, nachdem das Gemälde dem Liebhaber zugeschlagen war. — „Sie sind glücklich, mein Herr, daß Sie reicher sind, als ich; sonst würden Sie es nicht unter tausend erstanden haben." — Es war ein Original von Raphael.

Sonderbare Wette, im Finstern zu tappen.

Ein gewisser Gougé, der zu Paris vormals für die königliche Militairschule die Briefe besorgte, wettete im Jahre 1780, daß er von dieser Schule bis zu der großen Post in der Straße Platrière mit verbundenen Augen gehen wolle, ohne zu irren, oder sich zu stoßen. Er mußte bey dem Platze Ludwigs XV. über das Wasser, suchte sich selbst ein Boot, fand es, ohne zu rufen, und ruderte sich selbst hinüber. Als er bey den Gallerien des Louvre angekommen war, deutete er ohne Fehlgriff auf die Klingel der königlichen Buchdruckerey, und in der Straße Froidmanteau blieb er vor dem Hause eines ihm bekannten Weinhändlers stehen, und forderte ein Glas Wein, welches ihm gereicht wurde. So kam er ohne Anstoß zum Ziele, von unzähligen Gaffern begleitet.

Der Hofmeister.

Eine Dame auf dem Lande schrieb an eine Dame in der Stadt, und bat sie, ihr einen Hofmeister zu verschaffen, der folgende Eigenschaften habe. (Hier fügte sie ein Register bey, welches alle Tugenden und fast alle Wissenschaften und Künste enthielt.) Die Dame in der Stadt antwortete: „Ich habe einen Hofmeister, wie Sie ihn verlangen, gesucht, aber noch nicht gefunden. Doch ich werde fortfahren, ihn zu suchen, und sobald ich ihn gefunden, können Sie sich darauf verlassen, daß ich ihn — heyrathen werde."

Doppelte Schändlichkeit eines Großen.

Torregiano, ein berühmter Florentiner Bildhauer, arbeitete für einen Grand von Spanien ein Jesuskind in natürlicher Größe. Der Preis wurde nicht bedungen, aber der Grand war sehr reich, und versprach, das Werk nach Verdienst zu belohnen. Torregiano lieferte ein Meisterstück. Der Grand selbst bewunderte es mit Enthusiasmus, und konnte nicht Worte finden, es gebührend zu preisen. Am andern Tage sandte er zwey Bediente mit vollen Geldsäcken, um die Statue dagegen einzutauschen. Als der Künstler die großen vollen Säcke sieht, glaubt er sich würdig belohnt, öffnet sie und findet — dreyßig Dukaten in Kupfermünze. Wüthend ergriff er Hammer und Meissel, zerschlägt das Jesuskind, jagt die Bedienten mit ihren Säcken aus der

Thür, und befiehlt ihnen, ihrem Herrn zu berichten, was sie gesehen. Sie thun es treulich. Der große Herr schämt sich, und Schaam bey großen Herren gebiert Rache. Er stellt sich, als schaudere er ob dem gräßlichen Verbrechen, die Hand an ein Jesuskind zu legen. Auf der Stelle eilt er zum Großinquisitor, und denunciirt den Künstler. Vergebens behauptet Torregiano, daß dem Schöpfer frey stehe, sein eignes Kunstprodukt wieder zu zerstören; die Vernunft sprach für ihn, aber der Fanatismus war sein Richter. Man verurtheilte ihn zur Tortur bis auf den Tod, und er starb unter den fürchterlichsten Martern.

Die Jüdin.

Ein bekannter gewaltiger Dichter saß im Schauspielhause zu B— hinter einem sehr hübschen Mädchen, das er wohl für eine leichte Beute halten mochte. Er gab ihr seine Wünsche auf allerley Art zu verstehen. Das Mädchen stellte sich lange, als höre sie nichts, da aber der Dichterling immer unverschämter wurde, so wandte sie sich endlich um, und sagte mit einem so zornigen Gesicht: Lassen Sie mich zufrieden! daß der betretene Freybeuter nichts besseres zu antworten wußte, als: „Nun nun, fressen Sie mich nur nicht." — Da kehrte sich das Mädchen noch einmal zu ihm, mit einem fein lächelnden Gesicht, und sagte: Seyn Sie unbesorgt, ich bin eine Jüdin.

Die Lebensjahre muß man nicht zählen.

Bassompierre fragte eines Tages einen Hauptmann: wie alt er sey? — Ganz bestimmt weiß ich das nicht, versetzte der Hauptmann, ich denke 38 oder 48. — Wie? sagte Bassompierre, ein Unterschied von zehn Jahren ist Ihnen sogar ungewiß? „Ey mein Herr," erwiederte der Hauptmann, „ich zähle mein Geld, meine Schaafe, meine Rinder u. s. w., aber nie meine Jahre, denn sie können mir doch nicht gestohlen werden.

Die Quelle manches Splitterrichtens.

Die hübsche Gräfin von *** trat eines Tages in eine große Gesellschaft, sehr geschmackvoll, aber etwas kokett gekleidet. Die häßliche, und folglich sehr sittsame Frau von D* näherte sich ihr mit einer spitzigen Nase, und sagte: „Mein Gott, Gräfin, wie sind Sie angezogen! Vouz avez l'air d'une fille!" — Madam, antwortete ihr die Gräfin ganz gelassen, ne l'a pas qui veut.

Druckfehler.

Unter der Regierung Karl des Ersten, Königs von England, besaß eine Buchhändler-Kompagnie das Privilegium, die Bibel zu drucken, und ließ in eine neue Edition einen seltsamen Druckfehler einschleichen. Es war nemlich im

sechsten Geboth du sollst nicht ehebrechen, das Wörtlein nicht ausgelassen. William Lord, Erzbischoff von Canterbury, nahm das sehr übel, und die Buchhändler mußten den Scandal mit einer starken Geldsumme büßen. Die Weltleute aber verschafften sich mit großem Aufwand Exemplare von dieser Ausgabe, um sich im Nothfall darauf berufen zu können.

Kornregen.

Im de Thou, dem wahrhaftesten der französischen Geschichtschreiber, findet sich folgende Stelle*): „Am 23sten März 1584 regnete es bey Klagenfurt in Kärnten, zwey Stunden lang, und in einem Umfang von zwey Meilen, vortreffliches Korn. Die Bewohner des Landes bucken Brod daraus, welches dem Kaiser überreicht, und vom ganzen Hofe bewundert wurde." — Im 6ten Theil S. 287 sagt er ferner: Als die Hungersnoth in Deutschland 1571 sehr groß war, half Gott plötzlich wundervoll; denn es regnete an verschiedenen Orten, z. B. zu Lauban in Schlesien, Erbsen, Rüben und Korn. — Nun bitte ich die Herren Gelehrten, die das Fallen der Steine aus dem Monde so schön erklärt haben, gefälligst zu untersuchen, ob unser Trabant, um seine unhöflichen Steinwürfe wieder gut zu machen, nicht auch mit Erbsen, Korn und Rüben uns dann und wann aushelfen könnte?

*) Londoner Ausgabe in 4. T. I. P. 363.

Agé und chargé.

Man brachte dem alten Voltaire eines Tages einen Band von der neuen Ausgabe seiner Werke. Gleich beym Aufschlagen stieß er auf seine Epistel an den Chevalier de**, die sich anfängt:

Croyez qu'un vieillard cacochyme
Agé de soixante et douze ans —

Wüthend zerriß Voltaire das Blatt, und apostrophirte sich selbst: „Barbar! so sage doch chargé und nicht agé! Gieb dem Leser ein Bild, aber keinen Taufschein."

Bournazel.

Ein schlechter Mensch, Namens Bournazel, ermordete einen wackern Mann, de la Tour, und sollte geköpft werden, aber seine Familie wirkte ihm bey Karl IX. Gnade aus, so dringend auch die Wittwe des Ermordeten um Gerechtigkeit flehte. Um sie nur los zu werden, bot ihr der König die konfiszirten Güter des Verbrechers an. „Bewahre mich Gott," antwortete die edle Wittwe, „daß ich das Blut meines Gatten verkaufen sollte; aber weil denn doch einmal der Kredit des Mörders die Gerechtigkeit überwiegt, so werden Ew. Majestät wenigstens dieselbe Gnade meinem Sohne erzeigen." —

Ihrem Sohne? Was hat er gethan?

„Er hat noch nichts gethan, denn er ist noch unmündig; aber sobald er heran wächst, soll er den Mörder seines Vaters umbringen. Dazu werde ich ihn täglich ermahnen, und bitte daher vorläufig um Begnadigung."

Die Geschichte sagt nicht, wie Carl IX. diese treffliche Lehre benutzte.

Miscellen.

Testament eines Rechenmeisters.

Fortunatus Dreynull, ein Rechenmeister zu Strasburg, hinterließ ein Testament, in welchem er Folgendes erzählt und verordnet:

„Mein vielgeehrter Großvater, Prosperus Dreynull, unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum acht Jahre alt war, bewies er mir einst, daß, wenn man die Interessen jährlich zum Kapital schlage, sich dasselbe in hundert Jahren um hundert und dreyßig mal vermehrt habe. Die Aufmerksamkeit, mit welcher ich ihm zuhörte, schien dem alten Manne zu gefallen; er zog plötzlich 24 Livres aus seiner Tasche, und sagte mit einem Enthusiasmus, der mir noch jetzt vor Augen schwebt: „Mein Kind, erinnere dich, so lange du lebst, daß mit Oekonomie und Rechenkunst dem Menschen nichts auf der Welt unmöglich ist. Hier schenke ich dir 24 Livres, trage sie zu einem Kaufmanne, meinem Freunde, der, aus Gefälligkeit für mich, sie in seinen Handel nehmen wird. Jährlich sollst du die Interessen dazu schlagen, und dann einst bey deinem Tode für die Ruhe deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung davon gründen."

„Ich habe seinem Befehle gehorcht. Aus den 24 Livres sind seit jener Zeit (in 62 Jahren) 500 geworden, die ich, Kraft dieses, in fünf gleiche Theile dividire, und verordne, daß sie, gleich der Stammsumme meines Großvaters, immerfort multiplicirt werden sollen, jedoch also, daß alle hundert Jahr ein Fünftheil gehoben und angewendet werde. Das erste Fünftheil wird in hundert Jahren betragen 13,000 Livres, für welche ein Morast urbar gemacht werden soll, der neben meinem Geburtsdorfe liegt. — Hundert Jahre später wird das zweyte Fünftheil eine Million und siebenmalhundert tausend Livres betragen; von dieser Summe sollen achtzig Preise gestiftet werden, zur Aufmunterung der Wissenschaften, des Ackerbaues, u. s. w. — Hundert Jahre später ist das dritte Fünftheil bis zu zweyhundert und zwanzig Millionen angewachsen. Hievon sollen im ganzen Reiche hundert patriotische Leihhäuser angelegt werden, welche jedem fleißigen und redlichen Bürger ohne Interessen Vorschüsse machen. Ferner soll man in den vornehmsten Städten zwölf Museen und zwölf öffentliche Bibliotheken gründen. Jede derselben soll 100,000 Livres jährliche Renten haben, um 40 verdienstvolle Gelehrte zu unterhalten. — Hundert Jahre später wird das vierte Fünftheil dreyßig Milliarden betragen. Hiervon sollen hundert neue Städte gebauet, und jede mit 150,000 Menschen bevölkert werden. Man könnte einwenden, daß in ganz Europa nicht so viel baares Geld vorhanden sey; aber ich überlasse den Exekutoren meines Testamentes, das Geld nach Belieben in Immobilia zu verwandeln."

„Endlich das letzte Fünftheil wird nach Ablauf von 500 Jahren bis auf drey tausend neunhundert

Milliarden gestiegen seyn. Hiervon sollen zuerst unsere eigenen Staatsschulden, und dann, wenn es zureicht, die Schulden der Engländer bezahlt werden, aus Dankbarkeit für Newtons schönes Werk, die Universal-Rechenkunst betitelt. Die Exekutoren des Testaments, sechs an der Zahl, sollen aus den redlichsten Männern gewählt werden, und jeder soll sterbend seinen Nachfolger ernennen. Für ihre Bemühung mögen sie, bey Hebung des vierten Fünftheils, einen kleinen Bruch von 32 Millionen unter sich theilen."

Siehe da! welche Wunderdinge ein sparsamer Mann mit 24 Livres auszurichten vermag. Doch Scherz bey Seite! bis auf einen gewissen Punkt lassen diese riesenmäßigen Berechnungen sich allerdings realisiren. Das kann folgende wahre Begebenheit beweisen.

Ein Richter zu Norwich starb im Jahre 1724. Er legirte in seinem Testamente 4000 Pfund Sterling, um sechzig Jahre lang auf oben beschriebene Art benutzt und vermehrt zu werden, nach Ablauf der sechzig Jahre aber eine Schule dafür zu stiften, in welcher 120 Zöglinge unentgeldlich erzogen, gekleidet und gespeiset würden. Zu Exekutoren ernannte er einen Bischof und einige andere angesehene Personen. Im Monat May 1784 war der Termin abgelaufen; die vorhandene Summe betrug vier und siebzig tausend Pfund Sterling, und die wohlthätige Schule ward wirklich gestiftet.

Ueber die Assonanzen im Alarcos.

Es war einmal ein Künstler in Griechenland, er hieß Myrmecides, der machte einen sehr künstlichen kleinen

Wagen, mit sechs kleinen Pferden, welches Alles zusammen eine kleine Mücke mit ihrem kleinen Flügel bedecken konnte. Die Griechen nannten ihn: den großen Künstler in kleinen Gegenständen.

Voltaire und Geoffroy, Wieland und Schlegel.

In einem kürzlich erschienenen Französischen Gedichte, betitelt: Wahrheiten, die an der Tagesordnung sind, kommt unter andern eine Strophe vor, in welcher man, statt der Namen Voltaire und Geoffroy, nur Wieland und Schlegel setzen darf, um sie völlig passend für unsere Nation zu machen.

Enfin l'Europe est detrompée,
La raison a repris ses droits:
Wieland et sa gloire usurpée
Du néant vont subir la loi.
Envain le siècle qui l'admire
Au Parnasse l'a couronné;
Le siècle entier est en délire,
Puisque Schlegel l'a condammné.

Frage an Menschenkenner.

Erast hat drey Söhne, die er zärtlich liebt. Auf einem Spaziergange in Gesellschaft von allen dreyen wird er von einem Meuchelmörder überfallen, der ihm eine tödtliche Wunde beybringt und entflieht. Erast fällt. Sein ältester Sohn verfolgt den Mörder, erreicht und streckt ihn nieder. Der zweyte wirft sich auf des Vaters Leichnam, und sucht seine Wunden zu verbinden. Der dritte fällt in

Ohnmacht. Jetzt entsteht die Frage: welcher von den drey Söhnen liebte seinen Vater am meisten.

Ein Spaßvogel hat geantwortet: sie liebten ihn alle drey gleich; nur die verschiedenen Stände, welchen sie angehörten, hatten Einfluß auf die Aeußerung ihrer Liebe. Der älteste Sohn war Soldat: er schlug den Mörder todt. Der zweyte war eine Gerichtsperson: er wollte helfen. Der dritte war ein Geistlicher: er fiel in Ohnmacht.

Warnung an alle schöne Damen.

Die vormalige königliche Societät der Arzeneykunst zu Paris hat 1783 in ihren Memoires folgenden merkwürdigen Fall bekannt gemacht.

Ein junger Mensch war in eine hübsche junge Frau sehr verliebt, wie das jungen Leuten öfter zu begegnen pflegt. Die schöne blieb auch nicht unempfindlich, und Beyde wandelten eine Zeitlang ungestört auf den Rosen der Liebe. Aber weiß Gott, welch ein böser Dämon sich zwischen sie drängte. Sie zankten sich, wie das unter Verliebten gewöhnlich ist, und versöhnten sich nicht wieder, welches ungewöhnlich ist. Lange konnte jedoch der Jüngling den Umgang der Geliebten nicht entbehren, und, da sie nicht Mann und Frau waren, so mußte er natürlich den Anfang machen, die Versöhnung einzuleiten. Er that es, aber nicht mit dem besten Erfolg. Er ließ sich nicht abschrecken, er machte einen zweyten Versuch — eben so vergeblich. Ein dritter und vierter liefen nicht glücklicher ab; die Prinzessin Kieselherz war durch nichts zu gewinnen.

Noch Einmal, zum letzten Mal, beschloß er, die ganze Beredtsamkeit der Liebe aufzubieten. — Er überraschte die Grausame auf einem einsamen Spaziergange, er lag zu ihren Füßen, ächzte, weinte; Alles umsonst! — Plötzlich verwandelte sich seine Liebe in Wuth. Aber auch noch in diesem fürchterlichen Augenblicke die schöne Barbarin verschonend, kehrte er diese Wuth nur gegen sich selbst, und biß sich halb sinnlos in den Mittelfinger seiner eignen Hand. Am folgenden Morgen war nicht allein der Finger, sondern auch die Hand und der ganze Arm geschwollen. Er litt heftige Schmerzen — sie verbreiteten sich bald bis zum Kopfe — er bekam Zuckungen, Krämpfe — bald darauf die Wasserscheu — er verschmähte jede Nahrung, drohte die Umstehenden zu beißen, und starb am vierten Tage in schrecklicher Raserey. — Wir hoffen, die Damen werden an dieser tragischen Begebenheit ein Beyspiel nehmen, und es nie so weit kommen lassen, daß einer ihrer Liebhaber sich aus Verzweiflung in den Finger beißen müßte.

Souvenirs de Félicie, Feliciens Erinnerungen.

So heißt ein Buch, welches Frau von Genlis kürzlich geschrieben hat. Daß es sehr unterhaltend sey, mögen ein Paar Proben daraus beweisen.

1. Als, in bessern Zeiten, die Herzogin von Orleans noch das Palais royal bewohnte, zählte sie unter andern Fremden, welche täglich bey ihr aus und ein giengen, einen gewissen Monsieur d'Etréhan, einen Menschen, wie man deren öfter in großen Häusern antrift, die da kommen und

gehen, sich zur Tafel setzen oder wegbleiben, Partieen arrangiren, beym Spieltisch aushelfen, ein Gewohnheitsrecht erlangt haben in Alles mitzusprechen, und an deren Gesichter Herr und Frau vom Hause so gewöhnt sind, daß sie sie leicht vermissen: nemlich die Gesichter; denn um das Uebrige bekümmern sie sich wenig. Mr. d'Etréhan gehörte, wie gesagt, zu dieser Gattung. Er war ein langer, hagerer, schwarzbrauner Mann von fünfzig Jahren, und trug, nach damaliger Mode, immer eine sehr zierlich gekräuselte und weiß gepuderte Perücke. Man nannte ihn nur den Vater (le père), ob er gleich ein Hagestolz war, der nie weder Frau noch Kinder gehabt hatte. — Einst pflanzte er sich, gleich nach der Mittagstafel, vor den Kamin, und schlief richtig ein. So lange noch Gesellschaft da war, bemerkte man das nicht; denn er hatte kein Wort mit gesprochen, und saß nur da, um die Stunde der Oper abzuwarten, die er nie versäumte. Als nun aber alles sich entfernt hatte, und nur noch Frau von B * * bey der Herzogin geblieben war, erblickte diese den Schlummernden, und brach über seine komische Stellung in ein lautes Gelächter aus. Er erwachte nicht, und sogleich ward beschlossen, ihm einen Streich zu spielen. Man setzte ihm eine kleine Haube nach der neuesten Mode auf, à papillon, das heißt, mit Schmetterlingsflügeln von Drath, mit Flor bezogen; man steckte ihm eine künstliche Rose, die dem Dinge ein kokettes Ansehen gab, an die eine Seite, und alles dies wurde leise und vorsichtig an seine Perücke befestigt. Dann schminkte man ihn ganz sanft, und beklebte ihm das Gesicht mit einem halben Dutzend Schönpflästerchen, damals assassins genannt. Während man so seine Toilette machte, schnarchte der gute Vater immer fort. Jetzt war der Muthwille

vollbracht, und man gab nur noch in den Vorzimmern Befehl, daß die Bedienten weder lachen, noch ein Zeichen der Verwunderung von sich geben sollten, wenn Mr. d'Etréhan durchpassirte. Nach diesen Vorbereitungen ward er hastig aufgeweckt. Geschwind! sagte man ihm: die Oper ist schon angegangen; machen Sie, daß Sie fortkommen. Er eilte davon, und schlüpfte behende durch die Corridors. Seine Loge war im ersten Range, ganz dicht am Theater, und den Blicken des Publikums sehr ausgesetzt. Als er hineintrat, ermangelte er nicht, seiner Gewohnheit gemäß, sich heraus zu beugen, um zu sehen, ob das Haus voll sey. Beym Anblick dieser seltsamen Figur erhob sich ein kreischendes Gelächter. Der Vater legte sich, um die Ursache desselben zu entdecken, mit dem halben Leibe noch weiter heraus, und sah sich befremdet und ernsthaft überall um. Das Lachen verdoppelte sich, man klatschte in die Hände, und der Lärm wurde so groß, daß die Sänger auf der Bühne inne halten mußten. „Was giebt's denn? was giebt's denn?" fragte Mr. d'Etréhan so lange, bis endlich Mlle. Fel, eine Sängerin, in seine Loge trat, und mit einem schalkhaften Knix ihm einen Spiegel vorhielt.

2. Herr von St. Chamand, dem man wegen seiner Häßlichkeit den Spottnamen l'Amour gegeben, hatte die üble Gewohnheit, seine groteske Figur durch eine auffallende Nachläßigkeit in Kleidung und Wäsche noch mehr zu verunstalten. Eines Tages hatte er Lust auf die Maskerade zu gehen, und fragte einen Freund um Rath: wie er es anstellen solle, sich so zu maskiren, daß Niemand ihn errathe. — Nichts leichter auf der Welt, versetzte dieser; ziehen Sie reine Wäsche an.

Rauchwolken.

Als Bonaparte auf seiner letzten Reise nach Evreux kam, wurde seiner Gemahlin von zwanzig zwölfjährigen Mädchen ein Gedicht überreicht, dessen Verfasser Pain (Brod) heißt, und der für seine Arbeit kaum dann zu entschuldigen wäre, wenn ihm das mangelte, was sein Name bedeutet. Man urtheile selbst! „Mars ist mit Minerva nach Evreux gekommen, der Abgott aller Herzen, der Retter des Vaterlandes, der Gott, welcher Frankreichs und Italiens Thränen trocknete.“ (So weit möchte es noch hingehn; aber nun!) „Der Schiedsrichter des Universums! der in seiner heiligen Wage die verschiedenen Völker wägt und ihnen die Zeiten der Asträa zurückführt; die Sonne nach dem Gewitter, welche die Erde tröstet und befruchtet. Seine Wache ist die Liebe der Franzosen, und und die Grazien sind seine Begleiterinnen. So hat Anakreon den Jupiter gemalt, wenn er mit Juno u. s. w. spazieren fährt.“ — Und wenn sie wieder fort sind, „so gleichen sie der Zeit, welche auf ihrer Strahlenbahn einen süßen Wohlgeruch und Ambrosia hinterläßt.“ — Ob solch ein Gedicht wohl einem Helden wie Bonaparte Ambrosia und Wohlgeruch seyn sollte? — Es ist indessen doch im Moniteur, dem einzigen officiellen Blatt, abgedruckt.

Wie! rief Alexander der Große einst zornig aus, als ihm ein historischer Bericht in die Hände fiel, in welchem ein schmeichelnder Schriftsteller Wunderthaten von ihm erzählt hatte: „wie! ist Alexander nicht zu groß, um sich Thaten oder Tugenden andichten zu lassen, die er nicht that und nicht besitzt?“ — Und mit diesen Worten warf

er das ganze Büchlein — nicht in den Moniteur jener Zeit, sondern in den Fluß Hydaspes.

Der Name thut viel zur Sache.

La Motte hatte bereits in der lyrisch-dramatischen Poesie manchen Lorbeer errungen, als er beschloß, auch Melpomenen ein Opfer zu bringen; er schrieb ein Trauerspiel die Maccabäer. Da er aber schon einen großen Ruf und folglich auch viele Feinde hatte, die bereit waren, sein Stück auszupfeifen, ehe sie es noch kannten, so war er so gescheit, fürs erste anonym zu bleiben. Dadurch erhielt er wirklich, daß auch der Neid wacker mitklatschte, ja vielleicht eben darum klatschte, weil er sich Hoffnung machte, ein aufkeimendes Talent einem bereits anerkannten entgegen zu stellen, und so das letztere wo möglich beym Publikum zu verwischen; versteht sich unter der geheimen Bedingung, den neuen Götzen auch sogleich wieder zu stürzen, wenn er zu mächtig werden sollte. Kurz, die bittersten Feinde von la Motte, weit entfernt die List zu ahnen, fanden sein Trauerspiel so vortrefflich, daß sie sogar glaubten, es sey ein nachgelassenes Werk von Racine. Ja, als nach und nach laut wurde, la Motte sey der Verfasser, konnten sie nicht genug über den abgeschmackten Einfall spotten, und diejenigen verlachen, welche so dumm waren, nicht zu fühlen, wie ganz unfähig la Motte zu einem solchen Werke sey *). Endlich erklärte sich la Motte laut als Verfasser, und

*) Gerade so gieng es Kotzebue in Wien mit der Octavia, bey welcher er auch das Inkognito beobachtet hatte.

nun war es ein neuer Spaß zu hören, wie seine Feinde plötzlich die Sprache änderten. Die Dummsten unter ihnen machten jetzt herunter, was sie vorher gelobt hatten; die Gescheitesten schwiegen, oder gestanden, das Stück habe einzelne schöne Scenen, aber das Ganze sey sehr mittelmäßig. Der gelehrte und schwerfällige Dacier, einer von la Motte's bittersten Feinden, hatte die Maccabäer gerade am meisten gelobt, und am hartnäckigsten behauptet, daß la Motte unmöglich der Verfasser seyn könne. „Nun?“ sagte Jemand zu ihm, als das Geheimniß entdeckt war, „das Trauerspiel, das Sie bis in die Wolken erhoben haben, ist ja doch von la Motte?“ — Nun ja! erwiederte Dacier verdrießlich, es ist hin und wieder etwas Gutes darin. — Dieses Urtheil war in der That richtiger, als sein vorhergehendes, denn die Maccabäer haben wirklich bloß schöne Einzelheiten, und sind bald von der Bühne verschwunden. Dagegen hat Ines de Castro, welche bald darauf ein noch weit glänzenderes Glück machte, sich auf dem Repertoire erhalten, trotz den zahllosen Kritiken. Bekanntlich giebt es zu jeder Zeit Skribler, die immer bereit sind, einem beklatschten Autor zu beweisen, daß er nicht hätte beklatscht werden sollen; gewöhnlich sind es kleine Schriftsteller, Bernhardi's und dergleichen, die verzweifeln möchten, daß man ihnen nicht auch ein solches Unrecht vorwerfen kann. La Motte befand sich eines Tages in einem Kaffeehause, wo man ihn nicht kannte, und wo sein Ines von den Kennerlingen gewaltig zerrissen wurde. „Kommen Sie,“ sagte er endlich zu einem seiner Freunde; „lassen Sie uns in die 50ste Vorstellung dieses schlechten Stückes gehn.“ — Ein andermal, als man über die vielen bitteren Kritiken mit ihm sprechen wollte, erwiederte er: „Es ist wahr, man hat viel kritisirt, aber immer mit Thränen in den Augen.“

Wir können uns nicht enthalten, diesem Aufsatz noch einen Wunsch hinzuzufügen. Wir möchten nemlich für unser Leben gern hören, was man sagen würde, wenn die Hussiten unter Göthe's, und: Was wir bringen! unter Kotzebue's Namen erschienen wäre?

Was ist überhaupt Lob oder Tadel gleichzeitiger Schriftsteller? beydes fließt so selten aus reiner Quelle. Man erlaube uns vom Kleineren zum Größeren überzugehen, und hier eines Buches zu erwähnen, welches ein gewisser Charles de la Ruelle im Jahre 1574 geschrieben hat. Es ist gegen die Geschichtskunde gerichtet, die es überall als unzuverlässig darstellt. Troja, sagt der Verfasser, ist nie erobert worden; Aeneas ist nie nach Italien gekommen; die sogenannten Ruinen von Troja, die man noch sieht, sind die Reste einer Stadt, die zu den Zeiten der Kriege zwischen Syla und Marius von dem Prokonsul Fimbria zerstöret wurde. Scipio's Enthaltsamkeit ist ein Mährchen; er erzwang die größten Vertraulichkeiten von seiner spanischen Gefangenen, ehe er sie ihrem Liebhaber zurückgab. Von solchen Beyspielen geht er nun auch zu den schwankenden Urtheilen über, von welchen hier eigentlich die Rede ist. Procop in seiner Geschichte Justinians, ertheilt diesem Kaiser und seiner Gemahlin Theodora die wärmsten Lobsprüche; der nemliche Procop nennt in einem andern Buche Justinian einen Schwachkopf, und Theodora ein liederliches Weibsbild. Titus Livius war ein Partisan vom Pompejus, und Dio Cassius vom Cäsar. Vellejus Paterculus, der unter Tiber lebte, preis't den Sejan als einen sehr edlen Mann, und Tacitus sagt, er sey ein Schurke gewesen. Polybius lästert den trefflichen Plutarch, —

Paul Emil von Verona ward von Ludwig XII. erwählt, dessen Geschichte zu schreiben, und füllte sie mit Schmeicheleyen. Arnoud du Ferron, sein Nachfolger, erklärte ihn für einen Lügner. Derselbe Ferron gestand: er habe eine Menge Augenzeugen der Schlacht bey Pavia befragt, und alle hätten sich widersprochen. Auch besitze er vier Relationen von dieser Schlacht, die sämmtlich von einander abwichen. Die erste hatten die Franzosen gemacht, die zweyte die Spanier, die dritte die Italiäner und die vierte die Deutschen. (Man hat in neuern Zeiten ähnliche Beyspiele.) — Kaiser Carl V. ließ sich einmal seine eigene Geschichte vorlesen, die Sleidanus, sein Historiograph, verfaßt hatte, und als er merkte, wie fein der besoldete Geschichtschreiber seine Fehler bemäntelt hatte, rief er aus: „O über den Schelm! wie er lügen kann!"

Wir bekennen, daß wir, was die Materie betrifft, bey welcher wir anhoben, aus dem Gleise gewichen sind, aber uns dünkt, wir haben uns doch nur aus einem Blumengarten in einen Obstgarten verirrt.

Ueber den guten Ton.

Ich soll Ihnen erklären, was der sogenannte bon ton eigentlich ist? — o wahrlich, keine leichte Aufgabe. Wer kann die Farbe der Luft und den Geschmack des Wassers beschreiben? und modelt er sich nicht noch obendrein nach Zeit, Ort, Sachen und Personen? Es ist schwer, den Farbenwechsel des Kamäleon abzubilden. — Wie könnte man auch über den Ton der großen Welt einig seyn, da man

selten weiß, welchen Ton man selbst besitzt. Oft entfernt man sich von jenem, gerade dann, wenn man am eifrigsten sich ihm zu nähern strebt. Am sichersten wäre es vielleicht, sich gehn zu lassen, gar nicht daran zu denken, so wie man am sichersten auf dem Seile tanzt, wenn man gar nicht auf die Füße sieht.

Nach alle dem, wie darf man noch wagen, darüber zu raisonniren? — Warum nicht? — Theorie setzt ja nicht grade nothwendig Praxis voraus. Folgt meinen Worten und nicht meinen Handlungen, sagte jener Prediger. Muß man denn eben schön seyn, um ein Maler zu werden? oder darf ein Buckeliger nicht über den Apoll von Belvedere sprechen.

Es giebt einen guten und schlechten Ton, das ist leider bekannt genug. Zum Unglück bemerkt man den schlechten weit leichter, als den guten, und fängt gewöhnlich erst dann an, dem letztern Geschmack abzugewinnen, wenn man durch den ersten oft genug beleidigt worden ist, so wie man krank gewesen seyn muß, um den Werth der Gesundheit zu kennen. Es ist mit der Unterhaltung wie mit der Musik: wenn eine Menge Volkes singt, so verhallen die richtigen Stimmen unbemerkt, die falschen aber unterscheidet man sehr deutlich. Ein neuer Beweis, daß der Mensch empfindlicher für das Böse als für das Gute ist. Man biete ihm etwas, das alle seine Erwartungen befriedigt, es wird ihn wenig mehr rühren, als eine erfüllte Schuldigkeit: aber man lasse es nur an dem kleinsten Umstand zu seiner Zufriedenheit fehlen, so wird es ihn empfindlich kränken.

Sokrates hat einst unter dem Wort Musik alle Wissenschaften begriffen, und selbst die Moral eine Art von

schwatzen. Es würde ihnen vorkommen, als wenn Milo von Kroton mit einer Keule bey einer Plumpsack-Parthie aufträte.

Auf einem steinigen Wege, unfern der kleinen und armen Stadt Gondrecourt, brach einst ein Wagen. Man muß ihn ausbessern, der Arbeiter sind wenige, es wird lange dauern. Keine Zuflucht für die Langeweile; die wenigen Honoratioren des Ortes sind auf dem Lande. Der Reisende erblickt von weitem ein artig gelegenes freundliches Haus mit einem bescheidenen Glockenthürmchen. Es war ein kleines Kapuzinerkloster. Er geht hin und klingelt. Man öffnet, man erblickt einen ziemlich magern, kränklich aussehenden Menschen, der aber ganz ordentlich gekleidet ist, und sehr höflich um Gastfreyheit bittet. Die Kapuziner haben wenig, aber sie geben, was sie haben. Nach den ersten gewöhnlichen Komplimenten wird von diesem und jenem gesprochen; der Reisende hört viel zu, und spricht wenig mit. Man fängt an ihn zu fragen, man findet seine Antworten vernünftig. Die Hora läutet. — Sagt der Herr auch sein Angelus her? — „Meine ehrwürdigen Väter, ich wollte Sie so eben darum bitten.“ — Darauf folgt das Mittagsessen, sehr mäßig, aber doch etwas besser als gewöhnlich, und lauter sehr gesunde Speisen, weil der Gast schwächlich schien. Während des Essens spricht man von Theologie (das ist die Philosophie der Kapuziner). Der Fremde weiß davon fast so viel als die Väter selbst, und ist immer ihrer Meynung. Man spricht von den verschiedenen Kapuzinerklöstern in Frankreich, Deutschland, Italien, welche für diese wackern Leute die eigentlichen Hauptstädte der Welt sind. Der Fremde ist in diesem Theile der Geographie weit erfahrner,

als man erwartet hatte. Man erzählt einige Züge von der Demuth des heil. Franz von Assissi, der Fremde bewundert sie, und erzählt einige andere, welche den Vätern selbst unbekannt waren. Nun fängt man an, sich für den honetten Fremden zu passioniren. Ein so bescheidener Mann, bey einer so trefflichen Erziehung! ein Mensch, mit dem man von allem reden kann, und der gewiß gute Studien hat! denn er hat sogar ein Paarmal lateinische Zitationen verstanden, fast so gut als der Pater Guardian. Ein Mensch, der alles zu wissen scheint, was den Orden interessirt, u. s. w. Es geht so weit, daß man ihn in den Orden aufzunehmen wünscht, und ihn einst die größten Würden hoffen läßt. Der Fremde ist entzückt von der Ehre — er will sich besinnen — glaubt sich unwürdig — schlägt es aber nicht ab, schiebt nur auf. Endlich ist der Wagen fertig. Man trennt sich mit wahrhaften Zeichen von Hochachtung und Ergebenheit. Nun rathe man, wer der Mann war, der die Herzen der Kapuziner so schön zu gewinnen wußte! — Es war Voltaire! — Leider wird dies Beyspiel lange das einzige in seiner Art bleiben. In Frankreich besonders giebt es weder Voltaires noch Kapuziner mehr, und sollte jemals eine dieser Gattungen zurückkehren, so möchten es wohl schwerlich die Voltaires seyn.

Parangon.

Diesen Titel führt eine uralte Sammlung von Erzählungen im Geschmack des Boccaz, von verschiedenen Verfassern, Italienern und Franzosen. Die Edition von 1531

liegt vor mir. Als Anhang sind die sogenannten Scherzreden Petrarca's gedruckt, welche fast nichts als langweilige Moralen und Plattheiten enthalten. Auch Homer schlief zuweilen, und unsere neuern großen Dichter lassen oft genug Dinge in die Welt laufen, von welchen sie einst froh seyn werden, wenn man sie vergißt, wie Petrarca's Scherzreden.

Den gänzlichen Beschluß jenes Parangon macht ein seltsames Werklein aus Versen und Prosa zusammengewürfelt, und genannt die Ehrenquelle. In 26 Kapiteln werden die verschiedenen Stücke des Damenputzes abgehandelt, deren sich im 16ten Jahrhunderte die vornehmen Frauen bedienten; und als Beytrag zur Geschichte der damaligen Modetoilette hat das Büchlein allerdings einigen Werth.

Das erste Kapitel enthält einen gereimten Lobspruch der Pantoffeln, welche damals von den Damen im Hause getragen wurden. Sie sollen das Symbol der Demuth seyn, welche Tugend gleich darauf in Prosa empfohlen wird. Wie sich doch die Zeiten ändern! Heut zu Tage hat der weibliche Pantoffel eine ganz andere Bedeutung.

Das zweyte Kapitel handelt von den Schuhen, welche außer dem Hause getragen werden, und den Fleiß andeuten. Strümpfe und Caleçons, im dritten Kapitel, sind das Sinnbild der Beharrlichkeit. Man erfährt bey dieser Gelegenheit, daß jene weiblichen Kleidungsstücke damals von Tuch getragen wurden; man erfährt aber nicht, worin sie der Beharrlichkeit zu vergleichen sind. Auch die Strumpfbänder, der Gegenstand des vierten Kapitels, waren gleichergestalt von Tuch, und bedeuten — ferme propos. (Ich getraue

mir nicht, dieses Wort richtig zu übersetzen.) Die Hemden (im 5ten Kapitel) von feiner Leinwand, das Symbol der Anständigkeit. 6. Das Korset. Prinzessinnen und vornehme Damen trugen es damals gemeiniglich von weißem Damast. 7. Das Magenstück. Ich bin nicht erfahren genug in dem Putze damaliger Zeiten, um diesen Theil desselben erklären zu können. 8. Das Schnürband. 9. Der Gürtel. Er war von Gold, und bezeichnete den Wuchs der Damen. 10. Das Etui für Stecknadeln. 11. Die Geldtasche für die Armen. Diese ist schon längst aus der Mode gekommen, auch ehe man noch anfieng gar keine Taschen zu tragen. 12. Das Messer, welches die Damen in einer Scheide am Gürtel trugen. 13. Die Schnürbrust. 14. Das diamantne Halsband. 15. Das Prachtkleid. Es bestand aus Goldstoff mit Purpurstreifen, und wurde von Cypern oder Venedig gebracht. Man fütterte es mit Hermelin, und à la grantgorce, ein Wort, dessen Erklärung ich abermals schuldig bleiben muß. 16. Eine andere Gattung von emaillirten Gürteln. 17. Die Handschuhe. 18. Der Kamm. 19. Das weißseidne Band, welches die Haare knüpft. 20. Der Rosenkranz von Gold und Elfenbein. 21. Die Haube. 22. Schläfebänder (tempettes) eine Art von niedlichen Binden, mit welchen die Damen, Gott weiß wie, ihre Schläfe verzierten. 23. Verschiedene Kopfzeuge. 24. Zierrathen auf dem Hute zu tragen (affiquets). 25. Das Armband. Die Damen ließen ihre Wappen und Devisen darauf graben. Das sechs und zwanzigste Kapitel endlich enthält das wichtigste Stück ohne welches alles Uebrige die Hälfte seines Werthes ver

lieren würde: — den Spiegel. Nach diesem Verzeichniß wird man nunmehr im Stande seyn, sich eine Schönheit der Vorwelt lebhaft vorzustellen. Das Ganze ist, wie gesagt, nicht allein mit moralischen, oft sehr drolligen Symbolen, sondern auch mit mehreren recht artigen Anekdoten durchspickt. Ich hebe eine derselben aus, die sich im Artikel vom Schnürband befindet.

In Burgund lebte einst ein Herr von Varambon, ein liebenswürdiger Edelmann, der eine Tochter des Grafen von Villars-Cessai, ein eben so schönes als tugendhaftes Fräulein, geheyrathet hatte. Dennoch blieb der junge und feurige Gatte ihr nicht getreu, sondern verliebte sich in ein hübsches Bauermädchen, Namens la Ramee, und verführte sie. Manche Tage und Nächte brachte er in ihrer Hütte zu, beschenkte auch zuweilen sie und ihre Eltern, hüthete sich aber wohl, das kleine Bauerhaus besser als vorher zu möbliren, damit das kein Aufsehen im Dorfe erregen möchte. Dennoch gab es, wie gewöhnlich, dienstfertige Ohrenbläser, welche die sanfte Frau von Varambon von Allem unterrichteten. Die Entdeckung schmerzte sie tief; aber sie schwieg.

Eines Tages, als ihr Gemahl eben verreis't war, gieng sie spazieren, und stellte sich, als ob ein Ungefähr sie an der Hütte ihrer Nebenbuhlerin vorüber führe. Ein kleiner Regen diente ihr zum Vorwande, hinein zu treten. Die scheinbare Armuth der Bewohner schien sie zu überraschen. Mitleidig fand sie das Bett der Mutter wie der Tochter zu hart, die Lacken zu grob, die Bänke und Tische zu schmutzig, die irdenen und hölzernen Gefäße zu gemein. „Ich weiß," sagte sie, „daß ihr zuweilen Besuche von Leuten erhaltet, die nicht eures Standes sind; daher

ziemt es sich nicht, daß ihr so schlechtes Hausgeräthe habt. Ich werde für besseres sorgen." Sie hielt Wort, und gleich am folgenden Tage ward die niedre Bauerhütte, nicht kostbar, auch nicht einmal elegant, aber reinlich und bequem möblirt. Die guten Leute, die den Grund ihres Benehmens nicht ahneten, segneten ihre wohlthätige Edelfrau.

Als aber nun Varambon zurückkehrte, als er zum erstenmal wieder die Wohnung der Dirne betrat — ach! da erkannte er schnell die zarte Güte seiner Gattin, floh aus der Bauerhütte, als habe er ein Gespenst erblickt, warf sich mit nassen Augen der sanften beleidigten Frau zu Füßen, fühlte sich liebreich von ihr aufgehoben, umarmte sie entzückt, und wurde nie wieder seiner Pflicht ungetreu.

Wie mancher verirrte Ehemann würde das verlorne Glück des Tugendpfades wieder finden, wenn es viele Weiber gäbe, wie Frau von Varambon!

Fragmente
aus dem Tagebuche des letzten Königs von Polen, Stanislaus Augustus,

vom 2ten März 1797 bis zum 12ten Februar 1798, (seinem Todestage).

Vorbericht des Herausgebers.

Diese in vieler Hinsicht merkwürdige Reliquie des letzten Königs der Polen ist mir von einem großen Staatsmanne, der selbst lange und täglich um Stanislaus gewesen, zur diskreten Benutzung gütigst mitgetheilt worden. Das Original ist französisch geschrieben; da es aber hier

bloß

bloß auf den Inhalt und nicht auf den Styl ankam, so habe ich geglaubt, eine treue Uebersetzung vorziehen zu müssen. Sowohl während der Reise des Königs nach Petersburg, als auch während seines Aufenthaltes in jener Residenz und in Moskau, pflegte er Bülletins zu diktiren, die er an seine Freunde nach Warschau sandte. Da er aber dem Geheimniß der Posten in Rußland nicht recht trauen mochte, so enthielten diese Bülletins nichts, was ihn kompromittiren konnte; jedoch ließ er am Schluß eines jeden gewöhnlich einen weißen Raum übrig, und auf diesen schrieb er mit sympathetischer Dinte, was man auf der Post nicht lesen sollte. Bekanntlich ist die beste sympathetische Dinte reiner Citronensaft, der auf dem Papier nicht eher sichtbar wird, als bis man dasselbe über ein Kohlenfeuer hält; dann bekommt die Schrift eine gelblich rothe Farbe, die nemliche, welche auch in des Königs Tagebuch die erwähnten Zusätze haben. Daß von diesen Zusätzen für jetzt nur noch wenig für das große Publikum geeignet ist, versteht sich von selbst. Wenn indessen die hier mitgetheilten Bülletins auch gerade nicht für den Geschichtschreiber brauchbar seyn möchten, so haben sie doch gewiß für den Staatsmann und den Menschenkenner ein hohes Interesse. Die Art, wie Kaiser Paul den König aufnahm, die Art, wie der König sein Schicksal trug, und die Dinge, in welchen er Trost fand, seine Bemerkungen über Petersburg, Moskau u. s. w. werden immer Jedem merkwürdig bleiben, der von jener Epoche, nahe oder fern, ein theilnehmender Zuschauer war.

Mietau, den 2ten März 1797.

Erst vorgestern um 11 Uhr Abends ist der König hier angekommen; denn tausend Hindernisse hatten sich vereinigt, seine Ankunft zu verzögern und seine Reise so unangenehm als möglich zu machen. Niemand war darüber betroffener, als

der General Graf Besborodko, der geglaubt hatte, sich auf die Anstalten des Generals Tormasoff und seiner Untergebenen verlassen zu können; aber Tormasoff war gerade einige Tage vorher aus seinem Gouvernement versetzt worden, woher es kam, daß die nöthigen Anstalten unglaublich vernachlässigt waren. Die Zahl der Meilen fand sich ganz falsch bezeichnet; folglich konnte auch die Berechnung der zur Reise nöthigen Stunden nicht zutreffen. Man wußte nicht einmal den Weg, und als der König Wilna verließ, machte man einen Umweg von vier Meilen, und zwar, als geschähe es mit Fleiß, auf den abscheulichsten Wegen, da doch die gewöhnliche, jedermann bekannte Landstraße sehr gut und vier Meilen näher war. Mehrere dergleichen Zufälle haben sich gehäuft! Thauwetter, mit schnellem Frost wechselnd, verdarb die Wege schrecklich, und es brachen viele Wagen. — Die erzwungene Langsamkeit der Reise verstattete dem Könige, auf seinem Wege das Karthäuser-Kloster von Porayscie zu besuchen: ein bewundernswürdiges Denkmahl der Reichthümer des Kanzlers Pac, und des Gebrauchs, den er davon machte. Das einzige Gemälde jedoch, welches dem König merkwürdig schien, ist, (wie ihm schon der Kanzler Chreptowicz gesagt hatte) die Zusammenkunft der Jungfrau Maria mit der Mutter des heiligen Johannes. Aber der König erinnert sich, vor 42 Jahren, in den Gängen dieses nemlichen Klosters, noch andere Gemälde gesehen zu haben. Unglücklicher Weise lebte von den damaligen Mönchen keiner mehr, und der König hat also nicht erfahren können, wo diese Gemälde hingekommen sind. Auch eine andere Merkwürdigkeit dieses Ortes ist verschwunden; die Leichen nemlich des Stifters Pac und seiner Gemahlin waren vor 42 Jahren ganz unverwes't, sind aber nun seit drey Jahren in Fäulniß übergegangen.

Dagegen verkündigt eine pomphafte schlecht stylisirte Inschrift der Neugierigen, daß die Gemahlin des Kanzlers, aus dem Hause Mailly, mit den Beherrschern von Savoyen, mit den Bourbons und mit ein paar griechischen Kaisern verwandt gewesen sey. — Mietau ist, seitdem der König es nicht gesehen, sehr vergrößert und verschönert worden. — Um die bizarren Begebenheiten unserer Tage noch zu vermehren, ist der alte Stackelberg, vormals Ambassadeur in Polen, vom Kaiser ernannt worden, Kammerherrendienste bey dem König in Petersburg zu verrichten. Königfels, vormals sein Gesandtschafts-Sekretär, welcher hier ist, meynt, durch diese Ernennung habe der Kaiser Stackelberg, mit dem er unzufrieden ist, demüthigen wollen u. s. w.

Narva, den 8ten März.

Herr von Tiesenhausen, Gouverneur von Narva, hat den König mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen. Ueberhaupt ist es unmöglich, einen fremden Reisenden mit mehr Aufmerksamkeit zu behandeln, als der ganze liefländische Adel gethan hat. Es war in seinem Benehmen sogar eine gewisse Herzlichkeit, die den König ungemein rührt.

Petersburg, den 14ten März.

Am 9ten kam der König nach Ropscha, einem Lustschlosse, fünf und dreyßig Werste von hier, wo Peter III. gestorben ist. Der Hof schenkte einst dieses Schloß dem Fürsten Orloff, der es an einen sehr reichen in Ispahan gebornen Armenier Lasaroff verkaufte. Dieser Mann ist der nemliche, welcher den großen Diamant verhandelte, der jetzt die Spitze des kaiserlichen Zepters ziert. Er hat Ropscha mit großen Kosten und mit Geschmack verschönert. Den König erwartete hier ein sehr glänzendes Souper, und der Hofmarschall Wielohurski, mit fünf Hof-Kavalieren, die ihn, sämmtlich

in Gallakleidern, im Namen der verschiedenen Zweige des kaiserlichen Hauses bewillkommten. (Man bemerke, daß der König auf die Gallakleider wenigen Werth zu legen schien.) Der Kaiser hat, um der Ankunft des Königs willen, die Trauer auf drey Tage suspendirt. — Am andern Morgen nahm der König den Prinzen Stanislaus, der sich auch eingefunden hatte, zu sich in den Wagen, und beyde fuhren zu dem Landhause der Gräfin Skawronska, zwey Werste von Petersburg. Dort fand er den Vicekanzler, Fürsten Kurakin, mit großem Gefolge und der Hof-Equipage. Der König stieg in den Staatswagen und saß allein im Fond, Fürst Kurakin und Prinz Stanislaus ihm gegenüber; die kaiserlichen Pagen hängten sich in den Schlag; der Stallmeister Fürst Galitzin ritt neben dem Wagen. Ein Detaschement von der Chevalier-Garde und ein anderes von Husaren führten den Zug an und beschlossen ihn. Eine große Menge Volks begleitete den Wagen bis vor den Marmor-Pallast, in dessen Zimmern der König den Kaiser fand, der ihn herzlich umarmte, sich fast eine Stunde in einem Nebenzimmer mit ihm unterhielt, und dann in seine Residenz zurückkehrte. Auch die Großfürsten Alexander und Constantin waren gegenwärtig. — Es würde ein Buch füllen, wenn man die Pracht des Marmor-Pallastes beschreiben wollte. Tages darauf speis'te der König bey dem Kaiser, welcher ihn zwischen sich (zur Rechten) und die Kaiserin setzte. Die letztere, sammt den jungen Großfürstinnen, stellen in der That eine Gruppe von Schönheiten dar. Beyde Großfürsten sind Muster der Höflichkeit und des Zuvorkommens. Aber nichts übertrifft die Art, mit welcher der Kaiser die Güte seines Herzens an den Tag legt, und die feine Aufmerksamkeit, durch welche er so unwiderstehlich zu fesseln weiß. Die innigste Freundschaft hat seine Gespräche mit dem Könige beseelt. —

Der Marmorpallast hat viele Millionen gekostet, ist aber doch so schlecht eingerichtet, daß des Königs Gefolge nicht allein eng, sondern auch unbequem wohnt. Man sagt, daß, als der Großfürst Constantin daselbst seine Vermählung feyerte, einige seiner Leute Stühle und Tische, ja selbst Schlösser von den Thüren mitgenommen haben. Es muß alles neu gekauft werden. — Stackelberg ist doch nicht zum diensthuenden Kammerherrn bey dem König ernannt; aber er steht so übel bey Hofe, daß er beschlossen hat, sich auf seine Güter zurückzuziehen.

Den 17ten März.

Der König hat vorgestern die Eremitage besehen, welche einen Theil des Kaiserlichen Schlosses ausmacht, und welche man an andern Orten Gemälde-Gallerie, Museum, Kabinet von Merkwürdigkeiten u. s. w. nennen würde. Auch die Gallerie der Arabesken des Vatikan, nach Raphael copirt, gehört dazu. Das Ganze ist so weitschichtig, daß der König, ohne sich aufzuhalten, es kaum in zwey Stunden durchwanderte, um es dies erste Mal nur flüchtig zu übersehen. Das letzte war heute ein Modell von Voltaire's Schloß zu Ferney, sammt seiner Bibliothek, welche vorzüglich interessant wird, durch die Noten von seiner eigenen Hand, die er zu vielen Büchern geschrieben, und die zum Theil seine Meynungen über die wichtigsten Gegenstände der Religion, Moral und Politik enthalten. — Auch Gemälde in Miniatur und in Oel findet man hier von dem Pinsel der Kaiserin selbst, die jedem Künstler Ehre machen würden. Besonders zeichnet sich eine Kopie nach Grenze aus, die so vollkommen ist, daß man sie kaum für eine Kopie halten sollte. Das ist kein Compliment, sondern die reine Wahrheit. Ferner hat

der König Arbeiten in Elfenbein und geschnittene Steine von der Kaiserin gesehen, deren Menge und Werth in Erstaunen setzen. — Heute besah der König den Taurischen Pallast, der eine erstaunenswürdige Menge von Zimmern in sich faßt. In dem Saale, in welchem Fürst Potemkin der verstorbenen Kaiserin das letzte Fest gab, hat Kaiser Paul ein ganzes Bataillon exerciren lassen. Hier hängen die Original-Gemälde der Siege der Russischen Flotte im mittelländischen Meere und der Einnahmen von Oczakow und Ismail. Katharine II. liebte in den letzten Jahren ihres Lebens diesen Pallast sehr, weil sie ihre Wohnung im Rez de chaussée hatte, und ohne Treppen zu steigen, in den daran stoßenden Garten gehen konnte. Man ließ den König bemerken, daß sie eigenhändig auf eine Thürbekleidung das Datum geschrieben hatte, wo sie zum letzten Mal vor ihrem Tode hierher gekommen war.

Moskau, den 5ten April.

In zehntehalb Tagen hat der König die Reise hierher *) gemacht, und ist folglich zwey Tage später angekommen, als er gerechnet hatte, weil fünfzehn Wagen, und manche zweymal, unterweges brachen, die Wege entsetzlich verdorben waren, das Wetter sich alle Augenblick änderte, und seit drey Wochen eine zahllose Menge von Wagen die Straße gleichsam gepflügt hatte. — In dem Pallaste, der dem Könige zur Wohnung angewiesen worden, haben es die Bedienten des letzten Gouverneurs eben so arg gemacht, als das oben erwähnte Völkchen im Marmor-Pallaste. Ueberall in den Zimmern der Suite des Königs sind Tische, Stühle und die Schlösser von den Thüren entwendet. Pferde und Equipage haben nur zum Theil Platz gefunden.

*) Zur Krönung Pauls I.

Moskau, den 10ten April.

Am 7ten besah der König das Haus des Ministers Grafen Besborodko, welches der Kaiser bewohnen wird. — In ganz Europa existirt wohl kein Haus, wo mehr Pracht und Geschmack vereinigt wäre. Besonders zeichnen sich die Broncen, die Tapeten und die Stühle aus; die letzteren sind eben so bequem, als reich verziert. Man schätzt diesen Pallast auf 700000 Rubel. Graf Besborodko, der sich selbst eingefunden hatte, um dem Könige die Honneurs zu machen, sagte, er sey in neun Jahren erbaut. Sein Haus in Petersburg enthält mehr kostbare Gemälde, sonst aber kommt es diesem bey weitem nicht gleich. Personen, welche St. Cloud in dem Augenblicke gesehen haben, als die Königin von Frankreich es vollendet hatte, versichern, daß die Verzierungen des Besborodkoschen Pallastes noch weit reicher und geschmackvoller sind. Das vergoldete Schnitzwerk und die kostbaren Stühle sind größtentheils in Wien verfertigt, die schönsten Broncen sind von französischen Emigrirten gekauft. Im Speisesaal ist ein Parade-Büffet, dessen Stufen mit mehr als zweyhundert trefflich gearbeiteten Gefäßen von Gold, Silber, Elfenbein, Korallen u. s. w. besetzt sind. Die kostbaren Hautelissen hat theils das Ausland, theils Rußland selbst geliefert. Auch chinesische Möbel finden sich hier im Ueberfluß.

Moskau, den 1sten May.

Der König hat die Abwesenheit des Hofes benutzt, um die Merkwürdigkeiten des Kremlin zu beschauen. Hier trifft man die Reliquien von der Pracht der alten Zaaren und Patriarchen an. Unter den Gewändern, mit Perlen reich gestickt, finden sich welche, die gerade so viel wiegen, als die Rüstung der heutigen Chevalier-Garden, d. h.

sechzig Pfund. Man zeigte dem König auch ein spiralförmig aufgerolltes Pergament, welches eine Art von Gesetztafel des Zaars Alexei Michailowitsch, Vaters Peter des Großen, enthält, und auf Befehl der Kaiserin Katharina in einer goldenen Büchse verwahrt wurde. Dieselbe Monarchin hat die Kathedralkirche von Moskau mit Priesterschmuck und heiligen Gefäßen von Gold mit Brillanten besetzt beschenkt, an welchen die Emailmalerey und die künstlerische Arbeit alles übertreffen, was je in dieser Art aus Frankreich kam. Das Grab von Silber, welches sie für einen kürzlich kanonisirten Heiligen hat verfertigen lassen, das Gemälde dieses Heiligen und die umgebenden Zierrathen tragen das Gepräge eines ganz andern Geschmacks, als der war, der unter den griechischen Kaisern herrschte. Der König hat auch die Krone Wladimirs des Grafen besehen, der einst zu Kiew die russische Monarchie gründete. Die ältesten Gewänder sind mit kleinen Glocken garnirt, was an Aarons Kleidung erinnert. — Unter dem Geräthe der alten Zaare sind auch lange silberne Ketten, mit welchen, an Ceremonientagen, die Pferde angespannt wurden. — Einen der größten Säle des Kremlin füllt das Modell eines Pallastes (von einem russischen Architecten, Namens Basmoff) der den ganzen Raum dieser Art von Festung, Kremlin genannt, einnehmen und in seinen verschiedenen Höfen auch alle die Kirchen fassen sollte, die jetzt dort befindlich sind; denn nach den Gesetzen der russischen Kirche darf kein dem Höchsten einmal geweihter Tempel jemals wieder eingehen. Die Krönung geschah in der größten dieser Kirchen, wo man, unter andern aus Konstantinopel gebrachten Reliquien, auch einen von den Nägeln zeigt, mit welchen Christus gekreuzigt wurde. —

nlrln

Unweit von dieser Kirche sind die Gräber der alten Zaare mit reichen Stoffen bedeckt. Das Grab von Iwan Wasilewitsch, zubenannt Grosny (der Strenge), ist mit schwarzem Sammet verhüllt, zur Erinnerung, daß er in seiner letzten Krankheit die Mönchskutte angezogen hat. — Der König bestieg den Thurm Iwan Weliki (Johann der Große) genannt, von dessen Spitze man das ganze ungeheure Moskau übersehen kann. Dort hängt eine Glocke, auf Befehl der Kaiserin Elisabeth gegossen, deren Durchmesser neun pollnische Ellen hat. Man bedient sich ihrer noch, und sie ist weit kleiner, als die, welche einst die Kaiserin Anna gießen ließ, die aber herabfiel, und durch ihren Fall so tief in die Erde schlug, daß man, um sie den Neugierigen zu zeigen, rings umher hat aufgraben müssen. Aus dem Stücke, welches durch den Fall abgeschlagen worden, kann man die Dicke des Metalls wahrnehmen, welche über eine halbe Elle beträgt. Der Durchmesser ist fast zwölf Ellen, und die Höhe fünfzehn. Sie muß, nach einem mäßigen Anschlage, wenigstens 100000 Rubel gekostet haben. Nicht weit von dieser begrabenen Glocke ist eine Batterie von sieben ungeheuren Kanonen, die auf den Fluß gerichtet sind, aber schon lange nicht mehr gebraucht werden, um die nahe stehenden Gebäude nicht zu erschüttern. Das Kaliber der größten dieser Kanonen, die ein Denkmahl von Iwan Wasilewitsch seyn soll, würde eine Kugel von 150 Pfund schießen. — Im Waffensaale verwahrt man unter andern zwey Degen von Peter dem Großen, deren Länge und Gewicht seiner Größe und Stärke angemessen sind. Eben so ein paar steife Stiefeln, deren er sich bedient hat. Daneben erblickt man Degen und Stiefeln seines Enkels, Peter II., der im fünfzehnten Jahre starb,

und die daher freylich sehr gegen die des Großvaters abstechen. An der Kleidung, nach damaligem französischen Geschmack, bemerkt man, daß der Alexander-Ordensstern auf der Weste, und nur der Andreas-Ordensstern auf dem Kleide befestigt ist. — Unter den zahllosen Gefäßen und Möbeln der alten Zaare zeichnet sich eine Uhr aus, deren sich der Enkel des Iwan Wasilewitsch bedient haben soll, und noch eine andere, auf welcher ein Hahn steht, der eben so schön krähet, als der Hahn von vergoldeter Bronce im Taurischen Pallaste zu Petersburg, der doch als eine Merkwürdigkeit aus den Zeiten der Regierung Katharine'ns der Zweyten betrachtet wird.

Am 6ten May.

Heute besuchte der König zu Pferde einen Berg, den man Werobziwa Gora (Sperlingsberg) nennt, und der einige Werste von Moskau liegt. Hier ist der schönste Punkt, um diese große Residenz zu überschauen. Die Kaiserin Katharine ließ einen hölzernen Pallast, (der in Moskau erbauet worden war, um bey Gelegenheit des ersten Friedens mit den Türken Feste darin zu geben) auf die Spitze dieses Berges transportiren; aber seit drey und zwanzig Jahren fällt er in Ruinen. Schade um den reizenden Aufenthalt! denn der Berg ist so sanft abhängig, die Lage so schön, und an einer Seite noch durch ein ausdrücklich gepflanztes Wäldchen verschönert.

Am 7ten May.

Heute gab der König ein großes Diner. Zahnschmerzen hielten den Großfürsten Alexander ab, sich einzustellen, und auch seine Gemahlin blieb zurück, um ihm Gesellschaft zu leisten. Der Kaiser und die übrige kaiserliche Familie fanden sich nach zwey Uhr ein. Der Prinz Stanislaus

und Herr und Frau von Mniszech empfiengen die Gäste am Kutschenschlage, der König oben an der Treppe. Als servirt war, glaubte der König, daß die kaiserliche Majestäten allein vorausgehen würden; aber der Kaiser wollte, daß die Kaiserin dem Könige den Arm reichen solle, und schien vorauszusetzen, daß der König sich zwischen Beyde setzen werde, wie jedesmal geschah, so oft der König bey Hofe speis'te. Aber sobald die kaiserliche Familie mit dem Rücken gegen die Fenster (um nicht vom Licht inkommodirt zu werden) Platz genommen, setzte sich der König gerade gegenüber, und legte Ihren Majestäten Suppe vor, weil man bemerkt hatte, daß bey Hofe immer eine Suppen-Terrine vor dem Kaiser, und eine andere vor der Kaiserin stand, aus welchen sie sich selbst bedienten. Die Teller wurden durch die Kammerherren Trembocki und Wolski überreicht. Ihre Majestäten wollten aber nicht, daß sie ihnen auch die folgenden Speisen bringen sollten, sondern bestanden darauf, daß sie auch zum Essen gehen mußten. Des Königs Haushofmeister überlieferten also die Schüssel den kaiserlichen Pagen u. s. w. *) Um die Mitte der Mahlzeit tranken der Kaiser und die Kaiserin auf des Königs Gesundheit, welches dieser einige Zeit nachher erwiederte. Der Kaiser hatte die verbindliche Aufmerksamkeit für Tremo (vermuthlich den Leibkoch), dem Könige zu sagen, man sehe wohl, daß die Küche seit Wisniowiec sich nicht verschlimmert habe. Der Oberstallmeister Narischkin gieng selbst, Tremo als einen alten Freund zu besuchen. — Die Tafel bestand aus 36 Couverts. Von Damen waren gegenwärtig Frau

*) Diese Beschreibung aus dem Munde eines Königs ist freylich etwas kleinlich, und giebt Stoff zu allerley Betrachtungen, weshalb man auch geglaubt hat, sie, so wie manches Aehnliche, nicht weglassen zu dürfen.

von Liewen, und Frau von Renne, Oberhofmeisterinnen der Großfürstinnen, Fräulein Nelidoff, erste Hofdame, die Fürstinnen Radzivil, Repnin und Wollkonska; von Herren der Fürst Besborodko, der Vice-Kanzler Fürst Kurakin, die Feldmarschälle Repnin, Soltikoff und Musin-Puschkin u. a. m. Rostopschin war krank und hatte sich entschuldigen lassen. Nach der Tafel unterhielt sich der Kaiser noch eine Zeit lang sehr freundschaftlich mit dem Könige, und lud ihn auf den folgenden Tag zum Essen. — (Hinzugefügt mit sympathetischer Dinte) — Ich will nicht, daß der Inhalt meiner Bülletins in der Warschauer Zeitung abgedruckt werde; denn bey der Stimmung, welche ich hier bemerke, muß ich wünschen, daß so wenig als möglich in jener Zeitung von mir die Rede sey. Man behandelt mich persönlich außerordentlich gut; aber man wiederholt mir oft, daß man es nicht gern sehen würde, wenn ich für Andere spräche. Unsere Landsleute, die von den Merkmalen der Freundschaft hören, welche der Kaiser mir giebt, überhäufen mich mit Briefen und Bitten, die ich, so schmerzhaft es mir auch ist, nicht erfüllen kann.

Am 1sten Juni.

Der König begab sich mit seinem Gefolge um sieben Uhr Abends nach Ostankina, einem Landhause des Oberhofmarschalls Grafen Scheremetoff, drey Werste von Moskau, wohin er eingeladen war, und fand mehr als 200 Gäste vom ersten Range versammelt. Das Haus bestand im abgewichenen Monat November nur aus einem rez de chaussée. Seitdem, bis zu dem Besuche des Kaisers, der vor acht Tagen Statt hatte, ist während des Winters die ganze belle étage darauf gebaut worden, alles von Holz, aber so maskirt und dekorirt, daß man es nie rathen würde. Unter einigen hundert Arbeitern und Künst-

lern, die alles dies trefflich vollendet haben, waren nicht mehr als vier oder fünf Fremde, alle übrige, nicht nur Russen, sondern fast alle sogar Leibeigene des Grafen. —. Nachdem der König die Zimmer, die Façade und den Garten in Augenschein genommen, führte man ihn ins Theater, wo die Mariages Sammites (Musik von Gretry) in russischer Sprache von mehr als dreyhundert Leibeigenen des Grafen aufgeführt wurden. Deklamation und Mienenspiel war von den Franzosen entlehnt; das sehr richtige Kostüm äußerst reich, besonders das der Schauspielerinnen, die mit den ächten Diamanten des Grafen, wenigstens für 100,000 Rubel am Werth, bedeckt waren. In dem Ballete zeichneten sich zwey sehr gute Tänzerinnen aus. Nach dem Spektakel hatte der König kaum eine halbe Stunde in den Zimmern verweilt, als man ihn die nemlichen Stufen, mit Scharlach bedeckt, wiederum hinabführte, und er nunmehr, statt eines Theaters, einen großen Ballsall fand. Gegen eilf Uhr ließ man ihn vom Balkon den geschmackvoll erleuchteten Garten sehen; an einer Säule des Balkons brannte der Namenszug des Königs. Hierauf folgte ein Souper von mehr als hundert Personen. Der Graf begleitete den König zurück an den Wagen, und erwähnte seiner e r b l i c h e n Dankbarkeit, da sowohl sein Vater als er die polnischen Orden vom König empfangen habe. Der ganze Weg von Ostaukina bis Moskau war zu beyden Seiten durch Pechtonnen erleuchtet *). —

Auf der Rückreise des Königs nach Petersburg hat derselbe zu Bronicka, seinem Nachtlager, eine in der That auffallende Merkwürdigkeit gesehen, nemlich einen vollkom-

*) Dieses Fest mag einen Begriff von der asiatischen Pracht der russischen Großen geben.

men runden, sanft abhängigen Berg, mit Rasen bedeckt, etwa dreyßig Faden hoch, in einer großen Fläche. Fast auf der Spitze desselben sind zwey tiefe Ziehbrunnen, deren Wasserfläche aber mit der des Berges gleich ist. Da sich viele Meilen in die Runde kein höherer, oder nur gleich hoher Berg befindet, so begreift man schwerlich, woher das Wasser dieser Brunnen kommt. Die Tradition des Landes will, daß einst aus den Brunnen Orakel gegeben wurden. Katharine die Zweyte hat eine Kirche auf dem Berge erbauen lassen.

Petersburg, den 6ten Juni.

Der König hat den dreyeckigen Pallast von Tschesme, sieben Werste von hier, besehen, wo Katharina II. den St. Georgenorden stiftete. Eine Inschrift in der Vorhalle berichtet, daß die Kirche dieses Pallastes in Gegenwart des Königs von Schweden Gustavs III. gegründet, und in Gegenwart Josephs II. vollendet worden. Alle Zimmer der belle Etage enthalten die Bildnisse der sämmtlichen damals lebenden Prinzen und Prinzessinnen, unter denselben, en bas relief, die alten Zaare, vor Michael Romanoff. Ein runder Saal ist mit den Bildnissen der jetzt regierenden Dynastie ausgeschmückt. Unter einem Baldachin, der über dem Portrait Katharine'ns II. schwebt, steht auf einem Tische ein goldenes Schreibzeug mit vielen Emailgemälden, welche die Thaten der Russen zur See verherrlichen. Im rez de chaussée dieses seltsamen Pallastes wird ein englisches Fayance-Service aufbewahrt, welches, grau in grau gemahlt, die schönsten englischen Landhäuser darstellt, und, statt des Wappens, am Rande der Teller einen grünen Frosch zeigt. Dieser Pallast heißt nicht allein Tschesme, zum Andenken der verbrannten türki-

schen Flotte, sondern auch Kikiriki, vermuthlich zu Ehren der unzähligen hier wimmelnden Frösche *). Bey seiner Zurückkunft von Tschesme hat der König den Elephanten besucht, der den Chan von der Bucharey der verstorbenen Kaiserin übersendet hat. Wenn seine persischen Führer Indisch mit ihm sprechen, gehorcht er ihnen aufs Wort. — Nach der Mittagstafel wurde dem König ein Graf Stollberg präsentirt, den der Fürstbischof von Lübeck hierher geschickt hat. Er ist ein Schwager des Dänischen Staatsministers Grafen Bernstorff, und ein gelehrter, sehr achtungswürdiger Mann.

Am 16ten Juni.

Heute besah der König die Gemäldesammlung des Senators Soimonoff, die nicht zahlreich ist, aber kostbare Stücke enthält, besonders einen großen Luca Giordano, den Kampf der Amazonen gegen die Centauren vorstellend. Man bewundert die große Treue, mit welcher der Künstler Ovid's Beschreibung befolgt hat; auch bemerkt man zwey Figuren, deren eine sich ganz ähnlich in der Schlacht Constantins von Giulio Romano, die andere in der Schlacht bey Arbela von le Brun findet, mit dem einzigen Unterschiede, daß hier Männern und dort Weibern diese Stellung gegeben worden. Herr von Soimonoff besitzt auch einen Desertaufsatz von Marmor und feinen Steinen, als Jaspis, Krystallen u. s. w., der sehr kostbar und trefflich gearbeitet ist. Ein ähnlicher, welchen der König zu Warschau hatte, steht diesem weit nach. Die meisten Steine, welche man hier zu verschiedenem Schmuck verwendet, lie-

*) Kikiriki drückt aber sonst gewöhnlich das Hahnengeschrey aus. Es ist sonderbar, daß Niemand den Ursprung dieser seltsamen Benennung, nach welchem der Herausgeber oft geforscht hat, anzugeben weiß.

fert Ekatarinaburg in Sibirien, hundert Werste diesseits Tobolsk *); dort sind Künstler etablirt, denen man nur die Zeichnungen senden darf, und wo man sicher ist, gut bedient zu werden. Die Broncen und Goldarbeiten werden in Petersburg fast eben so vollendet, als in Frankreich verfertigt. Herr von Somoinoff selbst ist ein Mann, der sich sowohl durch seine Verdienste, als durch seine Art, sich zu benehmen, (manière d'être) sehr vortheilhaft auszeichnet.

Lustschloß Peterhof, am 10ten Juli.

Der König hat der Feyer des Peter-Paul-Festes in der großen Kapelle beygewohnt, welche an seine Wohnung stieß. Hier machte er die Bekanntschaft des Senateurs, Herrn von Puschkin, bis jetzt Direktor der Akademie der Künste. Von ihm erfuhr der König, daß man jetzt einen Plan der Stadt Peking kopire, der in jener Residenz selbst aufgenommen worden. Die Kopie wird den Vorzug vor dem Originale haben, daß die Namen der Straßen in europäischer Sprache hinzugefügt seyn werden. Das Original ist durch einen der Zöglinge nach Rußland gebracht worden, welche der Hof schon seit langer Zeit zu Peking unterhält, theils um Dollmetscher aus ihnen zu ziehen, theils um eine dortige russische Kapelle zu versehen. Dieses Etablissement besteht jederzeit, trotz den öfteren Mißverständnissen und Handelsunterbrechungen zwischen Rußland und China.

Am 3ten Juli.

Der König wohnt in Peterhof in dem untern Garten, ganz nahe an der See, in dem Hause mon plaisir genannt, welches zum Theil noch gerade so existirt, wie Peter der Erste es bauete; aber Katharina die Zweyte, deren

ren

*) Der König hat sich hier um ein Paar hundert Werste verrechnet.

ren eigene Zimmer dem Könige angewiesen wurden, hat es sehr vergrößert. Nach der Parade, welcher der Kaiser jederzeit beywohnt, und nach der Taufe eines Kindes des Fürsten Tscherbatoff, bey dem Ihre Majestäten Pathenstelle vertraten, benachrichtigte man den König, daß der Kaiser ihn erwarte. Er wurde, wie gewöhnlich, mit vieler Herzlichkeit empfangen. Da es Freytag war, so aß man bloß Fastenspeisen, doch nicht mit Oel zugerichtet. Nach der Tafel zeigte der Kaiser selbst dem Könige alle Zimmer, und besonders sein Arbeitskabinet, braun getäfelt, gerade wie zu der Zeit Peters des Ersten. Alle andern Zimmer des Pallastes sind verändert, nur dieses eine ist ganz in seiner ursprünglichen Simplicität erhalten worden. Gegen Abend fuhr der König mit Ihren kaiserlichen Majestäten auf einer Linie (einer größeren Art von Droschken) in den weitläuftigen Gärten spazieren. Der Kaiser scheint eine besondere Vorliebe für einen so schön gelegenen Ort zu haben, wo man noch so viele zerstreute Gebäude findet, welche an die Regierung Peters des Ersten erinnern. Bekanntlich übertreffen die Wasserkünste von Peterhof durch Reinheit ihres Wassers noch die so bewunderten Wasserkünste von Versailles. Man sieht unter andern zwey Springbrunnen, welche jenen beyden auf dem St. Petersplatze gleichen. Das Souper wurde am Ufer der See im dichten Schatten der Bäume servirt. —

Am 15ten Juli.

Der König hat unweit Peterhof den Ort besehen, wo Katharina II. eine mechanische Anstalt errichtet hat, in welcher, durch Benutzung eines Wasserfalls, Marmor und feine Steine geschnitten und geschliffen werden. Seit Kurzem hat man, selbst in der Gegend von Peterhof, Steine

von zwey Fuß im Durchmesser gefunden, die sehr viel Aehnlichkeit mit den sogenannten Labradorsteinen haben. Am Abend dieses Tages führte der Kaiser den König nach Oranienbaum, welches er gerade heute seinem ältesten Sohn, so wie Strelna dem zweyten, schenkte. Strelna, auf dem halben Wege zwischen Petersburg und Peterhof, wurde von Peter I. für die Ceremonientage, Peterhof hingegen zu seinem persönlichen Aufenthalt bestimmt; aber er vollendete Strelna nicht, und seine Nachfolger haben Peterhof zu ihrer Prachtwohnung erkohren. Oranienbaum, sieben Werste von Peterhof, Cronstadt gegenüber, wurde vom Fürsten Menczikoff erbaut. Als dieser in Ungnade fiel, konfiscirte es die Krone, und unter der Kaiserin Elisabeth war es der Aufenthalt des Großfürsten, nemlich Peters III. Katharina II. verschönerte als Großfürstin diesen Ort sehr. Nachher bestimmte sie ihn für das Seekadetten-Corps, und jetzt wird es abermals die Residenz eines Großfürsten. — Man speis'te Abends, nach der Zurückkunft, in dem Saal von Montplaisir, ganz noch derselbe, wie er zu Peter des Großen Zeiten war. In einem Nebenzimmer steht auch noch sein Bett. Alles, was man hier, und in einem andern seiner Häuser, Marly genannt, sieht, erinnert an die Wohnungen des Hauses Oranien in Holland.

Am 16ten Juli.

wohnte der König mit dem ganzen Hofe im Speisesaale der Trauung des Grafen Dietrichstein mit der Hofdame Alexandrine Schuwaloff bey, welche der Nuntius Litta im bischöflichen Ornat verrichtete. Nachher wurde die Trauung in der Kapelle nach griechischen Gebräuchen wiederholt, wobey der Bailly Litta die Krone über das Haupt

des Bräutigams, und der Graf Schuwaloff über das der Braut hielt. Die Kaiserin hatte eigenhändig die Braut mit Diamanten geschmückt, deren Werth sich auf eine Million Rubel belief. Am 17ten schiffte sich der Kaiser mit seiner Familie nach Cronstadt ein, und nahm vom Könige den herzlichsten Abschied.

Kammenoy Ostrog bey Petersburg.

Am 22sten begab sich der König nach einem Landhause des Fürsten Kurakin. Die Prinzessin Dolgorucki, eine vertraute Freundin von des Fürsten Gemahlin, feyerte heute, wie sie immer pflegt, den Geburtstag der letztern zu Alexandrowskie. Das Fest war dieses Jahr um einen Monat vorgerückt worden, wegen der nahen Abreise des östreichischen Gesandten, Grafen Kobenzl, der ein sehr genauer Freund beyder Damen ist, und dessen Geschmack ihre gesellschaftlichen Vergnügungen stets gewürzt hat. So sollte er denn auch noch zum letzten Mal Theil an denselben nehmen. — Die Gesellschaft begab sich zuerst in ein Bosket, wo die Kinder der Fürstinnen in Buden von grünen Zweigen allerley feil boten, als Blumen, Früchte, Musikalien und dergl. Statt der Aushängeschilder trugen diese Buden Inschriften, aus den besten und bekanntesten Schriftstellern gezogen, und der Feyer des Tages anpassend. Eins der Kinder hielt eine kleine Rede; dann vereinigten sie sich sämmtlich zu frohen Tänzen. — Von hier gieng man in das Theater des Schlosses. Die Fürstin Dolgorucki spielte ganz vortrefflich eine Scene aus Nina, oder Wahnsinn aus Liebe. — Hierauf folgten Vorstellungen der Zauberlaterne, hinter einem Vorhang von Flor. Der Herr der Zauberlaterne trat auf und kündigte den Aufgang der Sonne an; und diese Sonne —

war der östreichische Gesandte in Goldstoff gekleidet, sein Haupt in Strahlen von vergoldeter Pappe gefaßt. Ihm folgte der Mond, es war Mandini, der erste italiänische Sänger allhier. — Derselbe gab nachher mit Mr. de Rivière, einem Schwager der Malerin le Brun, die Trennung des Orest und Pylades auf eine äußerst komische Weise. Auch machte Rivière die Operation eines Zahnarztes an Mandini. — Nach einigen ähnlichen Auftritten stellte man mehrere lebendige Gemälde nach bekannten Süjets vor, die sich alle vortrefflich ausnahmen; z. B. Achill (Madame le Brun) vom Ulysses unter den Gespielinnen der Deidamia (Fürstin Dolgorucki) entdeckt; Stratonice (abermals die Fürstin) am Krankenlager ihres Stiefsohnes; das Zelt des Darius u. s. w. Madame le Brun ordnete die Stellungen, Beleuchtung u. s. w. mit so viel Einsicht, daß diese Art von Schauspiel ein sehr großes Vergnügen gewährte. — Ganz Petersburg bedauert die Abreise des Grafen Kobenzl, weil Niemand an Gefälligkeit, Ungezwungenheit und allem, was die Gesellschaft angenehm macht, ihm gleich kommt. Auf seinem Theater spielte die Fürstin Dolgorucki die Rolle der Camilla zur allgemeinen Bewunderung. Noch am Abend vor seiner Abreise lieh er sich zur Belustigung der Gesellschaft her, indem er sich in eine Henne, und alle Kinder, die da waren, in Küchlein verkleidete, und dann sein Häuflein gegen alle Angriffe auf eine sehr komische Art vertheidigte.

Gatschina, den 9ten September und folgende Tage.

Einer der drey russischen, zu Rittern ernannten Bischöfe, hielt eine Rede an den Kaiser. Es ist zu bemerken, daß erst unter dieser Regierung die russischen Bi-

schöfe blaue und rothe Ordensbänder erhalten haben. — Abends auf dem Balle fragte die Kaiserin den König: ob er nicht Karten spiele? Der König bekannte sich sehr unwissend über diesen Punkt. Der Kaiser sagte: es geht mir eben so. Ich aber, versetzte die Kaiserin, muß doch wohl eine Partie Piquet par contenance machen; und sie spielte eine halbe Stunde mit den drey Feldmarschällen Soltikoff, Repnin und Kamenskoi. — Am 10ten bat der König den Kaiser, ihm Jemand mitzugeben, der ihm alle Schönheiten von Gatschina zeigen möchte. Sogleich ward ihm der General-Adjutant Pleschtschejeff zum Begleiter gesandt. Dieser Mann, der auf der englischen Flotte gedient, und den Krieg gegen Amerika mitgemacht hat, sagt, wie man behauptet, immer, was er denkt, und seine Gedanken sind stets eines Mannes von Ehre würdig. Er ist mit dem Könige von den unterirdischen Gängen, welche an die Katakomben erinnern, bis auf die Spitze des Thurms gewandert. Die innere Eintheilung der Mauern ist noch dieselbe, wie zu den Zeiten, als Graf Gregor Orloff das Schloß besaß; aber der Kaiser hat es sehr vergrößert, und ganz nach seinem eigenen Geschmack dekorirt. Ein polnischer Maler, Labinski, hat unter den Verzierungen die schönsten Arabesken geliefert. Unter der großen Anzahl von Gemälden zeichnen sich aus; fünf große Bilder von Robert; eins sieben Fuß hoch, von Vernet; Karl III. König von Spanien, bey der Mittagstafel; eine Hirschjagd, welche Prinz Condé dem Kaiser gab, da er als Großfürst zu Chantilly war, u. s. w. Die drey Grazien, auf ein Stück Marmor gemalt, sind minder wegen ihrer Schönheit merkwürdig, als weil sie in Herkulanum ausgegraben worden sind. Ein Gemälde Peters des Großen

zu Pferde, ist (das Pferd ausgenommen) vielleicht das beste, das man von ihm hat. Die Kleidung ist moderner, als man sonst aus jener Zeit zu sehen gewohnt ist; den Stern des Andreasordens hat der Maler vergessen. — Im Gesellschaftssaale ist über dem Kamin ein antikes so wohl erhaltenes Basrelief, daß man fast zweifeln sollte, ob es wahr sey, was man davon erzählt. Man sagt nemlich, es habe ursprünglich ein Monument des Trajan verziert; von da sey es, mit mehreren andern, an den Triumphbogen des Constantin gerathen, und von diesem haben es Kunsträuber (artistes brigands) in einer Nacht abgerissen, und es dem Oberkammerherrn, Grafen Schuwaloff, der eben damals in Italien reis'te, verkauft. Im Kabinet des Kaisers hangen fünf Portraits, Prinz Heinrich von Preußen zwischen vier russischen Feldmarschällen. Den Garten hat der König diesmal nur flüchtig gesehen. Der Kaiser schien sehr zufrieden, daß dem Könige ein Ort so wohl gefiel, den er selbst vor allen andern begünstigt. Er sagte: mir kommt es vor, als bin ich nirgends eigentlich zu Hause, als hier. In der That ist das niedliche Pawloski doch nur ein kleiner Diamant, in Vergleich mit Gatschina. — Außer vielen andern Veränderungen, welche der Kaiser bey seinen Truppen einführt, hat er auch den Infanteristen ein Stück Filz auf das Knie heften lassen, das man in geringer Entfernung nicht von den Kamaschen unterscheiden kann. Diese Kniebekleidung soll den Soldaten gegen Kieselstein und dergleichen schützen, wenn er beym schießen hinknieen muß. —

Petersburg, den 17ten Oktober.

Abends überraschte der Fürst Dolgorucki den König mit einem Theater, welches er, während des Königs Ab-

wesenheit, im Marmorpallast hatte erbauen lassen. Man gab zwey französische Stücke: le conseil paternel, und le bon menage, von Florian. Der Verfasser des ersten ist ein Graf Goloffkin, der im Auslande erzogen wurde. Das Stück ist in der That voll neuer und pikanter Züge. Madame Litwinoff spielte die erste Rolle, ein bayerischer Graf Lerchenfeld, ein Marquis de Montmort, der alte bekannte Schauspieler Aufrêne und Mr. Rivière waren die übrigen. Im zweyten Stück spielte die Fürstin Dolgorucki selbst mit ihrer gewohnten Superiorität, und ihre allerliebsten Kinder machten die Harlekinetten.

Am 23sten Oktober

hat ein griechischer Bischof, Eugen, auf Corfu geboren, bey dem Könige geschlafen. Ohne Mönch gewesen zu seyn, wurde er von Katharinen II. zum Bischof von Taurien ernannt. Er resignirte nach einigen Jahren, um hier seine Pension zu verzehren. Er hat die Aeneide in griechische Verse, nach dem Urtheil der Kenner sehr gut, übersetzt. Er spricht französisch und italiänisch, und kennt die besten Schriftsteller dieser Nationen. Seine Unterhaltung ist geistreich und seine achtzig Jahre merkt man ihm nicht an.

Gatschina, den 26sten Oktober.

Der Kaiser überraschte heute die Kaiserin mit einer italiänischen Opera seria von Anfossi, Zenobia, die vortrefflich exekutirt wurde. Der Dekorateur Gonzaga hatte sich selbst übertroffen. Er ist einer der ersten Künstler in seiner Gattung. Auf einem kleinen Theater, und wo die vornehmsten Zuschauer gleich hinter dem Orchester sitzen, weiß dieser Gonzaga optische Effekte hervorzubringen, die an Bezauberung gränzen. Selbst auf dem Vorhange, der die Bühne verschließt, steht ein Tempel, der, in einer Ent-

fernung von nur sechs Schritten gesehen, hervorzuspringen scheint. Eine Waldgegend schien ein Gemälde von Breughel. Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster eines Gefängnisses hereinspielte, war vollkommen täuschend. Er hat Mauern al fresco in freyer Luft gemalt, die das Auge täuschen, selbst wenn man es vorher weiß. Man sagt, in ganz Italien sey nur ein einziger Dekorateur, der ihm gleich komme. Nach der Oper gab le Picq ein Ballet, in welchem er, troz seinen sechzig Jahren, vorzüglich glänzte. Am 24sten November ließ der Kaiser die Oper auf dem Schloßtheater zu Petersburg wiederholen. Da dies Theater weit größer ist, als das zu Gatschina, so hat Gonzaga in der größten Eil neue Dekorationen malen müssen, und bey dieser Gelegenheit hat er sowohl die Fruchtbarkeit seines schöpferischen Genius, als auch seine außerordentliche Fertigkeit bewiesen. Einen Mondschein unter andern, der im Wasser wiederstrahlte, hätte Vernet nicht besser malen können. — Das Schauspiel, welches auf den 28sten angesetzt war, wurde in dem Augenblicke abbestellt, als der Kaiser den Tod des Königs von Preußen erfuhr.

Petersburg, den 5ten December.

Heute besuchte Prinz Condé den König, und versicherte, ihn wieder erkannt zu haben, da er ihn einmal auf einem Balle bey sich im Jahre 1754 gesehen. Als Prinz Condé in seiner Wohnung, dem Taurischen Palais, abstieg, fand er alle zu seiner Bedienung bestimmte Domestiken in derselben Livree, welche seine eigenen Domestiken trugen, als Kaiser Paul zu Chantilly war. (Welch eine feine Aufmerksamkeit!) Auf die Hofwagen, welche zum Gebrauch des Prinzen Condé bestimmt sind, hat der Kaiser dessen Wappen malen, und in den Fahnen seines

Regiments den russischn Adler von französischen Lilien umgeben lassen. Den Czernischeffschen Pallast machte er dem Prinzen zum Geschenk, und als derselbe ihn zum ersten Mal betrat, fand er über dem Thore die Worte: Hôtel de Condé.

Am 15ten war der König bey einem Gastmahle des Fürsten Besborodko gegenwärtig. Außer der gewöhnlichen Pracht, und der gänzlich erschöpften Kunst des Kochs, (der unter andern die famöse Bombe Sardanapals mit der epikurischen Sauce auf die Tafel brachte, welche ein maître d'hôtel Friedrich's II. erfunden hat,) außer den köstlichsten Weinen aller Länder, außer den Hunderten von Kerzen, welche das späte Diner beleuchteten, sah man auch einige zwanzig Cassoletten, welche die herrlichsten Gerüche ausdufteten, und ein Dessert, bey dem jeder Teller mit der schönsten Glasglocke aus der hiesigen Fabrik bedekt war. Etrurische Gemälde zierten diese Glocken, und das ganze gereichte dem Fürsten Jusupoff, dem Vorsteher und der Seele dieser Fabrik, zu großer Ehre.

Am 8ten Januar 1798

wohnte der König auf einem mit Glasfenstern umgebenen Balkon dem Feste der Wasserweihe bey. Die Kaiserin, welche ihrer baldigen Entbindung entgegen sieht, hatte sich dennoch zu Fuß nach der hölzernen Kapelle begeben, die man auf dem Eise des Grabens, welcher die Admiralität umgiebt, errichtet hatte. Sie kam nachher gleichfalls auf den Balkon, ließ die Fenster öffnen, und stand länger als zwey Stunden (während es große Flocken schneyte) ohne Regenschirm, und ohne, dem Anschein nach, davon belästigt zu werden, obgleich der Schnee zwey Zoll hoch um ihre Füße lag. —

Der Graf von Montmorenci, Sohn des Herzogs von

Laval, hat schon verschiedene Proben einer seltsamen Kunst abgelegt, die er, seinem Vorgeben nach, von dem Bischof von Nancy erlernt hat. Man giebt ihm etwas Geschriebenes, allenfalls die bloße Addresse eines Briefes von einer ihm gänzlich unbekannten Person, deren Namen man ihm verschweigt. Er fragt bloß, ob es ein Frauenzimmer oder eine Mannsperson ist? und nun erräth er aus den Schriftzügen nicht allein ungefähr das Alter der Person, sondern auch ihren moralischen Charakter. Er hat schon einige Mal zum Erstaunen richtig getroffen, selbst, wenn von Personen die Rede war, die gar nicht in Petersburg sind. Lavater könnte eifersüchtig auf ihn werden.

Auszug eines Briefes des Herrn Etatsrath Boecler, Leibarzt des Königs, an Herrn de Bacciarelli, Kabinetssekretair des Königs zu Warschau.

Petersburg, den 6ten April 1798.

Unser guter Herr ist einzig und allein an einem Nervenschlage gestorben, der eine Folge der peinlichen, unangenehmen Arbeit war, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welche er durch traurige Projekte gestürzt worden war. — — Im ganzen war sein Ende, wie das der Kaiserin Katharina, und er wurde mit den nemlichen Ehrenbezeigungen beerdigt.

Zusatz des Herausgebers. Sein Begräbniß, von welchem eine umständliche Beschreibung vor mir liegt, ist allerdings in mehr als Einer Hinsicht merkwürdig; aber das allzu weitläufige Detail möchte den Leser ermüden.

Ich glaube, es sey hier die rechte Stelle, noch eine Anekdote, den König betreffend, hinzuzufügen. Als er 1797 nach Petersburg reis'te, führte ihn sein Weg vor Friedenthal vorbey, welches ich damals bewohnte. Er hatte das, ich weiß nicht wie, erfahren, verlangte mich zu sehen, und überhäufte mich mit Höflichkeiten. Unter andern legte er einen Beweis ab, wie gut er das Deutsche verstand. Er fragte nemlich nach meinen neuesten Schriften, indem er hinzusetzte, die älteren habe er alle im Originale gelesen. Einer der Umstehenden nannte ihm die jüngsten Kinder meiner Laune. Da wandte er sich mit der ihm eigenen Grazie zu mir, und sagte: „ich hoffe, es werden nicht die jüngsten, sondern nur die jüngeren seyn." — Als ich bald darauf in den Hamburgischen Zeitungen las, der König habe mémoires de son temps geschrieben, wandte ich mich, im Vertrauen auf sein gütiges Benehmen gegen mich, schriftlich an ihn, und bat ihn, mir zu erlauben, diese Memoires aus dem Manuskripte in meine Muttersprache überzutragen. Darauf erhielt ich folgende Antwort von seiner eigenen Hand:

Petersburg, den 13ten Jun. 1797.

Monsieur,

In Antwort auf Ihren Brief vom 25sten May bin ich vors Erste Ihnen vielen Dank schuldig vor die freundliche Gemüthsneigung, die Sie gegen mich äußern. Was aber die verlangte Uebersetzung anlangt, werden Sie wohl leicht urtheilen, daß, wenn ich auch wirklich an der bewußten Geschichte arbeitete, ich derselben nicht wohl das Tageslicht gewähren könnte, so lange mein eigenes Lebenslicht nicht erloschen wäre.

Uebrigens ist es mir ein Vergnügen zu versichern, daß

ich das Wohlwollen eines solchen Mannes, wie Sie seyn, hochschätze, und folglich Sie nicht zweifeln dürfen, an mir stäts denjenigen zu finden, der sich mit Wahrheit nennet

Ihr wohl affectionirter
Stanislaus, König.

Ich lasse diese Antwort deshalb abdrucken, weil die Worte: wenn ich auch wirklich an der bewußten Geschichte arbeitete, zu beweisen scheinen, daß der König in der That dergleichen gewiß interessante Memoires hinterlassen hat. — Es ist von Kaiser Alexanders großherziger Denkungsart zu hoffen, (wenn anders der schriftstellerische Nachlaß des Königs in Petersburg geblieben ist), daß Er vielleicht dessen Bekanntmachung gewährt.

Ueber Verbannung,

nach einer aus Spanien eingesandten Handschrift, für deren Verfasser der General Moreau gehalten wird.

Ich bin verbannt — was ists nunmehr? — ich murre — ziemt es mir? — meine Frau jammert — hat sie Recht? — Laßt uns doch dem Gespenst ein wenig näher unter die Augen treten, das meine Ruhe zu stören droht. Nur gemeine Seelen suchen Trost in Zeit und Zerstreuung; jene wirkt langsam, diese nur betäubend, beyde Mittel sind des Weisen unwürdig. Auch keine Thräne soll mein Auge hindern, es starr auf mein sogenanntes Unglück zu heften. Ich gebe mich nicht für einen

Des Pfarrers Tochter.

Ein Roman in zwey Büchern.

Zweytes Buch.

Die meisten Menschen kitzeln sich mit der Einbildung, sie hätten Grundsätze, könnten vernünftig überlegen, wohl gar Entschlüsse fassen; wie sie heute über eine Sache dächten, würden sie auch Morgen darüber denken, und was dergleichen Großthuereyen mehr sind. Allein das Wahre von der Sache ist: daß nicht allein kein Mensch auf Erden über irgend einen Gegenstand im fünfzigsten Jahre noch eben so denkt als im zwanzigsten, (denn wenn er ihn auch noch liebt oder haßt wie damals, so liebt oder haßt er ihn doch auf ganz andere Weise, aus ganz andern Ursachen) sondern daß sogar Niemand heute vollkommen eben so denkt, wie gestern, oder wie er morgen denken wird. Daß er vielleicht nach dem gestrigen Entschlusse handelt, wirft den Satz nicht um, denn dazu können ihn Motive von außen bestimmen — (daher ein sogenannter Mann von festen Grundsätzen gewöhnlich nur ein Mensch ist, dessen äußere Lage glücklicherweise stets mit seinen Neigungen übereinstimmt) — aber seine innere Ansicht ist

keineswegs mehr dieselbe, seine Neigung oder Abneigung zu oder für die Handlung hat sich vermehrt oder vermindert, je nachdem er gut oder schlecht geschlafen, oder verdaut, oder sich unterhalten u. s. w. ja sie ist nicht selten noch von weit geringeren Zufälligkeit abhängig.

Moritz erzählt in seinem Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde, es sey einmal ein Betrübter gegen Abend auf dem Walle spazieren gegangen, und zwar hin und her, immer nur auf einer gewissen Strecke. Wenn er hin gieng, hatte er Osten im Gesichte, wo der Himmel schwarz behangen war, wie seine Seele, da drückte doppelt schwer sein Kummer ihn, er war hoffnungslos; kehrte er aber um, so hatte er Westen im Gesichte, wo die untergegangene Sonne ein schönes Abendroth hinterlassen hatte, da wurde ihm leichter, die Hoffnung kam wieder. So spazierte er auf und nieder, mit und ohne Hoffnung, und dachte nie was er wollte, sondern was die Wolken in Osten und das Abendroth in Westen ihm zu denken befahlen. Daß diese Erfahrung unserer Seele Ehre mache, wird nicht behauptet. Es ließe sich gar viel darüber sagen, aber gar viel liest niemand, darum soll das Wenige nur zur Einleitung des Bekenntnisses dienen, daß bey Charlottens Erwachen die Maskerade ihr erster Gedanke war. Der schwere Kampf begann von neuem, und würde — trotz mancher hingeworfener Worte und Winke Fernau's so geendigt haben, wie von der liebenden Tochter, dem zartfühlenden Weibe sich erwarten ließ, wäre nicht gegen Mittag eine glänzende Equipage vor die Thür gefahren; ein von Silber strotzender Läufer stürmte die Treppe herauf, und meldete den Grafen Schmieg bey Madam Fernau. Charlotte wollte sich entschuldigen, sie war

noch im Negligee, aber Fernau versicherte sehr ernst, ein solcher Gast lasse sich nicht abweisen. Ohne ihre Einwilligung abzuwarten, rannte er dem Grafen entgegen, und führte ihn in das Zimmer seiner Frau.

Dieser Graf Schmieg, ein verlebter Wollüstling, war seit mehrern Jahren des Fürsten Unterhändler an Amors Hofe, (was das gemeine Volk einen Kuppler zu nennen pflegt): und folglich sein Liebling, des Landes Fluch, der Unterthanen Abscheu. Er kannte nur ein Glück — Hofgunst, sie zu erlangen nur ein Mittel — kriechen. Den rechtschaffensten Dienern des Landes bewies er empörenden Uebermuth, dem frechsten Schurken schüttelte er freundlich die Hand, wenn er ihn brauchen konnte. Seine Hauptstützen in der Gunst des wankelmüthigen Fürsten, waren die Maitressen, welche er ihm zuführte, wobey seine Gemahlin, ihres Gatten würdig, ihn mit Rath und That treulich an die Hand gieng. Die schlaue Dame bemerkte immer schnell und richtig die ersten Spuren des Ueberdrusses in den fürstlichen Zügen, dann gab sie ihrem Gemahl sogleich einen Wink davon, und er spähte dann umher unter den Töchtern des Lands nach frischer Beute für das Ungeheuer im Purpur. Jetzt eben war ein solcher Zeitpunkt eingetreten. Die arme Kreatur, die seit einigen Monden ihre Unschuld, die Achtung vor sich selbst und die der Welt geopfert hatte, um den fremden Sinnendurst für Gold zu löschen, und den fürstlichen Erbfeind, die Langeweile, zu verjagen, diese Elende, von einer ehrliebenden Mutter verstoßen, von Gewissensbissen gefoltert, hatte vor einigen Tagen ihr Leben freywillig in dem Strome geendet, der durch den fürstlichen Park floß, und oft Zeuge ihres kurzen Taumels gewesen war. Sie hatte

einen Brief zurückgelassen, von dem jeder Buchstabe in glühender Reue brannte, einen Brief, den der Graf zu unterschlagen für gut hielt, weil er sogar ihn selbst auf einige Augenblicke verdrüßlich gemacht hatte. Dem Fürsten wurde durch den gefälligen Leibarzt gemeldet: ein plötzlicher Anfall von Wahnsinn habe die gute Dame ergriffen, und Sr. Durchlaucht hatten die Gnade sich also vernehmen zu lassen: das thut mir leid, es ist wirklich Schade, sie war eine hübsche sanfte Person.

Dieser hübschen sanften Person eine Nachfolgerin zu geben, war leicht und schwer. Leicht, in so fern trotz tausend warnender Beyspiele sich doch immer eitle Geschöpfe finden, die der Verführung auf halbem Wege entgegen kommen, und kurzen Freudentaumel durch lange nüchterne Reue erkaufen; schwer, in so fern der Fürst für alle Genüsse mit jedem Jahre stumpfer wurde, und nur seltene Reize noch das verschrumpfte Herz zu durchwärmen vermogten. Schon zwey sehr hübsche Mädchen, die noch vor wenigen Jahren das fürstliche Haupt in sichern Schwindel gedreht haben würden, hatte Graf Schmieg ihn jetzt vergebens bemerken lassen. Die Eine war ihm zu blaß, die Andere zu roth, die Eine zu blöde, die Andere zu dreist.

Die Folgen dieses Ueberdrusses fiengen bereits an sichtbar, und für den Grafen schrecklich zu werden. Der Fürst war an einem Tage, wo das schlechte Wetter ihm eine Jagdparthie zerstört hatte, unvermuthet im Geheimen-Rathe erschienen, und hatte sich wohlgefällig Landes-Vater nennen lassen; auch ein Edikt unterzeichnet, durch welches die Kuhpockenimpfung den Unterthanen empfohlen wurde. Dieses Hinneigen zu ernstlichen Geschäften konnte sehr gefährlich werden. — Ein anderesmal — es war

an einem langweiligen Bußtage — hatte er sogar seiner Gemahlin einen Besuch abgestattet, und sich fast eine ganze Stunde mit ihr unterhalten. Das mußte, wenn Rückfällen nicht bey Zeiten vorgebeugt wurde, die furchtbarsten Wirkungen hervorbringen, denn die Fürstin war eine der edelsten Frauen, die ihr Schicksal mit Würde trug, und schonende Sanftmuth mit einer Klugheit verband, die leicht ihres Gemahls jetzige Stimmung benutzen konnte, um das Reich der Finsterniß in Trümmern zu stürzen.

In dieser Noth gedachte Graf Schmieg der schönen Madam Fernau, die der Fürst noch nie gesehen hatte. Er zog Erkundigung von ihr ein, hörte, daß ihr Ruf zwar unbescholten, doch Eitelkeit ihre Tyrannin seyn, ja daß ihr Mann, der selbst sie vergötterte, keinen höhern Genuß kenne, als den, sie allgemein bewundert zu sehen. Auf diese Schwachheit gründete die verschmitzte Gräfin Schmieg den Plan, Charlotten auf eine Art mit dem Fürsten zusammen zu bringen, die alle ihre Reize in's hellste Licht setzen, und des Fürsten Herz überraschen sollte. Daß eine eitle Frau von geringer Herkunft, in solch' einem Augenblicke, wo ein mächtiger Fürst an der Spitze eines glänzenden Hofes ihrer Schönheit huldigt, den Kopf verlieren würde, darauf rechnete sie mit Zuversicht. Es blieben also nur noch Charlottens schwache Einwürfe zu bekämpfen übrig, und das that an jenem Morgen der gewandte Graf mit aller Schlauheit, die Welt- Hof- und Weiberkenntniß ihm liehen, indem er zugleich in Worten und Geberden so mit Ehrerbiethung log, daß auch die schüchternste Sittsamkeit nicht stutzig werden konnte.

Die arme Charlotte! sie hatte schon so hart mit sich selbst gekämpft, sie hielt noch kraftlos den schwer errunge-

nen Sieg, der ohnehin in jedem Augenblicke ihr zu entschlüpfen drohte, und nun diesem schlauen Feinde gegenüber, der den Bund mit ihrer Eitelkeit so trefflich nutzte, und dem — das wär das Schlimmste — ihr eigener Gatte überredend zur Seite stand — woher die Kraft schöpfen, das Netz zu zerreißen?

Sie bemerkte endlich nach vielem Hin- und Herreden, daß noch vierzehn Tage bis zum neuen Jahre übrig blieben, daß sie folglich den versprochenen Besuch bey ihren Eltern schleunig zurücklegen, und doch zu rechter Zeit sich wieder einfinden könne. Dieser, beyde Pläne locker verbindende Gedanke, war ihre letzte Verschanzung. Als aber der Graf sie aufmerksam darauf machte, wie glänzend das Costüm der Friedensgöttin sey, (dessen Beschreibung er geschickt einflößen ließ) wie manches noch zu bestellen, zu ändern, anzuversuchen seyn werde, wie endlich die ganze Quadrille, wenigstens eine Woche vorher, täglich zusammen kommen, und den Zug probiren müsse; als er sich erbot, an ihren Vater einen Eilboten zu senden, der ihm melden solle, daß sie blos der Ueberredung gewichen, um dem Landesvater, nach dessen ermüdenden Sorgen für den Staat, eine Freude machen zu helfen; und als auch Fernau noch hinzufügte, er wolle dem Alten schon die Sache dergestalt vortragen, daß keine Mißbilligung erfolgen werde; so gab das bestürmte Weib endlich nach, und Graf Schmieg empfahl sich freundlich grinsend, mit dem Versprechen, sogleich den Hofschneider zu schicken, der sein Handwerk als Künstler treibe, und die Mythologie trotz dem besten Dichter innen habe.

Der wichtige Mann erschien wirklich kaum eine halbe Stunde nachher, und sobald nur erst die schimmernde

Zeuge auf mehreren Tischen ausgebreitet lagen, sobald der große geheime Rath über Farbe und Schnitt begonnen hatte, zogen sich die letzten Skrupel zum langen Schlummer in das Gewissen zurück, und es schloß sich zu.

Fast täglich, wie der Graf voraus gesagt, versammelte sich nunmehr die Quadrille, bald bey diesem, bald bey jenem Großen des Hofes, um den Zug zu ordnen, die mit demselben verbundene Tänze zu probiren. Charlotte sah sich plötzlich, und zwar ohne Begleitung ihres Gatten, in einen Zirkel geschleudert, in dem sie die einzige Fremde war, und dessen feine Sitten sie bezauberten. Alles kam ihr da mit jener Freundlichkeit entgegen, die der Höfling so schön der Herzlichkeit nachzulügen weiß; von den Herren wurde das reizende Weib aufrichtig bewundert, von den Damen meine Liebe, meine Gute genannt, denn obwohl in jedem weiblichen Hofbusen die Kohle des Neides glühte, so wurde sie doch sorgfältig mit Asche bedeckt. Es war ja Gräfin Schmieg, die Madam Fernau überall so angelegentlich präsentirte, und man wußte ja schon längst, wozu ein Frauenzimmer bestimmt war, das von der alten Gräfin auf diese Weise in Schutz genommen wurde. Wer also durfte wagen, Gesinnungen zu äussern, welche in kurzem die grausamste Rache zur Folge haben konnten?

Charlotte, die noch so manche Tugend ihres Dörfgens, unter andern das Vertrauen auf Menschen in argloser Brust bewahrte, nahm die verrufenen Hof-Assignate sämmtlich für baare, gehaltreiche Münze, und befand sich ungemein wohl in dem freundlichen Zirkel. Die Stunde, in welcher die Friedensgöttin und sie selber triumphiren sollten, erschien endlich. Auf dem vergoldeten Wagen stand

das schöne neunzehnjährige Weib von einem Silberflor umflossen, den unter der Brust ein schwarzer, von Diamanten flimmernder Sammtgürtel hielt; durch die blonden Locken wand sich ein Oelzweig, in der linken trug sie eine Palme, in der rechten ein Lorberkranz. Ihr zur Seite schüttelte der Ueberfluß sein Füllhorn, und der Gott des Handels seinen Schlangenstab. Mit Rosenguirlanden vor den Wagen gespannt, zogen holde geflügelte Knaben ihn langsam durch den Saal; vor ihnen her tanzten blumenstreuende Kinder, unter welchen sogar ein Prinz des fürstlichen Hauses sich befand. Eine feyerliche Musik verkündete den Zug, die tausend Masken reiheten sich in buntem Gedränge, und aller Augen hiengen bewundernd an der Göttin des Festes.

Der Fürst hatte in der That nichts gewußt, nichts geahndet, und schien zwar angenehm überrascht, doch solcher Schmeicheleyen gewohnt und übersatt, stand er auf der ihm angewiesenen Stelle mit einer Ruhe, die fast an Gleichgültigkeit grenzte. Allein, wie wurde ihm, als nun das Gewimmel von Soldaten mit grünen Zweigen, und von hübschen Marketenderinnen mit ausgestopften Kindern an ihm vorüber gezogen war, und plötzlich der Triumphwagen dicht vor ihm hielt, die Göttin sich hold und sittsam zu ihm neigte, den Lorberkranz auf sein Haupt fallen ließ, und eine Schmeicheley in Versen ihm zulispelte, die, so alltäglich sie war, in ihrem Munde neu und witzig schien! — bey solchen Gelegenheiten pflegte er sonst gewöhnlich etwas weit witzigeres zu antworten, als ihm gesagt wurde, doch dießmal verstummte er, machte wie ein Dorfjunker eine Verbeugung über die andere, und dachte

nicht

nicht einmal eher daran, sich den Lorberkranz vom Kopfe zu nehmen, bis der Zug schon längst vorüber war.

Mein Gott! welch' ein herrliches Weib! rief er begeistert aus, setzte in der Zerstreuung den Lorberkranz einem Harlekin auf, der ihm zunächst stand, faßte den Grafen Schmieg beym Arme, und riß ihn aus dem Getümmel.

Auch Fernau hatte gleich anfangs, in einen Venetianermantel gehüllt, sich nahe an den Fürsten gedrängt, um an dem Eindruck sich zu weiden, den die Reize seiner Gattin auf den Landesvater machen würden. Er hatte Alles sehr genau bemerkt, auch den letzten unwillkührlichen Ausruf wohl vernommen, und schwamm in einem Meer von Entzücken. Er selbst hatte seine Frau noch nie so schön gesehen. „Die Leute haben Recht," sprach er zu sich selbst, „ich würde mich todt schießen, wenn sie nicht meine Frau wäre. Aber dieß reizende Geschöpf, das der Fürst so eben ein herrliches Weib nannte, ist mein! ist meine Charlotte! die, sobald ich sie darum bitte, mit mir, mit mir ganz allein, nach Hause fährt, die meine Liebe eben so heiß erwiedert, die mich zum Glücklichsten aller Männer zaubert!"

In diesem Selbstgespräch unterbrach ihn ein leises Klopfen auf die Achsel, von den Worten, ich gratulire, begleitet. Er sah sich um, es war Demoiselle Hortensia Holla, die, als Circassierin, allen Reisebeschreibern ihres angenommenen Vaterlandes Hohn sprach, und jetzt die schöne Wachslarve abgenommen hatte, um dem Herrn Vetter einen hämischen Glückwunsch zuzuflüstern.

„Ach sind Sie es, meine witzige Cousine?" sagte Fernau in der besten Laune von der Welt, wozu wünschen Sie mir Glück?"

„Zu der ehrenvollen Verbindung," versetzte sie grinsend, „in welche Sie so eben mit dem Fürsten getreten sind."

„Ich? mit dem Fürsten?" er sah sie mit großen Augen an, ohne noch Arges zu ahnden."

„Nun ja doch, wissen Sie denn nicht, daß Graf Schmieg der Merkur unsers Jupiters ist?"

Als hätte Fernau'n ein Zitter-Aal berührt, so zuckte es ihm durch alle Glieder, und Zornfunken sprühten aus seinen Augen. Er stand im Begriff etwas sehr Bitteres zu antworten, doch zu rechter Zeit erinnerte er sich, daß Dame Hortensia Charlottens verschmähte Nebenbuhlerin sey, daß überdieß ihr Vater vor einigen Monden banquerout gemacht, worauf sie in ein Nichts zurück gesunken, aus welchem sie vergebens sich hervor zu deklamiren strebe. Sein Zorn verwandelte sich daher in Mitleid und Verachtung, beyde lagen in dem Blicke, der auf sie fiel, die einzige Antwort, deren er sie würdigte. Hortensia fühlte ihre Nichtigkeit, und verbarg sie hinter ein lautes Gelächter, mit dem sie sich von ihm wandte, und im Gewühl verschwand.

Ihren Zweck, den Saamen des Mißtrauens in Fernau's Seele zu streuen, hatte sie nicht erreicht. Der Glaube an die Tugend seiner Frau stand bey ihm eben so fest, als der Polarstern über seinem Haupte, und ein bloßer Gedanke an Zweifel schien ihm Beleidigung derselben.

„Daß alle Männer sich in sie verlieben? sehr natürlich!" hub er sein Selbstgespräch wieder an, daß vielleicht der Fürst heute ein ähnliches Schicksal erfährt? abermals sehr natürlich, und desto besser! Charlotten wird es Vergnügen machen, mir neue Triumphe bereiten."

Nur ein Gedanke beunruhigte ihn einen Augenblick. Er kannte die Bosheit der Cousine. Wie? wenn sie fähig wäre, etwa in einem anonymen Briefe (diesem Gifte in feiger Schurkenhand) seinen Schwiegereltern einen Wink zu geben? das würde die guten Alten irre machen, ängstigen. Doch hierüber durfte Fernau ganz ruhig seyn. Zwar, die edle Dame war allerdings eines solchen Streichs wohl fähig, allein ihr kam nicht in den Sinn, daß sie dadurch die Eltern unglücklich machen könne; im Gegentheil befürchtete sie, der alte Dorfpfarrer, der ihr unausstehlich war, würde sich den Handel mit dem Fürsten zur besondern Ehre rechnen, sich etwas darauf zu gute zu thun. Hätte sie daher auch nicht durch den Banquerout ihres Vaters das Gut, und mit demselben die Gelegenheit verlohren, den Prediger zu sprechen, so würde sie doch die letzte gewesen seyn, die ihn davon unterrichtet hätte. — So entgehen gute Menschen oft manchem Unheil, das die Bösen ihnen gern bereiten würden, wenn sie nicht glücklicherweise die Bessern, immer nach dem Maaße ihrer eigenen Schlechtigkeit mäßen, und gerade darum in den Mitteln sich vergriffen.

Fernau wurde aus seinen Betrachtungen durch ein Gedränge geweckt, das ihn selbst unwillkührlich mit fortschob, und er befand sich plötzlich am Rande eines Kreises, in welchem der Fürst mit seiner Frau eine Menuet tanzte. Vergessen war die neidische Circassierin, denn laut bewundert, und bewundernswerth, schwebt die Friedensgöttin, wie ein Zephyr über Blumen. Das Beyfalls-Gemurmel der Umstehenden, die hundert Augengläser, die nach ihr gerichtet waren, das Kopfnicken, mit welchem Jeder seinem Nachbar zu sagen schien: sie

tanzt allerliebst, Alles das berauschte den eitlen Fernau, und den Fürsten nicht minder, der Charlotten diesen ganzen Abend nicht mehr von der Seite kam, jetzt wild mit ihr durch die Reihen walzte, jetzt wieder auf einen Ruheplatz sie führte, sich neben ihr niederließ, ihr eine Menge Artigkeiten vorschwatzte, und, wenn er sich auf Minuten entfernte, es nur that, um selbst Erfrischungen für sie zu holen.

Einen solchen Augenblick nahm Fernau wahr, um sich Charlotten zu nähern, denn bis jetzt hatte Ehrfurcht vor dem Fürsten, der ihn noch nicht kannte, ihn stets in einiger Entfernung gehalten. „Nun Gott sey Dank!" rief seine Frau ihm liebevoll entgegen, „daß ich dich endlich gewahr werde! Hast du mich denn heute ganz vergessen?"

„Liebes Weib," sagte Fernau, „der Fürst war ja immer bey dir."

„Ey," unterbrach sie ihn lebhaft, „der Fürst ist sehr gütig, sehr verbindlich, ich sehe und höre ihn recht gern, aber meinen Mann muß er mir nicht verscheuchen, sonst verlasse ich meinen Olymp auf der Stelle, und werde dir zu Liebe wieder eine irdische Hausfrau. Mich dünkt ohnehin, es sey schon spät, ich bin herzlich müde, laß uns nach Hause fahren."

Stille! flüsterte Fernau, der den Fürsten eben mit einem Teller voll Orangen zurück kommen sah. Du bleibst hier, sagte Charlotte noch schnell hingeworfen.

Schon von ferne hatte der Fürst wahrgenommen, daß eine Mannsperson mit ihr sprach, das war an diesem Abend noch nicht geschehen, denn selbst ihre Bekannte wichen dem Fürsten, dessen Emsigkeit sie bemerkten; auch bewies jetzt

der befremdete Blick des Unmuths, den er auf Fernau warf, daß er diese Aufmerksamkeit von einem Jeden erwartete. Charlotte bemerkte das nicht, oder wollte es nicht bemerken, sie stand auf und stellte ihm ihren Mann mit bescheidener Freymüthigkeit vor. Eine finstre Wolke zog vom Sturm gejagt bey den Worten mein Mann über das fürstliche Antlitz. Graf Schmieg hatte ihm freylich gesagt, daß die schöne Frau einen Mann habe, allein im Taumel verliebter Begierden, der ihn so plötzlich und heftig ergriff, daß er vieles vergaß, was Wohlstand und Rang von ihm heischten, hatte er auch dieß längst vergessen. Er fühlte jedoch schnell, daß hier Verstellung nothwendig sey, und auch in dieser Kunst war er Meister. „So gelingt es mir doch endlich,“ sagte er zu Fernau gleichsam angenehm überrascht, „Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe viel Gutes von Ihnen gehört, aber auch, daß Sie ein Sonderling sind, daß Sie Ihre mannichfaltigen Kenntnisse blos benutzen, um Blumen auf Ihren eigenen Pfad zu streuen. Das ist nicht recht, mein lieber Fernau, man ist dem Vaterlande Früchte schuldig, und wenn Sie gleich wohlhabend genug sind, um meiner nicht zu bedürfen, so hätten Sie doch einmal anfragen sollen, ob ich Ihrer nicht bedarf? — Ja ja, machen Sie sich nur gefaßt, ich werde Ihre Geschicklichkeit nächstens zum Besten meines Landes in Anspruch nehmen, und ich hoffe, Ihre liebenswürdige Gattin werde mir Sie überreden helfen.“

Fernau wurde durch diese unvermuthete Anrede so betäubt, als sey ihm eine dicke Weihrauchwolke plötzlich ins Gesicht geblasen worden. Er behalf sich stotternd mit einigen Gemein-Plätzen, und der Fürst, sich gegen Charlotten wendend, fuhr in demselben Tone fort;

„Nicht wahr, schöne Frau, Sie werden dem Staate einen nützlichen Bürger nicht entziehen, um nur zu Ihren Füßen ihn seufzen zu lassen?"

„Mein guter Fernau," erwiederte Charlotte," hat bis jetzt geglaubt, Aermern nicht in den Weg treten zu müssen." — Der Fürst ließ keine Entschuldigung gelten; er lobte den verhaßten Mann so ungezwungen, er sprach von seinen eigenen Pflichten mit einer Herzlichkeit, und von der Schwierigkeit treue Diener zu finden, mit einer Wehmuth, die den arglosen Fernau unwiderstehlich hinrissen. Nie hatte er geahndet, daß sein Vaterland einen so trefflichen Fürsten besitze. Er sah nun wohl, daß alle Lasten, die es drückten, nur bösen Rathgebern beyzumessen seyen; er hätte des Fürsten Kniee umfassen, jeden vormals gehegten Zweifel ihm abbitten mögen; wie berauscht hieng er an den durchlauchtigen Lippen, die von den Rechten der Menschheit überflossen, und es machte ihn fast verdrüßlich, als Charlotte erinnerte, daß es hohe Zeit sey, aufzubrechen.

Beym Abschied behielt der Fürst sich vor, der schönen Frau, welche Schmuck und Krone des heutigen Festes gewesen, seine Dankbarkeit zu beweisen. Er begleitete Charlotten bis an die Thür des Saales, und nie hatte er den Jupiter mehr um die Rolle des Amphitrion beneidet, als in dem Augenblicke, da er ihren Arm an Fernau abtreten mußte.

Auf dem Heimwege und beym Schlafengehen, war Fernau unerschöpflich in des Fürsten Lobe. Charlotte freute sich der Stimmung ihres Gatten, weil ihr eigenes Wohlgefallen an dem Fürsten dadurch gerechtfertigt wurde, obwohl es in der That nur auf das süße Gefühl befriedigter Eitelkeit sich gründete. „Wenn er dir Dienste anbietet," fragte sie, „wirst du sie annehmen?"

„Es war zwar immer mein fester Vorsatz," erwiederte er, „allein für dich und mir selbst zu leben, so lange meine Einkünfte uns anständig ernähren würden; wenn aber ein solcher Fürst mich ruft, wenn ich meinem Vaterlande nützlich werden kann, und wenn — wie ich vermuthe — durch die Cirkel, welche sich jetzt uns öffnen, auch unsere Bedürfnisse vermehrt werden; so entsage ich jener Freyheit, die vielleicht zu sehr nach Egoismus schmeckte."

Charlotte schwieg, aber seine Antwort hatte sie nicht ungern vernommen, und der Gedanke, durch ihres Mannes Verdienste zu einem höhern Range erhoben zu werden, wiegte sie spät in einen von Träumen unterbrochenen Schlummer. Der Morgen kam, und mit ihm ein Page des Fürsten, der, im Namen Sr. Durchlaucht, einen Myrthenkranz mit Diamanten durchwunden überreichte, als Gegengeschenk für den Lorberkranz, den der Harlekin davon getragen hatte. Unter den Myrthen lag ein eigenhändiges Billet voll artiger Anspielungen auf die Verwandtschaft des Lorbers mit der Myrthe, wie man sie in hundert Hochzeitgedichten findet. Der Ton des Billets verstieß übrigens nicht gegen die einer unbescholtenen Frau schuldige Achtung, und Fernau sah nichts Arges darinn, wohl aber Charlotte, der der hellsehendere weibliche Instinct beywohnte, die das Geschenk zu prächtig, das Billet zu vielbedeutend fand. Zur Annahme Beyder ließ sie zwar recht gern von ihrem Gatten sich zwingen, doch Seiner Durchlaucht zu antworten, dazu konnte er sie nicht überreden. Sie empfand überhaupt eine gewisse Bangigkeit in dieser neuen Lage; sie fühlte, daß Fernau selbst zu befangen war, um ihr, wie sonst, eine Stütze zu seyn, , an die sie mit Vertrauen sich lehnen könne. Die Sehnsucht nach ihrem klugen Vater,

ihrer zärtlichen Mutter erwachte, und sie beschloß, am andern Morgen schon die Reise nach ihrer Heymath anzutreten.

Vergebens! denn der Fürst — um Allen, die zu jenen geschmackvollen Feste beygetragen, Seine allerhöchste Zufriedenheit kund zu thun — hatte eine Schlittenfahrt nach einem seiner Lustschlösser, und dort einen glänzenden Ball veranstaltet, nach dessen Endigung man bey Fackelschein in die Residenz zurückkehren sollte. Daß der Fürst selbst bey dieser Gelegenheit Charlotten fuhr, war eine blosse Höflichkeit, die er derjenigen Dame schuldig zu seyn vorgab, welche die vornehmste Rolle bey dem Zuge gespielt hatte.

Welch' ein Getümmel in der Straße, wo Ferman wohnte, als Sr. Durchlaucht in eigner Person seine Frau abzuholen kamen! welch ein Genuß für den trunkenen Gatten! wie sehr noch erhöht durch die freundliche Einladung des Fürsten, sich selbst in den leeren Schlitten seines Stallmeisters zu setzen, weil er vermuthe, daß seine liebenswürdige Frau eine Freude nur halb genießen werde, an der ihr Gatte nicht Theil nehme. Was zeugte wohl bündiger für die reinen Absichten des edlen Fürsten, als diese feine Höflichkeit? Der gute Mann wußte nicht, daß Charlotte vorher sehr bestimmt gegen den Grafen Schmieg erklärt hatte: sie könne unter keiner andern Bedingung die Ehre annehmen, die der Fürst ihr erzeigen wolle.

Ein heiterer Wintertag begünstigte die Fahrt, die lang genug war, um dem Fürsten Zeit zu geben, seine schöne Hälfte mit einem Feuer zu unterhalten, welches ihre Sittsamkeit und ihr Ehrfurchtgebietender Anstand kaum in den gebührenden Schranken zu fesseln vermochte. Daß auf dem Balle Pracht und Geschmack wetteiferten, daß der erhabene Wirth es an keiner Aufmerksamkeit ermangeln ließ,

daß Charlotte überall als die Königin des Festes erschien, sah und rühmte Jeder. Auf dem von hundert Fackeln beleuchteten Heimwege, wußte der Fürst, der selbst die Zügel lenkte, dennoch immer so weit hinter seinen Vorreitern zu bleiben, daß in seinem Schlitten Dämmerung herrschte; denn unter ihrem Schutze — so hatte er schlau berechnet — wollte er die ersten kleinen Freyheiten wagen. Doch selbst in der Dunkelheit umgiebt die Tugend ein Schimmer, der jeden Frevler blendet, und mit Erstaunen fühlte der entschlossene Wollüstling daß es ihm unmöglich sey, den Zauberkreis zu uberschreiten, den Frauenwürde um Charlotten zog. Wider Willen beschränkte er sich auf die bescheidene Bitte um das sogenannte Schlittenrecht, welches sie ohne Prüderie ihm gewährt.

Als sie lange nach Mitternacht die Stadt erreichten, und Fernau's Wohnung nahe kamen, fragte der Fürst fast schüchtern: wenn er hoffen dürfe, sie wieder zu sehn? — Da vernahm er mit Schrecken, daß sie gesonnen sey, einige Monate bey ihren Eltern zuzubringen, und schon übermorgen abreisen werde. Er seufzte und verstummte. Seufzend drückte er ihr die Hand, als er sie aus dem Schlitten hob, unmuthig fuhr er allein nach seinem Pallast, und schon seit einer Stunde hallte sein einsamer Fußtritt von den Marmorwänden wieder, als er endlich nach dem Grafen Schmieg sandte, der erschrocken aus dem Bette sprang, einen Pelz überwarf, und in zwey Minuten tief gebückt vor dem Allergnädigsten stand. Der Allergnädigste klagte seine Leiden dem Allerverworfensten, der sogleich pflichtschuldigst hinabstieg in den tiefen Schacht seines Busens und eine hülfreiche Intrigue zu Tage förderte.

Denn siehe, am andern Morgen erschien er mit freund-

licher Unbefangenheit in der Wohnung des glücklichen Ehepaars, und hub seinen Spruch also an: „Ich freue mich, mein lieber Fernau, der Ueberbringer einer guten Bothschaft zu seyn. Schon der Ruf hatte Seiner Durchlaucht Ihre mannichfaltigen Kenntnisse verrathen, und seit Allerhöchstdieselben sich zum erstenmale mündlich mit Ihnen unterhielten," — (wobey, wie oben erwähnt, Fernau eine sehr traurige Rolle spielte) — „haben Sie sich in eigner Person überzeugt, daß der Ruf noch viel zu wenig gesagt. Der Fürst hält daher für seine fürstliche Pflicht, Sie auf einen Platz zu stellen, wo Ihre Talente ihm und dem Vaterlande schöne Früchte tragen können. Der Friede ist bekanntlich geschlossen. Die in dem Tractate festgesetzte Grenzberichtigung ist ein kitzliches Geschäft, welches dem Staatsminister, Grafen Windeck, aufgetragen worden. Aber der gute Mann ist alt, soll eigentlich nur repräsentiren, ist nothwendig, ihm einen rüstigen gewandten Geschäftsmann an die Seite zu stellen; Sr. Durchlaucht haben Sie daher zu Dero Legationsrath ernannt, und bedauern nur, daß Sie etwas eilig zur Abreise sich werden anschicken müssen, indem ein gestern angelangter Courier die Nachricht überbringt, daß die Grenz-Commissarien des benachbarten Hofes bereits auf dem bestimmten Sammelplatz eingetroffen sind."

Fernau fand sich unendlich geschmeichelt durch das Vertrauen des Fürsten, erwähnte zwar seines Mangels an den nothwendigen Kenntnissen, ließ sich aber auch gern durch den Grafen bedeuten, daß er deren im Ueberfluß besitze, und versprach zur Abreise bereit zu seyn, sobald er nur zuvor seine Frau zu ihren Eltern werde begleitet haben. „Unmöglich!" fiel ihm Schmieg ins Wort. „Der Minister reis't schon Morgen mit dem Frühsten, und da er erwarten dürfte, Sie

dort vorzufinden, so müßten Sie eigentlich schon diesen Abend abgehn; doch das will ich bey dem Fürsten schon vermitteln, eher als Morgen früh brauchen Sie nicht zu reisen, eher gewiß nicht." — Fernau sah Charlotten verlegen an, die sogleich das Wort nahm:

„Muß ich den Besuch bey meinen Eltern aufgeben, so versteht es sich von selbst, lieber Fernau, daß ich dich begleite."

„Sehr brav! scharmante junge Frau!" rief der Graf und klopfte sie mit gutmüthiger Vertraulichkeit auf die Schulter, „recht sehr brav, auf Ehre! und ich versichere Sie, das Opfer wird nicht klein seyn. Die verdammten Grenzstädte — es ist da gar nichts zu haben, kaum ein Bett; und wenn man nur noch immer in Städten übernachten dürfte, aber oft sind es die elendesten Dörfer, worinn höchstens die schmutzige Wirthschaft eines polnischen Juden anzutreffen ist. Darum hat auch kein einziger Gränz-Commissair seine Frau mitgenommen, und ich wünsche meinem Freunde Fernau Glück." —

„Können Sie vermuthen, Herr Graf," fiel Fenau ein, „daß ich meine liebe Frau solchen Unbequemlichkeiten aussetzen würde? nimmermehr! sie bleibt zurück."

„Ich bleibe nicht zurück," sagte Charlotte sehr lebhaft, „und sollte ich sammt meinem Kinde die Nächte im Wagen zubringen."

„Zum Entzücken!" declamirte der Graf, „auf Ehre, zum Entzücken! ich werde das Sr. Durchlaucht erzählen, Sie werden gewiß die Gnade haben, davon gerührt zu seyn. Madame Fernau haben doch die Pocken schon gehabt?"

„O ja."

„Nun desto besser."

„Warum diese Frage?"

„Weil eben jetzt an der Gränze sehr bösartige Pocken grassiren. Die Kinder sterben weg wie die Fliegen."

Charlotte erschrack. „Unser Kind hat die Pocken noch nicht gehabt," sagte Fernau, „folglich, liebe Charlotte, kann von Deiner Reise weiter nicht die Rede seyn. Du hast doppelte Pflichten, du bist Mutter und bleibst bey deinem Kinde. Unsere Trennung kann ja so lange nicht währen. Was meynen Sie, Herr Graf?"

„O, in drey bis vier Monaten ist alles geschehn!"

„Drey bis vier Monat?" wiederholte Charlotte erschrocken, „und so lange sollte ich in der Residenz ohne dich leben? Nein, Fernau, ich reise indessen zu meinen Eltern, und sollte ich auch, um nicht ohne Begleitung zu seyn, mit der öffentlichen Post fahren."

„Darf ich fragen," hub der Graf an, „wie weit und in welcher Gegend Ihre Eltern wohnen?"

Charlotte nannte die Straße und das Dorf.

„Ey das trift sich ja ganz allerliebst," rief er mit täuschend nachgekünstelter Freude, „meine Frau will ihre Schwester in München besuchen, in den ersten Tagen des Frühlings, sobald die Wege nur erst ein wenig trockener sind. Es ist dieselbe Straße, die vermuthlich gerade durch Ihre Heimath führt. Mit Vergnügen wird sie Ihnen einen Platz im Wagen anbieten, o mit großem Vergnügen! sie wird die liebe Tochter bis vor die Hausthür ihrer Eltern bringen. Sie thut nichts halb und ist auch ein wenig empfindsam. Ich wette, sie weint selber mit bey der Freude des Wiedersehens, ja das thut sie, sur mon honneur! es ist eine herzensgute Frau, paßt nur nicht recht für den Hof, verstehen Sie mich? wie wäre es, wenn Sie heute Abend Thee bey uns tränken? da könnten wir den ganzen Reiseplan zu

Stande bringen." — Die Einladung wurde dankbar angenommen. — „Sie, lieber Fernau," schloß der Graf, „müssen nothwendig einen Wohlstandsbesuch bey dem Minister ablegen, da er doch pro forma Ihr Chef seyn wird; aber das kann Sie nicht lange aufhalten, Graf Windeck ist mein Nachbar, sie kommen von dort zu mir herüber."

Als Schmieg, der Satan, das bethörte Paar verlassen hatte, umarmte Fernau seine Gattin, und bat sie, sich für die kurze Trennung mit der Aussicht in eine lachende Zukunft zu trösten, da seine Anstellung in einem solchen Posten ihm ein weites Feld öffne. „Sollte unsere Familie anwachsen, wie ich hoffe," sagte er liebkosend, „so wird das Opfer, das wir jetzt bringen, einst unsern Kindern die Versorgung erleichtern, und auf jeden Fall kam die Sache erwünscht, denn ich bekenne dir, daß unsere Lebensweise nicht ganz mit meinen Einkünften im Verhältniß stand."

„Um Gottes willen!" rief Charlotte, „ich will nicht hoffen —"

„Sey ruhig, liebes Weib, noch ist nichts verlohren, nur Sorgen hatte ich bisweilen, und die sind nun auch von mir genommen."

„Warum sagtest du mir nicht früher — ?"

„Wozu dich beunruhigen? es ist vorbey." — Mit einem herzlichen Kuß versiegelte er ihr den Mund und gieng sich anzukleiden, und dem Minister seine Aufwartung zu machen.

Charlotte fühlte eine Beklommenheit, die ihr öfter Thränen in die Augen trieb. Fernau's Erhebung sah sie wohl gern, allein sie empfand auch das Unschickliche, ohne ihren Mann in der Residenz zurück zu bleiben, ganz allein zu wohnen, den Lästerzungen, vielleicht auch wirklichen An-

griffen auf ihre Tugend ausgesetzt, denn seit der Schlittenfahrt konnte sie sich nicht verhehlen, daß des Fürsten Betragen gegen sie auf mehr als schuldloses Wohlgefallen deute, und so süß auch der Genuß war, den ihre Eitelkeit aus der Eroberung saugte, so wohnte doch in ihrem tiefsten Herzen noch die Unschuld in ihrer ganzen Reinheit, nur schüchterner als einst, nicht mehr von jenem stolzen Selbstvertrauen umgeben, das ihr Gefährte in den harmlosen Mädchenjahren war. Sie mußte sich selbst bekennen, daß sie, seit ihrem Aufenthalt in der Residenz, sich manches erlaubt hatte, was zwar nicht schlecht, nicht unschicklich genannt werden konnte, was aber doch unendlich mehr war, als sie auf ihrem Dorfe sich jemals zugetraut hätte. Wenn nun diese Sorglosigkeit, dieses Hinschlüpfen über manche Foderung der strengsten Sittsamkeit nach und nach zur Gewohnheit würde? und endlich schlimmere Gewohnheiten nach sich zöge? Himmel! wie weit könnte das führen! — Sie beschloß, Fernau zu bitten, eine alte weitläuftige Verwandte, die in der Vorstadt wohnte, zu bewegen, daß sie während seiner Abwesenheit zu ihr zöge, bis die Gräfin Schmieg sie zu ihren Eltern bringen würde. Unterdessen wollte sie Unpäßlichkeit vorschützen, um nicht ausgehn, oder gar den Besuch des Fürsten annehmen zu müssen.

Nach diesem Entschlusse wurde sie ruhiger, und fuhr zur bestimmten Stunde zu der Gräfin. Das edle Paar erwartete sie bereits, und die stolze Dame empfieng sie mit einer liebenswürdigen Vertraulichkeit. „Mein Mann hat mir gesagt, welch' eine angenehme Reisegesellschaft er mir ausgesucht hat. Ich freue mich herzlich darauf, zwanzig Meilen weit mit Ihnen in e i n e m Wagen zu fahren; o da lernt man sich schnell und besser kennen, als

in den großen Zirkeln, die eine wahre Fantasmagorie sind, wo die kleinsten Figuren durch Hülfe eines Lämpchens zu Riesen werden, der Zuschauer im Dunkeln sitzt, und nicht zu errathen weiß, wie etwa sein stiller Nachbar gegen ihn gesinnt seyn möchte. Man beurtheile doch nie den Menschen nach der Rolle, die er, gut oder übel, auf der Weltbühne spielt, oft spielen muß: in meinem Hause, als Gattin, als Mutter sollen Sie mich sehen und lieben lernen. Ja, liebe Freundin, ich höre, ihr Mann wird Morgen schon zu seinem ehrenvollen Posten abgehn; unsere Reise könnte wohl noch um einige Wochen sich verziehen; warum wollten Sie so lange in ihrem öden Hause spüken? Nehmen Sie ein Zimmer in dem Meinigen an, so ists auch schicklicher."

Dieser Gedanke war Charlotten aus der Seele gestohlen, nur die Art, wie er verwirklichet werden sollte, überraschte sie. Doch die Einladung der Gräfin schien so ungezwungen, ihre Lebensart so häuslich-bürgerlich, (denn drey ungezogene Kinder saßen mit um den Theetisch) daß Charlotte Vertrauen gewann, und — im Fall ihr Mann es billigen werde — bey der Gräfin einzuziehen versprach. Fernau kam bald nachher, nicht in der besten Laune, denn der alte Minister hatte ihn sehr kalt empfangen, und nach ein paar höflichen Worten ihn wieder entlassen, ohne auch nur mit einer Sylbe des Geschäfts zu erwähnen, dem sie mit einander vorstehen sollten.

„Das macht der Alte nicht anders," sagte Graf Schmieg, „er ist ein eigensinniger Kopf, der immer nur seine Kreaturen befördern will, und den es verdrießt, wenn der Fürst ein Verdienst hervorzieht, das er nicht empfohlen hat. Aber kehren Sie sich daran nicht. Er wird

schmollen bis die Arbeit beginnt, dann kann er Sie nicht entbehren, und muß wohl freundlich werden. Glauben Sie mir, er macht es dem Fürsten selbst nicht besser, der duldet ihn nur, weil er schon seinem hochseligen Großvater diente."

„Aber," sagte Fernau, „durch diese Erklärung schon halb beruhigt, „der Kammerdiener des Grafen versicherte mich, es sey an die Abreise noch gar nicht gedacht!"

„Ists möglich!" rief Schmieg erstaunt, „will denn der Alte sich die fürstliche Ungnade mit Gewalt zuziehn? — Doch, ich stehe Ihnen dafür, Seine Durchlaucht werden eine sehr bestimmte Weisung an ihn gelangen lassen. Freylich braucht man ihn dort nur zum Unterschreiben, und auf jedem Fall, wenn Sie auch einige Tage früher eintreffen sollten, finden Sie Arbeit genug."

Jetzt ward der Plan, Charlotten so lange als Kind vom Hause zu betrachten, bis man ihren wahren Eltern sie abliefern könne, mit jenem leichten, zuversichtlichen Tone ihm vorgetragen, der Widerspruch als unmöglich voraussetzt. Ein Blick auf Charlotten überzeugte ihn, daß sie geneigt sey, die Einladung anzunehmen, folglich bezeigte auch er seine dankbare Zufriedenheit. Was seine verstimmte Laune vollends wieder herstellte, war der unvermuthete Eintritt des Fürsten, der — so geruhte er selbst zu erzählen — einen Spazierritt hatte machen wollen; doch einer seiner Stallknechte war gestürzt und hatte sich den Fuß beschädigt, das verdarb Sr. Durchlaucht die Lust; Sie schickten sogleich zum Leibchirurgus, um dem armen Menschen zu helfen, und da Sie eben nicht weit von des Grafen Wohnung sich befanden, so stiegen Sie ab, um Ihren Liebling durch einen Besuch zu überraschen; sehr erstaunt, Ihren neuen Legationsrath hier zu finden, den Sie mit der schmeichelhaftesten

sten Herablassung Ihrer Gnade versicherten, und ihm ernstlich empfahlen, ja nicht eher zurückzukommen, bis die Vollendung des Geschäfts Sie in den Stand setze, ihn nach Würden zu belohnen.

Uebrigens schien heute der Fürst von Madam Fernau wenig Notiz zu nehmen, fast so wenig, daß es ihr eine Art von Mißbehagen verursachte. Nur einige verstohlene Blicke glaubte sie zu bemerken, die eine Mischung von Verlegenheit und Kummer ausdrückten. Auch war seines Bleibens nicht lange, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und sagte plötzlich Adieu! Seinen Legationsrath klopfte er im Vorbeygehen noch einmal auf die Achsel, und wünschte ihm eine glückliche Reise.

Nun war Fernau vollkommen beruhigt. Der nächste Morgen fand ihn, mit glänzenden Entwürfen für die Zukunft schwanger, auf der Landstraße, und der nächste Abend die trauernde Charlotte in dem Hause des Grafen Schmieg. Der Fürst sowohl, als seine Vertrauten, hatten bald begriffen, daß, trotz der Eitelkeit des jungen Weibes, ihre Tugend auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu untergraben sey, und hatten daher eine Kette von Anschlägen geschmiedet, deren erstes Glied die Entfernung des lästigen Gatten war. Die Rollen vertheilte Graf Schmieg, und sie wurden vortrefflich gespielt. Keine bessere Hausfrau als die Gräfin, keine zärtlichere Mutter als sie. Auch ihr Betragen gegen Charlotten war fast mütterlich. Ihren Schatz von Erfahrungen, in der großen Welt gesammelt, öffnete sie der jüngern Freundin in traulichen Stunden, bekannte sich mancher Verirrung schuldig, der in solcher Lage vielleicht nur Engel entrinnen könnten, gestand aber auch mit Achselzucken, daß Manches, was im beschränkten Kreise auffallend

oder gar böse scheine, oft gut, öfter wenigstens zu entschuldigen sey. „Wohl dem,“ pflegte sie zu seufzen, „der die Tugend nur zum Mittel eigner Glückseligkeit machen, nie, um höhere Zwecke zu erreichen, ihrem Schein entsagen muß.“

Ein dunkles Gefühl in Charlottens Busen widersprach dem gefährlichen Satze. Aber verstand sie ihn auch recht? mußte sie nicht vermuthen, es liege doch wohl etwas wahres darinn, da eine Frau von dieser Herzensgüte, Offenheit und Welterfahrung ihn so zuversichtlich behauptete? Hatte sie nicht schon manches Vorurtheil ablegen müssen, und gern abgelegt, das einst auf ihrem Dörfchen ihr eben so wichtig schien? — Welchen Grund konnte sie finden, der Gräfin zu mißtrauen? Der feinste Anstand, verbunden mit der reinsten Sittlichkeit, herrschten in ihrem Hause, und sprachen ihren Grundsätzen das Wort. Wie, einem Gifte widerstehen, das, in wohlriechende Dämpfe aufgelös't, man mit Behagen einsaugt?

Graf Schmieg spielte seine Rolle gleichfalls als ein gewandter Dilettant, obgleich sie ihm noch schwerer wurde, als seiner Gemahlin die ihrige, denn sie bestand in nichts geringerm, als in der Kunst, seiner Frau, so oft Charlotte zugegen war, die feinsten Proben ehelicher Zärtlichkeit zu geben, seine Kinder als ein liebevoller Vater zu behandeln, keine Zweydeutigkeiten zu sagen, dem hübschen Kammermädchen nicht nachzuschielen, manchen Abend daheim zu bleiben, und sich die Lectüre eines guten Buches gefallen zu lassen; kurz, sein ganzes Ich einwärts zu kehren und einen biedern redlichen Hausvater nachzuäffen. Es wurde ihm blutsauer, und um sein Opfer so hoch als möglich an den Mann zu bringen, versicherte er den Fürsten mehr als einmal, er wolle eher, ihm zu Liebe,

sich bey Lustdirnen eine galante Krankheit holen, als solche Pinseltugenden länger nachpfuschen.

Seine Durchlaucht ließen ihn dagegen bemerken, daß Sie Höchstselbst wohl die schwerste Rolle übernommen hätten. Doch um auch den Satan nicht schwärzer zu malen, als er ist, muß hier dem Fürsten das Zeugniß ertheilt werden, daß er seinen ehrlichen Günstling belog. Denn das Betragen, welches bey Charlotte ihm als Rolle vorgeschrieben war, gieng nach und nach, ohne daß er es wußte oder wollte, als Empfindung aus seinem Herzen hervor. Man rechnete bloß darauf, daß er verliebt sey, und der Verliebte kann jede Gestalt annehmen; doch Niemanden war in den Sinn gekommen, daß er auch wohl lieben könne, und der Liebende ist keiner Verstellung fähig. Auch jetzt noch ahndeten die Vertrauten nicht, was in dem Durchlauchtigen Herzen vorgieng, denn sie hatten ja eben die Rolle des Liebenden dem Verliebten aufgetragen; er sollte still und traurig werden, Charlotten mit Ehrerbiethung, mit Schüchternheit behandeln, er sollte zeigen, daß er sich Gewalt anthue, daß ein geheimer Kummer ihn belaste, daß Unschuld und Tugend ihm heilig sey, nur unbezwingliche Liebe die Macht über sein Herz ihm raube. Alles das sollten seine Blicke Charlotten sagen, aber nie seine Lippen. Bisweilen sollten auch diese gleichsam mit Gewalt sich öffnen, aber nur halbe Worte entschlüpfen lassen, wobey er wo möglich schaamroth werden, und die Augen an den Boden heften sollte. Ein paarmal — so lautete die Instruktion — müssen Ew. Durchlaucht, gleichsam vom Gefühl überwältigt, klar und verständlich Dero Leidenschaft bekennen, dann aber, wie von Reue ergriffen, plötzlich aufspringen, keine

Antwort abwarten, hastig Charlottens Hand ergreifen, sie verzweifelnd an Stirn und Busen drücken, um Geduld, um Verzeihung bitten und hinausstürzen. Solche Waffen, von geschickter Hand geführt, werden mit Gottes Hülfe den Sieg nicht lange zweifelhaft lassen.

Um alle Nüancen dieser kunstreichen Rolle mit Nachdruck darstellen und oft wiederholen zu können, wurde dem Fürsten täglich eine freye Bühne zugesagt. So oft er bey Charlotten saß, wußte die gefällige Wirthin unter mancherley anständigem Vorwand sich zu entfernen, und wenn dergleichen Vorwand sich etwa nicht gleich finden wollte, so kniff der Graf im Nebenzimmer eines seiner Kinder, bis es laut schrie, worauf denn alsobald die zärtliche Mutter aufsprang und ängstlich hinauslief, um zu sehen, was dem geliebten Kinde zugestoßen sey. Solche Augenblicke, die sich oft zu Stunden dehnten, benutzte der Fürst nicht immer so vortheilhaft, als von einem so ehrfahrnen Lüstling man hätte erwarten sollen: Ursache dessen, daß wirklich ein Strahl von Liebe seinen Begierden sich beymischte, gleichwie bisweilen auf Bällen an Sommertagen durch eine Ritze der verschlossenen Fensterladen, ein dünner Sonnenstral unter die hundert Lichter schießt, und sie Alle verdunkelt. Dieses Anklopfen der Liebe, so leise es auch geschah, an ein Herz, das von erschrockenen Begierden wimmelte, bebte durch sein ganzes Wesen. Still lauschten die unreinen, in einen Winkel dieses Herzens zusammen gepreßt, bis sie etwa vermeynten, der ungebethene Gast sey vorüber gegangen, und einzeln wieder hervor zu schielen wagten. Ein so ungewöhnliches rastloses Treiben und Drängen im Innern, verbreitete über des Fürsten ohnehin verführerische Gestalt eine Schüchternheit,

lieh seinem Blick eine Melancholie, und seinem Betragen eine ehrerbiethige Scheue — lauter Waffen, die, vereinigt mit Charlottens innerm Feinde, der Eitelkeit, wo nicht überwinden, doch erschüttern mußten. Einem Wollüstling wahre Liebe einzuflößen, ist ohnehin der schmeichelhafteste Triumph der Frauen; und nun gar ein mächtiger Fürst, sonst im Rufe, keine Begierde zu zügeln, jetzt ehrerbiethig der Tugend und Schönheit huldigend; er, dem Genüße aller Art, eifersüchtig auf seine Wahl, sich darbiethen, jetzt keinen andern Genuß kennend und beneidend, als den ein freundlicher Blick aus dem Auge der Geliebten ihm gewährt.

Wen mag es befremden, daß Charlotte sich mindestens jenes Gefühl von Mitleid erlaubte, dessen unbewachte Schritte oft eben so schnell der Tugend Grenzen übertaumeln, als die Liebe selbst. Schon wurde sie nicht mehr unruhig, wenn die Gräfin sie mit dem Fürsten allein ließ; schon sprang sie nicht mehr auf, wenn er das Wort Liebe nannte. Sie hörte bloß mit niedergeschlagenem Blick ihm zu, sie ließ sich auch wohl darauf ein, ihn sanftmüthig zu der Vernunft zurück zu führen, und bedachte nicht, daß in solchen Fällen jedes Gespräch von der Liebe, einen Schritt näher zu der Liebe führt. Doch immer noch war ihr Herz rein, ihre Einbildungskraft völlig unbefleckt, (vielleicht nur eine Gefahr mehr) und wenn sie wider Willen sich selbst den Vorwurf machte, daß sie den Fürsten zu gefällig anhöre, so war die schlaue Eitelkeit schnell mit dem Troste da: wie lange kann das währen? in wenigen Tagen reisen wir, Zeit und Entfernung werden ihn heilen.

Aber sie reis'ten nicht. Von einem Tage zum andern wurde die Abreise aufgeschoben. Bald war noch dies

und jenes zu besorgen, bald prophezeyte der Barometer üble Witterung, und als endlich der May mit allen seinen Blüthen prangte, hatte die Gräfin das Unglück krank zu werden. Man sah ihr zwar eben nichts an, sie trat an jedem Morgen mit hellem Auge und frischer Wange aus ihrem Schlafzimmer, doch ihrer Versicherung zufolge litt sie schrecklich an zarten Nerven, und hatte die ganze Nacht durchwacht. Bey der Tafel nahm sie keinen Bissen zu sich, denn alle Eßlust war verloren, und die Teller voll Leckerbissen, die der Bediente in ihr Kabinet tragen mußte, waren nur für den Schooshund bestimmt. Der Leibmedikus schüttelte bedenklich den Kopf, und fand die Wallungen im Pulse so stark, daß Ruhe, und höchstens eine mässige Bewegung im Zimmer Alles blieb, was er mit gutem Gewissen erlauben konnte.

An Reisen war also vor der Hand nicht zu denken. Die gute Gräfin schien selbst in Verzweiflung darüber! nicht allein hatte sie die geliebte Schwester in München seit vielen Jahren nicht gesehen, auf diesen Besuch so lange schon sich gefreut, sondern sie mußte auch nun noch Madam Fernau, ihre Freundin, verhindern, in die Arme der guten Eltern zu eilen. Wie weh ihr das that, konnte sie nicht stark genug ausdrücken, ja es verschlimmerte oft ihre Nervenzufälle, und Charlotte selbst mußte sie beruhigen, durch die heilige Versicherung, daß der unwillkührliche Aufschub ihr keinen Unwillen einflöße. Im Grunde sagte Charlotte die halbe Wahrheit, obgleich sie das nie sich selbst bekannte, sondern immer fortfuhr, eine Sehnsucht nach der Heymath sich vorzulügen.

Mit laurenden Blicken verfolgte indessen Graf Schmieg die allmählige Entwickelung des Fadens, den er angespon-

nen hatte. Daß diese sehr langsam von statten gieng, war ihm nicht unerwünscht, denn so lange der Fürst noch nicht am Ziele stand, so lange bedurfte er des gefälligen Günstlings, dem in dieser Periode nichts abzuschlagen möglich war. Doch sah er auch wohl ein, man müsse, nach gehöriger Vorbereitung, nicht zu lange auf einem Punkte verweilen, und — gleich einem geschickten Arzt, der den menschlichen Körper tropfenweis an Opium gewöhnt, bis derselbe ohne Schaden eine hinreichende Menge vertragen kann — verordnete er nunmehr, jedoch mit Vorsicht, ein neues Mittel. Auf seinen Rath fieng der Fürst an, Charlotten mit Geschenken zu überhäufen. Daß er solches, nach alter Gewohnheit, nicht schon längst gethan hatte, war abermals ein Beweis von zarteren ihm eingeflößten Empfindungen. Auch wurde es ihm anfangs fast eben so schwer, ihr etwas anzubiethen, als zur Annahme sie zu überreden. Manches Schmuckkästchen, das sie Morgens auf ihrer Toilette fand, ohne zu wissen, wie es dahin gekommen, mußte er Abends wieder zu sich stecken. Das erste Geschenk dieser Art, welches sie behielt, drang er blos durch die feine Wendung ihr auf, daß er, mit Fernau's Diensten sehr zufrieden, eigentlich nur diesen belohnen wolle. Bey dem Zweyten wich sie seinem Kummer, und der rührenden Vorstellung, daß es ja die einzige Gunst sey, welche er von ihr begehre; daß die Gaben der Liebe schon durch Empfangen vergolten werden, und zu keiner andern Vergeltung verpflichten.

Nachdem er so Charlottens erste Beschämung glücklich überwunden, wohl gar in ihren eigenen Augen zu einem bloßen Ausdruck des Mitleids sie erhoben hatte, wurde es ihm täglich leichter, ihr mancherley Kostbarkeiten bald

aufzudringen, bald anzubetteln, und wenn sie öffentlich immer nur der Ueberredung zu weichen schien, so wußte sie doch schon insgeheim ihm Dank; denn nicht blos die kindische Lust, hinter verschlossenen Thüren, vor dem einsamen Spiegel, sich Diamanten ins Haar zu flechten, gewährte ihr eitlen Genuß; nein, auch ihr Herz nahm Theil an der Verrätherey, denn gerade die schönsten ihrer Diamanten, die sie am besten kleideten, verkaufte sie wieder an einen Juwelier, und sandte das Geld heimlich ihrem Bruder auf die ferne Universität, dem es dort durch einen Banquier ausgezahlt wurde, ohne daß er erfuhr, woher es kam. Sie wußte, daß der ehrgeitzige Jüngling mehr bedurfte, als die armen Eltern ihm geben konnten; sie wußte, daß er, um seinen reichen Kameraden nicht nachzustehen, oft Nächte hindurch abschrieb, übersetzte, für andere arbeitete; ihr, und nur ihr allein hatte er das vertraut, obwohl nicht klagend, sondern im Gefühl einer verdienstlichen Handlung. Sie bewunderte und schalt ihn, denn sie zitterte für seine Gesundheit, und jetzt, da sie eben eines Morgens eine brillantne Agraffe wohlgefällig an die Locken hielt, fiel ihr plötzlich ein: wie manche Freude, wie manche Stunde ruhigen Schlafs könnte dieß Spielwerk deinem Bruder geben — eine Stunde nachher war die Agraffe verkauft, und am andern Tage der Wechsel auf der Post.

Ach! aber sobald ihr Herz erst einmal diesen Weg gefunden hatte, des Fürsten Geschenke täuschend zu veredeln, sobald wurden Schaam und Widerwille von Plänen der Wohlthätigkeit verdrängt. Ihre Diamanten überblickend, berechnete sie nun wieder, wie viel die kränkliche Mutter zu einer Reise nach Italien brauchen würde? nicht sparsam sollte sie reisen, keine Bequemlichkeit sich versa-

gen, vielleicht gar von der Tochter begleitet werden; o gewiß, das würde Fernau schon verstatten. — Arme Charlotte! der Verführer hat schon viel gewonnen, wenn er die Unschuld erst dahin gebracht hat, daß sie nur noch die Verführung selbst, jedoch die Mittel zu derselben nicht mehr scheut.

Graf Schmieg, der von seiner edeln Gemahlin Alles erfuhr, was Charlotte in den Busen der Freundin niederlegte, grins'te wie ein Mörder, der sein Opfer durch Geschrey um Hülfe in den Busch locket, er fand für gut, nunmehr ein neues Netz zu stellen, das nicht minder aus den feinsten Fäden gewoben war, und wobey er eine zufällige Begebenheit schlau benutzte. Eines Mittags kam er mit einem Gesicht zur Tafel, das ihn fast eine Stunde Uebung vor dem Spiegel gekostet hatte, ehe er es der widerstrebenden Natur abgewinnen konnte. Ein düstrer Blick, ein Zug des Grams, ein finsteres Schweigen, zuweilen ein stiller Seufzer, ein gedankenvolles Kritzeln mit der Gabel auf dem Teller, alles das war ihm so ungewöhnlich, daß Charlotte es nothwendig bemerken mußte. Zum Ueberfluß machte die Gräfin sie noch durch einige Winke aufmerksam darauf, und fragte dann theilnehmend: „was fehlt Ihnen, lieber Graf? Sie sind heute ungewöhnlich ernst?"

„Ach!" hub er an, „ich habe diesen Morgen auf meinem Spazierritt einer Szene beygewohnt, die mich bis in's Innerste bewegt hat. Ich kann das Bild nicht wieder los werden, es verfolgt mich überall." — Man drang in ihn, er erzählte:

„Als ich längs dem Flusse reite, werde ich ein Getümmel von Menschen gewahr. Ich sprenge herzu, da zieht man eben einen Mann aus dem Wasser, der sich vor

wenig Minuten selbst hineingestürzt hatte. Er war schon leblos. Ich ließ sogleich Wundärzte holen, und Alles versuchen, um ihn ins Leben zurückzurufen; es gelang mir, der Mann schlug aber nur die Augen auf, um mir zu fluchen. Es ist sehr grausam, sagte er, daß Sie mich zu neuen Quaalen erweckt haben. Er ist ein Rechnungsbeamter, der, um eines Kassadefekts willen vor etwa einem Jahr abgesetzt worden. Es ist erwiesen, daß der Mann nur aus Gutherzigkeit gefehlt, daß er einem unglücklichen Freunde mit dem Gelde geholfen, und von diesem schändlich betrogen worden. Sr. Durchlaucht selbst sind davon überzeugt, aber da seit kurzem mehrere dergleichen Fälle sich ereignet haben, so glaubten Sie ein Beyspiel von Strenge geben zu müssen, so viel es auch Ihrem Herzen kostete. Nun hat der Mann eine Frau mit sechs kleinen Kindern, die hungerten Alle, und seine Ehre war verloren, und zu einer anderweitigen Versorgung in hiesigen Landen keine Hoffnung — da sprang er ins Wasser!"

„Während wir ihn zu sich selbst brachten, hatten schon dienstfertige Zuträger seine Frau von dem verzweifelten Schritt ihres Mannes unterrichtet; die kam nun wie ein Gespenst, von sechs schreyenden Kindern begleitet, und warf sich auf den Gatten, der noch ein halber Leichnam war, und ein todtes, stieres Auge auf sie heftete. Die halb nackenden Kinder hiengen an ihm herum — es war eine Szene des fürchterlichsten Jammers!"

„Und was thaten Sie, Herr Graf?" schluchzte Charlotte.

„Was konnt' ich thun? ich gab meinen Beutel her. Was kann das helfen? — Ich wollte auf der Stelle zum Fürsten, aber ich habe schon damals für den Mann gebethen, und Sr. Durchlaucht haben mir bey Ihrer Un=

gnade verbothen, wieder davon zu sprechen. Gott weiß, welcher herzlose Richter den Fürsten so gegen die Familie eingenommen hat. Ich darfs nicht wagen, ich bin nicht reich, und habe selbst Frau und Kinder."

Charlotte glühte, und ihr bethräntes Auge stand im Feuer, denn ein Gedanke schoß durch ihre Seele, den zwar eine Stimme aus dem Innern verscheuchen wollte, der sich aber mit der ganzen Gewalt des Mitleids ihr unwiderstehlich aufdrang. Sie wurde still, und sprach von andern Gegenständen. Als aber die Tafel aufgehoben wurde, und sie im Vorbeygehen noch den Grafen fragte: wie der unglückliche Mann heiße? da war er schon der Wirkung seines Kunstgriffes gewiß. Er irrte nicht, denn an diesem Abend suchte Charlotte selbst Gelegenheit, mit dem Fürsten allein zu seyn, (was sie vorher noch nie gethan hatte) und bat ihn mit Thränen um die Wiedereinsetzung des Rechnungsbeamten. Der Fürst schien zu stutzen, ein Zug von Unwillen schwebte um seine Lippen: doch bald ergriff er ihre Hand mit Innigkeit: „Ihnen," sagte er, „sey es gewährt; kein Anderer hätte das mich bitten dürfen. Sie dankte ihm mit freudiger Rührung, und litt zum erstenmale, daß er ihre Hand mit tausend feurigen Küssen bedeckte. Aber noch diesen Abend, lispelte sie glühend. Der Fürst schrieb sogleich ein Handbillet, und in diesem Augenblicke durchstrahlte eine Freude Charlottens Busen, die sie noch nie gekannt, der sie nur durch sanfte Thränen Luft machen konnte. Der Mann, der dies beseligende Gefühl ihr schuf, mußte er ihr nicht werth seyn? — sie betrachtete heute den Fürsten mit einem Wohlwollen, das ihn entzückte. Es war für beyde ein genußreicher Abend.

Am andern Morgen war Charlotte kaum erwacht, als schon die gerettete Familie in ihrem Vorzimmer stand der Retterin zu danken begehrte. Sie erschrack: „Mein Gott! woher wissen die Leute, daß ihnen der Fürst auf meine Bitten —?“

„Mit diesem Zusatz,“ war die Antwort, „ist ihnen ihr Glück ausdrücklich verkündigt worden.“

„Ich will sie nicht sehen, dem Fürsten sollen sie danken.“

Aber die guten Menschen lassen sich nicht abweisen, denn sie wurden theils von ihren eigenen dankbaren Herzen getrieben, theils hatte der Graf ihnen eingeprägt, diese Pflicht ja nicht zu verabsäumen. Charlotte mußte endlich nachgeben. Ihre Thüren öffneten sich: die Mutter mit sechs Kindern, lauter abgezehrte und vor Freude weinende Gestalten, umwimmelten sie, lagen zu ihren Füßen, hiengen an ihrem Kleide, und das Kleinste der Kinder, ein Mädchen von etwa drey Jahren, stand vor ihr, und verneigte sich einmal über das andere, wie man es gelehrt hatte, und warf ihr freundlich Kußhändchen zu. Der Vater hielt sich ein wenig mehr in der Ferne, schien auch verlegen, denn er zerdrückte seinen Hut mit beyden Händen. Da aber Niemand redete, und Alles nur weinte, so hub er endlich an: „Gott segne Sie, gnädige Frau! und lasse Sie in solchen Handlungen recht oft —“ hier stockte er, B e r u h i g u n g f i n d e n, wollte er hinzusetzen; d a s G l ü c k d e r W o h l t h ä t i g k e i t e m p f i n d e n, wurde daraus. „Kommt nun Kinder, daß wir der gnädigen Frau nicht lästig werden.“

Charlotte war selbst zu gerührt, um einen gewissen Ernst in des Mannes Blicken — (ihr ein Vorwurf, trotz seiner Demuth) — zu bemerken; sie drückte die Kinder

nach der Reihe mit sanften Thränen an ihr Herz, steckte dem Kleinsten einen Beutel mit Gold in die Schürze, und floh in ihr Kabinet, um die heftige Rührung zu verbergen. —

Die günstige Wirkung dieser Szene für den Fürsten war weniger auffallend, ihr Betragen gegen ihn weniger unbefangen, etwas ängstlich, ein Zeichen, welches der Graf als Glück weissagend auslegte. Sie hatte den Muth verloren, sich kleinen Freyheiten zu widersetzen, die sie anfangs nicht duldete; ja ihre Hand ruhte zuweilen Minuten lang in der seinigen, ohne daß Charlotte es wagte, sie wegzuziehen. Der Fürst selbst äußerte gegen seine Vertraute den Wunsch, daß doch noch mehrere Unglückliche in seinen Staaten sich finden, und an Charlotten um Hülfe wenden möchten. Sr. Durchlaucht schienen freylich sehr gutmüthig zu befürchten, daß es schwer halten würde, dergleichen aufzutreiben, denn man hatte Allerhöchstdieselben schon seit zehn Jahren mit dem Titus und Mark Aurel verglichen; auch nebenher versichert der Wunsch Heinrichs des Vierten, daß jeder Bauer sein Huhn im Topf haben möchte, sey hier zu Lande in Erfüllung gegangen; und Sie hatten die Gnade gehabt, das Alles zu glauben. Der dienstfertige Höfling erwarb sich daher ein neues Verdienst in seinen Augen, durch das Versprechen, keine Mühe zu sparen, um noch einige Unglückliche in den fürstlichen Staaten ausfindig zu machen. Obwohl nun dieses Geschäft dem Grafen ganz neu war, so gelang es ihm doch über alle Erwartung seines gnädigen Herrn. Die Unglücklichen strömten haufenweis herzu. Charlottens Vorzimmer war jeden Morgen von ihnen angefüllt; sie wurde nicht müde zu bitten, der Fürst nicht müde zu bewilligen; es geschah täglich so viel Gutes — (verdient oder unverdient, das untersuchte die

Geberin nicht) — daß bald die triftigsten Vorstellungen dagegen aus den Verwaltungen aller Kassen einliefen.

„Sie sehen, liebe Freundin,“ hub einst die Gräfin an, „wieviel Sie über den Fürsten vermögen; seit er Sie liebt, ist er ganz verwandelt. O welch' ein Engel könnten Sie diesem gedrückten Lande werden, wenn Sie wollten!“

„Wenn ich wollte? wie verstehen Sie das? ich will es ja von ganzem Herzen.“

„Schwerlich,“ erwiederte die schlaue Gräfin, „um den Fürsten ganz an sich zu fesseln, und dadurch im Guten ihn beständig zu machen, würden Sie ein Opfer bringen müssen, daß Ihre Erziehung Ihnen gewiß als unvereinbar mit Ihrer Ruhe vorspiegelt; Sie würden das Urtheil der Welt, vielleicht gar ihr Gewissen zu bekämpfen haben; der Mangel an Uebersicht des Ganzen würde Sie hindern, das unendliche Gute zu sehen, zu genießen, das aus Ihrer Großmuth entsprungen wäre.“

„Versteh' ich Sie recht, gnädige Gräfin?“ fragte Charlotte, mehr vor Schaam, als vor Unwillen glühend, „könnten Sie selbst mir rathen. —“

„Rathen? — nein, liebe Freundinn, ich rathe zu nichts, denn um mir das zu erlauben, müßte ich auch im Stande seyn, Ihnen über gewisse Dinge meine Denkungsart einzuflößen.“

„Sie würden also billigen?“

„Unter Bedingungen, ja.“

„Mich nicht verachten?“

„Im Gegentheil, bewundern, je mehr Selbstüberwindung der Schritt Sie kosten würde.“

„Ein Schritt, den nichts auf der Welt entschuldigen könnte.“

„Dacht' ichs doch," sagte die Gräfin lächelnd, „unsere Denkungsart über diesen Punkt ist verschieden, obwohl ich mir schmeichle, daß, wenn wir auch nicht einerley Begriff von der Tugend, doch einerley Gefühl dafür haben. — Lassen Sie uns bekennen, liebe Freundin, daß die Natur die Mittel, Wohlthaten zu verbreiten, uns Weibern sehr erleichtert hat. Für das Wohl von Tausenden sein Leben opfern, muß der Mann; das Weib bewirkt oft dasselbe, indem es nichts weiter thut, als dem Schein der Ehre entsagen."

„Dem Schein? nur dem Schein?"

„Allerdings. Sie müßten denn die wahre Ehre in das Urtheil der Menschen, und nicht in ihr eigenes Bewußtseyn setzen. Freylich gebe ich Ihnen zu, daß wir, durch unsere Erziehung irre geleitet, den Schein oft höher halten, als die Sache selbst, darum verdenke ich es auch keiner Frau, daß sie den Schein rettet, so lange sie kann. Meistentheils ist das nicht einmal schwer, in Ihrem Falle, zum Beyspiel, wäre es sogar leicht."

„Ich bitte Sie, gnädige Gräfin, diesen Fall sich gar nicht als möglich zu denken."

„Wie Sie wollen. Mir bleiben sie in jedem Fall hochachtungswerth. Ich bedaure nur den guten Fürsten, er liebt zum erstenmal, und das mit einer Innigkeit, welche die herrlichsten Früchte für sein Land verspräche. Die Fürstin selbst — sie ist eine edle, kluge Dame, doch, wie Sie wissen, nur durch die Hand der Politik an ihren Gemahl geknüpft — die Fürstin selbst sagte mir noch vorgestern: Mein Gemahl behandelt mich seit einiger Zeit so freundschaftlich, so zart — ich war das leider schon längst nicht mehr gewohnt. Ich weiß, er liebt Madam Fernau, von

der ich überall so viel Gutes höre; vermuthlich habe ich ihr diese Veränderung zu danken. Sagen Sie ihr, daß ich sie darum liebe, und keinen sehnlichern Wunsch hege, als den, sie recht eng mit meinem Gemahl verbunden zu wissen, denn ich halte das für das einzige Mittel, mein Glück und das Glück vieler Tausenden zu sichern."

„Gesetzt," hub endlich Charlotte an, „gesetzt, gnädige Gräfinn, es wäre so, und jetzt schon hätte die genügsame Liebe des Fürsten alle jene unglücklichen Folgen hervorgebracht, wozu bedürfte es noch eines Opfers, das meine Ruhe mir auf ewig rauben würde?"

„Sie würden Recht haben, liebes Kind, wenn eine Leidenschaft, wie die seinige, Stillstand hoffen liesse. Unbefriedigt muß sie erkalten, oder in Wuth ausbrechen; vor beydem bewahr uns der Himmel! wo blieben dann meine schöne Hoffnungen?"

„Ihre Hoffnungen?"

„Nun ja, in so fern ich mein Vaterland enthusiastisch liebe, sein Glück, seinen Ruhm so herzlich wünsche. Sie wissen, daß noch ein großer Theil unserer Bauern in Leibeigenschaft schmachtet, ein Schimpf, der, bey den Fortschritten der Aufklärung in ganz Europa, mich schmerzt, als träfe er mich persönlich. Mein Gemahl gilt etwas bey dem Fürsten; wie oft hat er diese Saite berührt, wie oft als einzige Belohnung seiner langen treuen Dienste, jene Wohlthat dem Volke zu erringen gesucht, aber stets vergebens! Der Fürst nährt Vorurtheil über diesen Punkt, welche Freundschaft nicht zu erschüttern vermag. Von der Liebe hoffte ich Alles, und gestehen Sie, meine gute, allzubedenkliche Freundin, es ist ein herzerhebender Gedanke, Millionen Menschen mit sanfter Hand das Joch vom Nacken zu streifen, nach Jahrtausenden noch des Retters Andenken durch jubelnden Segen gefeyert zu wissen. Welches

Opfer

Opfer wäre da zu schwer? und wenn es vollends nur auf Besiegung eines Vorurtheils ankömmt.“ —

„Eines Vorurtheils?“ seufzte Charlotte.

„Das Gespräch wurde hier durch Melden eines Besuchs unterbrochen. Charlotte mochte jetzt Niemanden sehen, sie verließ die Gräfin und eilte auf ihr Zimmer, mit einem vergifteten Pfeil im Herzen. Schon das bloße Anhören solcher Aeußerungen, wenn auch nur einsylbig oder gar nicht beantwortet, bewies, daß in der reinsten Seele die Gewohnheit die Scheu vor dem Laster sich vermindert, gleichwie die Sinnpflanze nach und nach die Kraft sich zusammen zu ziehen verliert, wenn sie zu oft berührt wird. Zweyerley hatte vorzüglich ihre Standhaftigkeit erschüttert: das Lob und der Wunsch der Fürstin — (beyde erlogen) und dann der Gedanke, dem Herzen, wie der Eitelkeit so schmeichelhaft, eine ganze unterdrückte Volksklasse empor zu heben, die Wohlthäterin von künftigen Geschlechtern zu werden. Zu diesem verführerischen Bilde gesellte sich sogar die Gestalt eines versöhnten Vaters; denn unzähligemal hatte sie diesen mit frommer Rührung ausrufen hören: Gesegnet sey der Mensch, den Gott einst zum Heiland dieses armen Volks erkiesen wird! — Trauernd und verzweifelnd stand hingegen das Bild eines liebenden und geliebten Gatten vor ihr, und sobald es erschien, floh die regellose Einbildungskraft erschrocken in die Grenzen der Sittsamkeit zurück. Leider bedurfte sie aber schon eines solchen Schreckbildes, so wie Tugend nur bey gesunkener Kraft einer Religion bedarf.

Der laurende Verführer hatte bald auch diese Falte ihres Herzens durchspäht, und eilte, eine neue Miene springen zu lassen. Der Fürst schien einige Tage hintereinander so verlegen gegen Charlotten, betrachtete sie so mitleidvoll, hatte so

oft mit der Gräfin insgeheim zu flüstern, und warf dabey so kummervolle Blicke auf Madam Fernau, daß diese endlich irgend ein Unglück ahndete, das ihrem Manne zugestoßen seyn könnte, und die Gräfin beschwor ihr nichts zu verhehlen.

„Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, so gern ich auch wollte," sagte diese mit erkünstelter Verlegenheit, „denn der Fürst hat es mir zur Pflicht gemacht, Sie davon zu unterrichten, so sehr ich ihn auch bat, mit diesem Auftrage mich zu verschonen."

„Um Gottes willen! ist mein Mann todt?"

„Nicht doch."

„Oder krank?"

„Auch nicht. Er befindet sich sehr wohl, aber ich fürchte —"

„Was fürchten Sie?"

„Hatte Fernau sonst schon einen Hang zu eitlem Ehrgeiz?"

„Er ist nicht frey von Eitelkeit, aber wozu diese Frage?"

„Fassen Sie sich, liebe Freundin. Es scheint, die Gnade des Fürsten, seine schnelle Erhebung zu einem so wichtigen Posten, haben dem Manne ein wenig den Kopf verdreht. Seine Ruhmsucht ist erwacht, und hat — es thut mir weh es sagen zu müssen — die Liebe zu Ihnen verschlungen."

„Unmöglich!"

„So schien es auch mir, doch ich habe Beweise in den Händen."

„Nur meinen Augen würde ich trauen, vielleicht auch diesen nicht einmal."

„Wohlan, lesen Sie, was ein Baron Heldrungen, der große Güter an der Grenze hat, vor einigen Tagen an den Fürsten schreibt." — Charlotte nahm zitternd das Blatt und las:

„Ew. Durchlaucht haben jederzeit den Grundsatz gehegt, daß die Ehre des alten Adels mit der Ehre des Thrones nahe verbunden sey, drum wage ich, voll Vertrauen, in einer Familienangelegenheit an Allerhöchstdieselben mich zu wenden. Die Geschäfte der Grenzberichtigungs-Commission führen die Glieder derselben oft auf meine nahe gelegene Güter, wo ich stets bemüht bin, sie nach der Väter Sitte gastfrey aufzunehmen. Unter ihnen ist auch der Legationsrath Fernau, ein feiner Mann, der die Seele des Ganzen zu seyn scheint. Sein Verstand, seine Kenntnisse, und sein liebenswürdiges Betragen haben einen tiefen Eindruck auf meine einzige Tochter und Erbin gemacht, deren Schönheit und Talente hinwiederum den jungen Mann zu bezaubern scheinen." —

„Unmöglich!" rief Charlotte, und ließ die Hand mit dem Briefe sinken.

Lesen Sie nur weiter, sagte die Gräfin.

„Vor einigen Tagen bat mich der Legationsrath Fernau um eine geheime Unterredung, und eröffnete mir förmlich seine Absichten auf meine Tochter. Ich stutzte, und sagte ihm freymüthig, daß, ob ich wohl seine Verdienste schätze, ich doch nie darein willigen würde, die Hand meiner Tochter einem Bürgerlichen zu geben. Da berief er sich auf die Gnade Ew. Durchlaucht, auf das Versprechen hoher Beförderung, und äußerte sogar die Hoffnung, daß Allerhöchstdieselben, in Rücksicht seiner treuen Dienste sowohl, als meiner alten Familie, sich würden geneigt finden lassen, ihm die Erhebung in den Adelstand zu erleichtern. Auch erwähnte er der Verbindung mit einer gewissen Pfarrerstochter als eines leicht zu hebenden Hindernisses, da diese, aus Liebe zu ihm, gewiß selbst die Hand

Hand zu seinem Glücke bieten werde, er auch wohlhabend genug sey, um ihr ein anständiges Sort zu vermitteln."

Wär' es möglich! rief Charlotte, den Brief mit der krampfhaft bewegten Hand zusammendrückend.

Lesen Sie weiter, sagte die Gräfin.

„Ich bekenne Ew. Durchlaucht, daß die ganze Sache mir nicht rein genug schien, um mich ernstlich darauf einzulassen, und nur die heftigsten Bitten meiner liebetrunkenen Tochter, konnten mich bewegen, den Schritt zu wagen, den ich jetzt thue, indem ich Ew. Durchlaucht unterthänigst bitte, mir huldreichst zu eröffnen: ob es wahr, daß der Legationsrath Fernau sich Dero Gnade und solcher Hoffnungen wirklich zu erfreuen habe? — Dero Antwort wird entscheiden, welche Maaßregeln ferner zu nehmen hat

Ew. Durchlaucht

unterthänigster

Moritz, Freyherr von Heldrungen.

Daß dieser ganze Brief vom Grafen geschmiedet worden, erräth Jeder leicht, nur Charlotte errieth es nicht. Sie stand betäubt, mit blassen stummen Lippen, das Auge starr an den Boden geheftet. Jetzt fiel auch der Umstand ihr aufs Herz, daß seit einiger Zeit Fernau's Briefe kurz und trocken waren, ja, daß er seit vierzehn Tagen gar nicht mehr geschrieben hatte. Sie wankte in ihr Schlafzimmer, warf sich auf das Bett, und weinte bitterlich. Die Gräfin folgte ihr nicht; das Gift war stark genug, um auch ohne ihre Nachhülfe zu wirken. —

Fernau hatte, mit schmeichelhaften Gedanken von seiner eigenen Wichtigkeit, die Grenze erreicht, wo er aber zu seinem Erstaunen weder fremde Commissarien, noch Geschäfte fand, auch mehrere Wochen unthätig auf die Ankunft sei-

nes Chefs warten mußte. Der Minister kam endlich, war kalt, ernst und verschlossen, wie beym ersten Besuche. Die Sache gewann einen lebhaften Fortgang, doch Legationsrath Fernau wurde nie zu Rathe gezogen. Des Ministers Privatsekretair verrichtete die nothwendigen Geschäfte, und Fernau erfuhr oft erst durch Fremde, was durch seine Dienstverhältnisse ihm längst hätte bekannt seyn sollen. Bald überzeugte er sich auch, daß der alte Graf Windeck mehr verstehe, als fremde Arbeiten blos zu unterzeichnen, daß er ein feiner, staatskluger, arbeitsamer Mann sey, und in der That keines Gehülfen bedürfe. Was er davon denken solle, war ihm unerklärlich; nur daß Graf Schmieg sich irre, wenn er den Minister für unfähig halte, lag klar am Tage. „Eine Feindschaft zwischen Höflingen“ — so tröstete er sich endlich — „und diese allein ist Ursache, an des Ministers Betragen gegen mich. Was aber gebietet Klugheit in meiner Lage? soll ich den alten Mann verklagen, der seit einem halben Jahrhundert dem Staate die wichtigsten Dienste geleistet hat? — er hat Unrecht gegen mich, aber soll ich Neuling den guten Fürsten in die Verlegenheit setzen, zwischen ihm und mir zu richten? lieber will ich noch eine Zeitlang dulden, und versuchen, durch angestrengte Aufmerksamkeit den Minister zu gewinnen.“

Er that, was er beschlossen, doch weder Diensteifer noch Gefälligkeit entrunzelten die Stirn des alten Grafen, und natürlich erzeugte diese peinliche Lage bey Fernau einen Mißmuth, der sogar Einfluß auf seine Briefe an Charlotten hatte. Ihr seinen Kummer vertrauen, wollte er nicht; warum sie beunruhigen? und doch war sein Herz so voll, wenn er an sie schrieb, immer drohte es überzufließen; darum brach er oft kurz ab, und aus Furcht, zu viel zu

sagen, sagte er zu wenig. Doch nie ließ er vierzehn Tage verstreichen, ohne ihr Nachricht von sich zu geben, und wenn sie sowohl als er, jetzt sogar in zwey Monaten nichts von einander hörten, so waren ihre Briefe nicht Schuld daran, sondern nur die Hände, durch welche sie gehen mußten. Uebrigens hatte Fernau weder den Baron Heldrungen, noch die schöne Tochter desselben kennen lernen, aus der ganz einfachen Ursache, weil es in der ganzen Gegend keinen Baron Heldrungen gab.

Sobald Charlotte aus ihrer ersten Betäubung erwachte, und wiederum zu einiger Besonnenheit kam, zweifelte sie an der Wahrheit der Geschichte. Sie schrieb auf der Stelle an Fernau, sagte ihm Alles, sagte ihm auch, daß sie nicht ein Wort von Allem glaube, denn der Fürst sey in sie verliebt; aber um Gottes Willen bat sie ihn um schnelle Antwort, am besten wenn er selbst der Ueberbringer seyn könne. Sonst pflegte sie ihre Briefe mit denen des Grafen auf die Post zu schicken, dießmal war sie schlau genug, einen alten Bedienten damit zu beauftragen; aber die Anstalten waren so gut getroffen, daß der Brief dennoch von der rechten Person weder gelesen, noch beantwortet wurde.

Hätte nicht Graf Schmieg, von einem wahren Höllen-Instinct geleitet, das Vergehn, welches er Fernau'n andichtete, einzig auf Eitelkeit gegründet, hätte er, statt ihrer, Sinnenrausch, oder gar Herzenstaumel ihm anlügen wollen, Charlotte würde sich nie haben täuschen lassen; aber Eitelkeit — diese Schoossünde ihres Mannes kannte sie, und hatte bereits gesehn, daß er durch sie zu manchen Dingen, gegen eigene bessere Ueberzeugung, verleitet wurde. Nachdem sie also Wochenlang vergebens auf eine Antworrt geharrt und darüber getrauert hatte, begann

sie endlich an die Möglichkeit eines so treulosen Verraths zu glauben, und jetzt fragte sie zum erstenmal, was der Fürst auf den Brief des Baron Heldrungen erwiedert habe? — „Daß Fernau ein Nichtswürdiger sey," erwiederte die Gräfin, der eine vortreffliche Frau besitze, und dem des Fürsten Gnade nie zum Deckmantel solcher Streiche dienen solle. — Sie sehen, liebe Freundin, wie edel der Fürst liebt. Hundert Andere an seiner Stelle würden mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, einen lästigen Nebenbuhler sich vom Halse zu schaffen, allein solche Mittel verschmäht der Edle, obschon sein Gram, wie Sie wohl bemerken können, durch diese Begebenheit noch vermehrt worden."

„Wie so?" fragte Charlotte zerstreut.

„Ist es nicht natürlich, daß Ihre Kälte ihn jetzt doppelt schmerzen muß? — so lange Sie blos einen Gatten ihm vorzogen, an den Pflicht und Recht der Liebe Sie fesselten, so lange war es ihm doch eine Art von Trost, zu glauben, Sie würden, ohne solche Bande, nicht unempfindlich gegen ihn geblieben seyn; aber jetzt, da Sie dennoch mit einer Art von Eigensinn, an einem Unwürdigen hängen, der jedes Band selbst zerrissen hat; da Sie, nach solchem schändlichen Verrath, unmöglich mehr ihn lieben können; jetzt drängt sich ihm wider Willen der bittere Gedanke auf, daß nur für ihn dieß Herz verschlossen, und — die Umstände mögen seyn, welche sie wollen — seine Person Ihnen stets zuwider bleibe."

Charlotte antwortete nicht, doch sich selber unbewußt, schüttelte sie bey den letzten Worten den Kopf. Dieses bedeutende Kopfschütteln wurde sogleich dem Fürsten hinterbracht. Er schöpfte allerdings neue Hoffnungen daraus, und im Vertrauen auf dasselbe, wagte er sogar einige förm-

liche Angriffe, die, zu seinem Erstaunen, gleich heftigen Widerstand fanden. Ein Großes schien freylich gewonnen — wie Graf Schmieg ganz richtig bemerkte — da Charlotte, trotz solcher Angriffe, nicht die Gegenwart des Fürsten, und nicht einmal das Allein seyn mit ihm vermied. „Sie kämpft jetzt nicht mehr mit der Schaam," so raisonnirte der Schlaue, „sondern nur noch mit der Schaamhaftigkeit. Jene ist eine Eigenschaft der Seele, diese nur eine Angewohnheit des Körpers; jene kann schon längst verschwunden seyn, wenn diese noch immer den Wohlstand schützt. Sie ist eine aufgestellte leere Rüstung, oder eine Mauer, von der die Stimme blos wiederhallt aber nicht herkommt. Ich wette, Charlotten würde jetzt eine Gelegenheit willkommen seyn, wo ihre Schaamhaftigkeit der Gewalt unterläge."

„Gesetzt, sie hätten Recht," bemerkte der Fürst, „was kann mir das helfen? sehr bald muß eine solche Gelegenheit sich zeigen, sonst sind alle Ihre Künste verlohren. Denn wie lange können wir darauf rechnen, daß Ihre alberne Erfindung verborgen und der Briefwechsel zwischen Mann und Frau gehemmt bleibe, ein kleiner Zufall kann Alles verrathen, und dann stehn wir beschämt, der erfahrne Sünder dem Spott einer Dorfpfarrers Tochter Preiß gegeben."

Graf Schmieg erschrack über des Fürsten bittern Ernst. Er bat nur noch um einige Tage Geduld, vertrauend auf den Funken, den, gleichwie Prometheus dem Himmel, er der Hölle entwandt hatte, und der Satan, großmüthiger als Jupiter, verließ ihn nicht.

Es ist schon einigemal erwähnt worden, daß der gute alte Pfarrer, der von Menschenfurcht nichts wußte, zuwei-

len von der Kanzel sehr vernünftige Dinge sagte, die manchen unvernünftigen oder heiligen Dingen schnurstracks zuwieder liefen, und was dergleichen mehr war, das freylich einer ehrsamen Bauergemeinde oft unverdauliche Kost schien, auch schon einmal einen scharfen Verweis vom Oberkonsistorio ihm zugezogen hatte. Der gute Mann besaß nun einmal nicht die Gabe, die heutiges Tages so sehr allgemein ist, nemlich gegen seine Ueberzeugung zu predigen, und von den Dingen, über die er daheim selbst spöttelte, auf der Kanzel mit der frömmsten Salbung zu sprechen. Er sah freylich selber ein, daß solches Lichtanzünden seinen Bauern nicht fromme, und, statt die Kirche zu beleuchten, sie wohl gar in Brand stecken könne; er nahm sich auch jedesmal, wenn er die Kanzel bestieg, fest vor, das Evangelium rein und lauter zu predigen, und sollte es auch so stoffleer seyn, als das am Neujahrstage; da er aber von seinen Kanzelreden höchstens nur den Leitfaden niederschrieb, und alles übrige der Begeisterung seines Herzens überließ, so widerfuhr es ihm dennoch wenigstens jährlich ein paarmal, daß ihm Dinge wie die oberwähnten entschlüpften. An Auflaurern und Wächtern für den reinen Glauben fehlte es unter den Zuhörern nie; es gab deren, die mit einer gewissen frommen Schadenfreude dergleichen Unbedachtsamkeiten sammelten, das schnell verfliegende Wort haschten, aus dem Zusammenhange rissen, es nackend und einzeln hinstellten, und, wenn sie das Maaß voll glaubten, es von Seufzern begleitet in die Residenz schickten, um dort von der Lampe der Orthodoxie, die ewig brennend vor dem Grabe der Vernunft hängen muß, beleuchtet zu werden.

Eine solche schwere Klage war auch jetzt wieder seit mehrern Wochen im Consistorium eingelaufen; man hatte

sie dem Beklagten zur Verantwortung zugeschickt, und dieser bekannte, seiner furchtlosen Wahrheitsliebe gemäß, daß ihm wohl von dem Angeschuldigten dieß und jenes entfahren seyn möge, obwohl er gegen diese Stellung der Worte, und diesen Mangel an Zusammenhang, vieles einzuwenden habe. Wenn er indessen nicht läugnen könne, daß es Uebereilung sey, dergleichen Privatüberzeugungen in den öffentlichen Vortrag einfließen zu lassen, so dürfe er doch hingegen das Consistorium auf den Umstand aufmerksam machen, daß sieben Zehntheile seiner Bauern die redlichsten, wackersten Menschen seyen, obschon alle unter seinen Augen geboren, und durch ihn selbst in ihren Pflichten gegen Gott und Menschen unterrichtet; ein Verhältniß dessen sich schwerlich seine orthodoxesten Nachbarn rühmen könnten. Er berief sich zuletzt auf die Gemeinde selbst, deren Liebe und Vertrauen zu ihm keine Grenzen kenne.

„Was er behauptet, ist wahr," sagte der vernünftige Präsident des Consistoriums, „ich habe selbst Erkundigung davon eingezogen; wir müssen daher schonend mit dem Greise verfahren. Ein gelinder Verweis, durch Gründe unterstützt, wird ihn geneigter zur Vorsicht machen, als polternde Strenge. Ohnehin wird ja der Tod früh genug den alten Mann aus dem Amte setzen." — Die Räthe und Assessoren stimmten dieser Meynung bey; der Sekretair erhielt den Auftrag, den Verweis vorgeschriebenermaßen anzufertigen — da erschien plötzlich ein fürstliches Kabinetsschreiben, des Inhalts:

„Sr. Durchlaucht haben mit Allerhöchstem Mißfallen vernommen, wie der Pfarrer Wille zu Buchendorf sich bereits zum öftern beygehen lassen, die reine christliche Lehre auf der Kanzel durch gefährliche Sätze zu verunreinigen;

Sie seyen nicht gesonnen, dergleichen Unfug länger zu gestatten, oder auch nur connivendo dabey zu verfahren, sondern halten es für eine Ihrer heiligsten Regenten-Pflichten, Ihren getreuen Unterthanen zur Warnung sowohl als zur Satisfaction, ein Exempel zu statuiren; befehlen daher Ihrem Consistorio ernstlich, bey dessen eigener Verantwortlichkeit und Vermeidung Allerhöchster Ungnade, die Sache auf das strengste zu untersuchen, und binnen drey Tagen ein gesetzliches Urtheil zu fällen, welches sodann Sr. Durchlaucht zur Bestättigung zu übersenden sey."

Den erschrockenen Gliedern, unbekannt mit der Quelle dieser ungewöhnlichen Strenge, blieb jetzt nichts anders übrig, als, nach Richtschnur der Kirchengesetze, den unglücklichen Greis in Person vor das Consistorium zu citiren, um daselbst öffentlich, nach angehörtem scharfen Verweis, von Mantel und Kragen entkleidet zu werden.

Mit diesem Urtheil in der Tasche, dem nur noch die Unterschrift des Landesherrn fehlte, trat der Fürst eines Abends unangemeldet in Charlottens Zimmer. Sie sprang erschrocken auf, denn noch nie hatte sie ihn hier empfangen. „Sie werden meine Freyheit entschuldigen," sagte er bescheiden und mit kummervoller Miene, „wenn sie die Veranlassung derselben hören. Schon seit einigen Wochen war ich besorgt um ihren Vater —"

Mein Vater! ist er krank!

„Nicht krank, aber ihm droht ein schweres Leiden, das er freylich durch eigene Unbesonnenheit sich zugezogen."

Hierauf erzählte er den Vorgang, der ihm sogleich rapportirt worden, den er aber aus Schonung ihr verschwiegen habe. „Ich hoffte immer, man habe den alten Mann blos verleumdet, doch leider hat er selbst die Wahr-

heit der Anklage eingestanden. Ich empfahl meinem Consistorio die möglichste Gelindigkeit; es hat mir Gegenvorstellungen gemacht, die, zurück zu weisen, mir die Pflicht verbeut. Ohne diese zu verletzen, durfte ich in die Sache mich weiter nicht mischen, und harrte ängstlich seines Urtheils. Es ist gesprochen. Ich halte es hier in meiner Hand. Ihr Vater wird seines Amtes entsetzt." —

Um Gotteswillen! schrie Charlotte.

„Er muß persönlich erscheinen, und öffentlich dulden, daß Mantel und Kragen ihm abgerissen werden."

Charlotte schwankte nach einem Sessel. Das hält der alte Mann nicht aus, sagte sie kraftlos hinsinkend.

„Mir blutet das Herz," fuhr der Fürst nach einer Pause fort, „und doch darf ich ihn nur bedauern. Das Einzige, was noch in meiner Macht steht, ist Aufschub von einigen Tagen, damit Sie Zeit gewinnen, ihm sein Unglück beyzubringen, und dieser Schlag nicht ganz unvorbereitet ihn treffe. Drey Tage, liebe Charlotte, will ich noch mit meiner Unterschrift zögern."

Wie? Ihre Unterschrift ist noch vonnöthen?

„Allerdings."

Und ohne dieselbe ist das Urtheil nicht gültig?

„So ist es."

Und Sie könnten so grausam seyn, den rechtschaffensten Mann, einen Greis von siebenzig Jahren, durch einen Federzug zu tödten?

„Sie zerreißen mir das Herz, aber wäre ich Ihrer

Achtung werth, wenn ich die heiligste Pflicht, meinem Volke eine reine Lehre zu erhalten, meiner Leidenschaft opferte?"

Er sagte noch manches, was Charlottens Schrecken vermehrte, sein Ernst war fürchterlich, sie kaum noch ihrer Sinne mächtig. Sie weinte, bat, warf sich zu seinen Füßen — er hob sie auf, weinte mit ihr und blieb standhaft. „Glauben Sie mir," sagte er tief bewegt, „mein Fürstenhut drückt in diesem Augenblick mich schwer." — Charlotte sank erschöpft auf ein Ruhebett, ihre Thränen floßen heiß, ihre Lippen verstummten; nur die Worte: mein armer Vater! schluchzte sie noch mit einem Tone, dem allein die taube Wollust zu widerstehn vermochte. Der Fürst sah mit brennenden Blicken auf das reizende Weib herab, sie war in ihrem Schmerz so schön!

„Charlotte!" hub er endlich an, „Sie haben eine unbegreifliche Gewalt über mich. Erholen Sie sich, Ihr Vater ist gerettet, wenn Sie selber wollen."

Wenn ich will? wiederholte die Unglückliche, ihn mit zurückgehaltenem Athem und zweifelnder Hoffnung anstarrend.

„Sie fodern von mir die Verletzung einer strengen Pflicht, von deren Erfüllung mich nichts entbindet. Wie lange schon habe ich Charlotten um Verletzung einer eingebildeten Pflicht angefleht, von deren Erfüllung ihr unwürdiger Gatte selbst sie losgesprochen hat? — lassen Sie jetzt noch einmal mich den Bittenden seyn! gewähren Sie der kindlichen Liebe, was Sie bis jetzt dem treusten Liebhaber so eigensinnig weigerten! Seyn Sie ganz mein, und das Urtheil liegt zerrissen zu ihren Füßen."

Nimmermehr! nimmermehr! schrie die Bedrängte und sank trostlos zurück.

„Nimmermehr?“ wiederholte der Fürst empfindlich, „ist das Ihr letztes Wort?“

Charlotte schwieg.

„Wohlan,“ fuhr er nach einer Pause fort, „ich habe Alles erschöpft, was die reinste Liebe mir eingab; sogar meine Pflicht war ich bereit einem Weibe zu opfern, das der Himmel zu meiner Quaal schuf. Mein Stolz erwacht. Ich war ein Thor. Die Gerechtigkeit werde keinen Augenblick in ihrem Laufe gehemmt.“ — Er sprachs, eilte zum nächsten Tische, ergriff eine Feder und stand im Begriff zu unterschreiben.

Fürst! Erbarmen! schluchzte Charlotte mit kaum noch vernehmlicher Stimme. — Da lag er wieder vor ihren Knieen, flehte selbst um Erbarmen, umfaßte den schlanken Leib, drückte wüthende Küsse auf ihre Arme, ihren halb entblößten Busen — die Besinnung verließ sie — bewußtlos sank sie zurück — und als sie erwachte, war sie allein — das Urtheil lag zerrissen zu ihren Füssen. — — —

An Wahnsinn grenzte ihre düstre Verzweiflung! — Es war Nacht, der Regen schlug an die Fenster, sie öffnete sie, blickte hinauf in die zerrissenen Wolken, wurde einen Stern gewahr, und fluchte dem Sterne! — Plötzlich ergriff sie eine Angst, die ihr Herz zu ersticken drohte. Sie rannte in das Nebenzimmer, wo ihr Kind schlief, sie riß es aus dem Bette, stürzte die Treppe hinunter, zwang den erstaunten Pförtner, ihr die Hausthüre zu öffnen, hüllte das schreyende Kind in ihr leichtes Gewand, flog durch die Straßen, vermied den Schimmer jeder Laterne, kam Athemlos vor ihre eigene Wohnung, und klopfte so lange, bis die einzige alte Magd, der die Gewahrsam des Hauses anver-

traut war, die Thür schlaftrunken aufthat, und mit dem Ausruf des Schreckens: Herr Jesus, sind Sie es! zurücktaumelte.

Ohne zu antworten, stürmte Charlotte die Treppe hinauf, und jetzt endlich, da sie beym düstern Schein der einzigen Lampe das wohlbekannte Zimmer mit den wohlbekannten Gegenständen erblickte, jetzt erbarmte sich die Natur, mit einem Thränenstrom fiel sie zu Boden. Die bestürzte Magd fieng das Kind in ihren Armen auf. Sie wollte auch der Mutter beystehn, aber Charlotte verschmähte jede Hülfe, und keine Bitte konnte sie bewegen, den Boden zu verlassen, wo sie den Fuß von ihres Mannes Schreibtisch umklammert hielt.

Die arme alte Magd litt Höllenangst. Sie hätte so gern einen Arzt geholt, aber wie konnte sie Mutter und Kind in diesem Zustande allein lassen? sie trippelte bebend von der einen zum andern, und da jene mit geschlossenen Augen unaufhörlich wimmerte, dieses mit offenen Augen unaufhörlich schrie, weil es seine Wärterin vermißte, so wurde die alte Person endlich so verwirrt, daß sie der Mutter mit dem schwarzen Manne drohte, und das Kind um seines Kindes Willen beschwor, ruhig zu werden. Sie würde bey Beyden nichts ausgerichtet haben, hätte nicht endlich die Stimme der Natur aus dem Kinde in das krampfhaft zusammengeschnürte Herz der Mutter geschrieen. Wie eine von Nachtfrost angehauchte Blume dem Strahle der Morgensonne sich langsam wieder öffnet, so ihre Brust der Mutterliebe. Sie wand sich aus dem Staube empor, kroch zu dem Kinde, nahm es knieend auf ihre Arme und schaukelte es in den Schlummer. Doch fast wäre sie abermals mit der geliebten Last zu Boden gesunken, als

die Alte, die sich hier und dort allerley zu schaffen machte, von ungefähr den Strahl der Lampe auf Fernau's lächelndes Bild an der Wand fallen ließ. Charlotte schrie laut auf, das halb entschlummerte Kind erwachte zuckend, und die Magd glaubte, sie habe ein Gespenst erblickt. Gott stehe uns bey! murmelte sie und kreuzigte sich. Sie zündete Lichter an, so viele sie deren im Hause hatte, ohne zu ahnden, daß sie Charlottens Quaal durch jedes neue Licht vergrößerte, denn in jedem Winkel gewahrte sie Gegenstände, die, an sich unbedeutend, Erinnerungen froher Vergangenheit mit Martern der Gegenwart zusammenknüpften. Hier lag noch das Couvert eines Briefes mit der Addresse ihres Mannes — (sie schauderte vor dem Namen, den sie geschändet hatte) — dort unter dem Spiegel das Buch, das er zuletzt ihr vorgelesen; dort wieder auf dem Sofa ein paar Handschuh, die sie ihm zur Reise gestrickt, und er, über den wehmüthigen Abschied von ihr, vergessen hatte. Ach! und als sie das Auge erhub, da fiel es über dem Sofa auf einen verwelkten Kranz von Erdbeerblättern, der unter ihrem eigenen Bilde hieng, und den Fernau an ihrem Geburtstage scherzend mit süssen Erinnerungen durchflochten hatte. Sie schloß wimmernd ihre Augen, und die ganze verlorne Unschuldswelt bewegte sich vor ihr in einem blutigen Schleyer.

So lag sie auf den Knieen, über das schlummernde Kind gebückt, bis zum anbrechenden Tage, wo die alte Magd es in Gottes Namen wagte, zu einem Arzte zu laufen, der glücklicher Weise in der Nähe wohnte. Als sie mit diesem zurückkehrte, fanden sie die Unglückliche noch in unveränderter Stellung und trugen sie bewußtlos ins Bett. Lange suchte der Arzt den kaum noch fühlbaren Puls; er

schül-

schüttelte den Kopf, fragte viel und die Alte wußte ihm nichts zu beantworten. Er verschrieb einige krampfstillende Mittel, die leichter zu verschreiben, als Charlotten beyzubringen waren, und gieng, um zu überlegen, wofür er die Krankheit halten und nach welchem der neuern Systeme er sie behandeln solle.

In des Grafens Hause hatte Charlottens seltsame Flucht nicht die geringe Bestürzung erregt. Nach seiner so oft erprobten Weiberkenntniß, mußte sie ruhig und frölich werden, und sorglos taumeln, sobald nur der erste Schritt in dem blumenreichen Abgrund überwunden war, gleichwie ein schwerer Stein auf dem Gipfel des Berges mühsam bis zum Abhange gewälzt, endlich von selbst lustig in die Tiefe rollt. Der kluge Mann hatte sich geirrt, stand nun da wie ein Knabe, dem sein Eichhörnchen die Kette zerbissen hat, und der mit offenem Maule zusehen muß, wie es auf dem unerreichbaren Dache herumspaziert. Der Fürst tobte, als er das Geschehene erfuhr, denn der erzwungene Genuß, statt seine Begierden zu stillen, hatte sie nur heftiger angefacht. Der treue Spießgesell tröstete ihn mit der Versicherung, Charlottens Verzweiflung sey der Todeskampf der Unschuld, oder gar nur ein weibliches Kunstwerk, erschaffen, um den Preis der Gunst zu erhöhen, den Genuß zu schärfen, vor Sättigung zu bewahren. Sr. Durchlaucht sollten nur seiner Leitung vertrauen, der schaamhaften Ziererey einige Spieltage gönnen, und dann versichert seyn, daß der bisherige Klippenfußsteig, welchen Dero Liebe habe wandeln müssen, nächstens mit der großen Heerstrasse gewöhnlicher Buhlschaft zusammenstoßen werde.

So ganz wohl war ihm aber doch selbst nicht bey der Sache zu Muthe, und seine Bestürzung wurde noch Kum-

mer, als er gegen Mittag bey Charlottens Wohnung vorfuhr, und weder Bitten, Drohungen noch Bestechungen die alte Magd bewegen konnten, ihm den Einlaß zu verstatten. Er floh an den welken Busen seiner edlen Gemahlin, um mit ihrer Hülfe einen neuen dienstbaren Geist der Hölle zu beschwören.

Des armen Fernau Lage war indessen immer peinlicher geworden, und das stets vergebliche Harren auf Briefe von Charlotten, trieb seinen Unmuth aufs höchste. Eines Morgens ließ er bey dem Minister sich melden, und als dieser, vorgegebener Geschäfte halber, seinen Besuch verbat, fuhr er mit heftigen Bitten so dringend fort, bis endlich die Thüren ihm sich öffneten. Der alte Graf empfieng ihn wie immer, kalt, ernst und feyerlich, aber der Unglückliche wurde nicht wie sonst dadurch zurückgeschreckt. Es entspann sich folgendes Gespräch:

Der Graf. Was steht zu Ihren Diensten, Herr Legations-Rath?

Fernau. Ew. Excellenz sehen einen Menschen vor sich, der in Verzweiflung ist. Fast sechs Wochen sind es nunmehr, seit ich von meiner geliebten Frau keine Sylbe erfahren.

Der Graf. (mit einem kaum merkbaren Lächeln) Von Ihrer geliebten Frau?

Fernau. Auf keinen meiner Briefe erhalte ich Antwort. Es muß etwas vorgegangen seyn, o gewiß muß ein Unglück sie betroffen haben!

Der Graf. So bald schon?

Fernau. (befremdet) So bald? darf ich Ew. Excellenz um Erläuterung dieses Ausdrucks fragen?

Der Graf. Nun ich meyne, es sind ja kaum drey Monate seit unserm Hierseyn verflossen, und bey Ihrer Ab-

reise war das Glück Ihrer Frau Gemahlin nur erst in Blüthe getreten.

Fernau. Ich verstehe Ew. Excellenz nicht. Vielleicht ist meine Verwirrung daran Schuld. Ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen. Um Gottes willen, Herr Graf! Sie erhalten oft Briefe, haben Sie keine Nachricht aus der Residenz, meine Frau betreffend?

Der Graf. (mit edlem Unwillen) Wie käme ich dazu?

Fernau. Nun so haben Sie die Gnade, mir einen Urlaub von vierzehn Tagen zu bewilligen. Ich muß hin! ich muß dieß ängstliche Räthsel lösen!

Der Graf. Herr Legations-Rath, Sie haben Ihre Anstellung unmittelbar von dem Fürsten erhalten, und meine Instruktionen Ihretwegen sind gleichfalls so räthselhaft, daß ich Ihnen keinen Urlaub ertheilen kann.

Fernau. Mein Gott! was soll das heißen? wie finde ich denn auf einmal in das unerklärlichste Schicksal mich verstrickt?

Der Graf. (sich von seinem Sitz erhebend) Die Frage, dünkt mich, kommt zu spät. Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen? mich rufen Geschäfte.

Fernau. Herr Graf, um Gottes willen! wodurch habe ich Ihren Unwillen verschuldet? ich muß täglich sehen, daß Sie mit dem geringsten Ihrer Bedienten so mild und menschenfreundlich umgehen, warum bin nur ich von dieser Güte ausgeschlossen? warum entziehen Sie nur mir Ihr Vertrauen? würdigen mich nicht einmal der Prüfung? — Das Bewußtseyn meiner Unschuld, meiner Redlichkeit, geben mir heute den Muth, Ew. Excellenz zu erinnern, daß ein edler Mann einem rechtschaffenen Manne nicht verschweigt, was er gegen ihn hat, wenn er von diesem mit gekränktem Herzen dazu aufgefodert wird.

Fernau sagte das mit großer innerer Bewegung, und seine Augen wurden feucht dabey. Der Minister sah ihn lange schweigend und forschend an. Fernau schlug das feuchte Auge nicht nieder. — „Sollten Sie in der That nicht ahnden,“ sprach endlich der Graf, „was einen Mann von meiner Denkungsart nothwendig gegen Sie einnehmen mußte?“

Fernau. (mit Ungestüm) Ich will Ihrer Achtung ewig unwerth seyn, wenn ich die leiseste Ahndung davon habe.

Der Graf. (nach einer Pause) Wohlan! Sie haben mich aufgefordert, und sich selbst es beyzumessen, wenn, was ich sagen werde, Ihnen bitter scheint. Der Fürst hat einem alten verdienten Mann in meiner Kanzley Sie vorgezogen, Sie mir zum Gehülfen aufgedrungen — um Ihrer schönen Frau willen.

Alles Blut floh plötzlich aus Fernau's Wangen, seine Kniee schlotterten — Herr Graf! stammelte er mit offenem Munde. Der Minister fuhr fort: „Ihre schöne Frau wohnt, seit Ihrer Abreise, in dem nichtswürdigen Hause des Grafen Schmieg, wo der Fürst sie täglich sieht, sie wird mit den kostbarsten Geschenken überhäuft, sie ertheilt nach Gutdünken alle Gnadenbezeugungen, sie lebt in einem Taumel von angenehmen Zerstreuungen, ihr Verhältniß zu dem Fürsten ist stadt = und weltkundig, sie hat Ihnen seit sechs Wochen nicht geschrieben — ist Ihnen das Räthsel gelös't?“

Fernau wankte und sank wie eine Leiche auf den Sofa des Ministers. „Wär' es möglich!“ rief dieser erstaunt, sollten Sie von alle dem nichts gewußt haben?“

„Ach Gott! würde ich dann noch leben!“ stammelte Fernau leise und saß erstarrt wie ein Marmorbild.

Der Graf. So wäre wohl gar Ihre Sendung hierher keine Folge Ihres eigenen Verlangens? so hätte man Sie blos entfernen wollen?

Fernau. So ist es.

Der Graf. (erschüttert und seinen ganzen feyerlichen Ernst in die Züge des theilnehmenden Wohlwollens wandelnd.) Armer Mann!

Ich bin vernichtet! murmelte Fernau und wurde ohnmächtig. Erschrocken wollte der Minister die Klingel ziehen, besann sich aber schnell, holte selbst das Nöthige herbey, um den Unglücklichen in das Leben zu rufen, war mit der menschenfreundlichsten Sorgfalt um ihn beschäftigt, und als Fernau sich endlich erholte, ergriff der alte Mann seine Hand, drückte und schüttelte sie: „Ich habe Ihnen unrecht gethan, Herr Fernau, ich bitte es Ihnen ab, und möchte es gern wieder gut machen. Meiner Instruktion zu Folge dürfte ich Sie nicht hier wegschicken, aber man kennt mich schon, ich lasse mich nicht zu Bubenstücken mißbrauchen. Reisen Sie sobald Sie wollen, ich nehme es auf mich. Gebe Gott, daß Sie nicht zu spät kommen!"

Fernau wankte hinaus. Wer ihm begegnete, erschrack, blieb stehen, sah ihm nach, und sprach zu sich selbst: der Mann ist sehr krank. Er aber sah Niemanden, vor seinem Blick floß alles bunt zusammen, er tappte längs den Mauern, und kam wie ein Träumender nach Hause. Der Bediente entsetzte sich: Mein Gott! Herr Fernau, was ist Ihnen wiederfahren? — „Postpferde!" war das einzige Wort, was er seinem Herrn zu entreissen vermochte, das einzige, was er auch dann noch zuweilen bewußtlos aussprach, als sie schon längst auf dem Wege nach der Residenz sich befanden. Wie er in den Wagen gekom-

men? was unterwegs mit ihm vorgieng? wohin sie reis'ten? von Alle dem wußte er nichts. Der Bediente schlug auf gut Glück diese Straße ein, weil er auf keine Frage eine Antwort empfieng, und seinen Herrn für sehr krank hielt. In diesem Glauben bestätigte ihn Fernau's Fühllosigkeit gegen Hunger und Durst. Keine Bitten waren vermögend, ihm irgend eine Nahrung aufzudringen. Er sah, statt aller Antwort, den treuen Diener starr an, und lächelte dabey so unheimlich, daß die Angst des guten Menschen sich mit jeder Meile verdoppelte, und er Alles aufbot, um den kranken Herrn, für dessen Kopf ihm bangen wurde, so schnell als möglich heim zu führen.

Am Thor der Residenz wurde er endlich aus seiner Betäubung aufgerüttelt, als der wachhabende Offizier ihn um seinen Namen befragte. Ich heiße Fernau, sagte er erschrocken, und in demselben Augenblicke glaubte er ein Lächeln auf dem Gesichte des Offiziers zu erblicken. Ja, ja, ich heiße Fernau, rief er noch einmal, und lachte so bitter und so laut, daß der Offizier ihn sehr befremdet ansah, und im Begriff stand, die vermeynte Beleidigung zu erwiedern. Als er aber dieß Leichengesicht mit dem langen schwarzen Bart gewahrte, und zugleich der Bediente ihm mit Achselzucken einen Wink gab, sagte er: Schon gut, fahren Sie nur weiter.

Ja, ich fahre weiter! lachte Fernau gräßlich, und hin rollte der Wagen, und lachend sah er die bekannten Strassen und lachend hielt er vor seinem Hause. Gott sey Dank! sagte der Bediente, als er ihn aus dem Wagen half. Fernau starrte ihn an, bemerkte zwey helle Thränen, die dem Menschen über die Backen liefen, und plötzlich überfiel ihn ein Zittern, sein Bewußtseyn kehrte zurück, er

lehnte sich auf den Bedienten, wollte die Treppe hinauf wanken, mußte aber schon auf der zweyten Stufe athemlos stehen bleiben, und das Geländer umklammern.

Indessen hatte das Posthorn die alte Magd herbeygezogen. „Sind Sie es, lieber Herr? ach! Gott sey gelobt, daß Sie kommen! Madam ist so krank!“ — Ha, dieß Wort, sonst ihm so schrecklich, jetzt neubelebend. — Wohnt meine Frau hier, fragte er mit Ungestüm.

„Sie ist schwer krank und liegt zu Bett,“ antwortete die Magd.

Verleumdung! Verleumdung! jauchzte er nun laut, und alle seine Kräfte kehrten plötzlich zurück, und er jubelte die Treppe hinauf, und ohne einen andern Gedanken als den: die kranke Charlotte müsse unschuldig seyn, da sie nicht mehr bey dem Grafen Schmieg wohne, stürzte er mit dem Geschrey: Verleumdung! Verleumdung! bis vor das Bett der Unglücklichen.

Als Charlotte ihn erkannte, fuhr sie hoch von ihrem Lager auf, und kreischte, daß es Mark und Gebeine durchdrang, fiel dann kraftlos nieder und verbarg ihr Haupt unter der Decke. „Charlotte!“ sagte er mit der sanftesten, liebevollsten Stimme, meine gute, geliebte Charlotte! kennst du mich nicht? ich bin es, dein treuer Fernau, sieh mich doch an, laß mich doch den Kuß des Wiedersehens auf deine Lippen drücken.“ — Er versuchte mit sanfter Gewalt ihr die Decke vom Gesicht zu ziehen — da hörte er sie wimmern, wie der Wahnsinn zu wimmern pflegt — erschrocken horchte er, und vernahm aus dem Gewimmer die Worte: der Fürst hat mich verführt.

Er schauderte zurück, als hätte ihn ein Gespenst des Vatermords angeklagt; die letzte unnatürliche Anstrengung

wich auf einmal einer gänzlichen Abspannung, er taumelte in sein Zimmer, und stammelte: bringt mich zu Bett! — Kaum war das geschehen, als ihn das Fieber schüttelte, und er Wochenlang in wohlthätiger Bewußtlosigkeit lag.

Die arme Charlotte nicht minder krank als er, doch bedaurenswerther, denn sie wußte alles, was um sie vorgieng, und flehte vergebens um den Tod. Fernau's starke Natur behielt endlich die Oberhand, denn nur der langsam zerstörende Gram tödtet, nicht die schüttelnde Verzweiflung. Er kam zu sich und staunte über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen. In seinem Herzen war Grabes-Stille und Grabes Kälte; eine stumpfe Gleichgültigkeit machte ihn sanft, wie ein Lamm; er litt Alles, und ihm war Alles einerley. Er konnte Stunden lang das Auge an eine Stelle heften, man hätte schwören sollen, er sey in tiefes Nachdenken versunken, während er gar nichts dachte. Eine heitere Morgensonne, die jeden Genesenden sonst erquickt, besuchte vergebens schmeichelnd sein Lager. Er fragte nicht nach Charlotten, auch nicht einmal nach seinem Kinde, er schien beyde vergessen zu haben.

Um so ängstlicher forschte seine unglückliche Gattin täglich nach den Fortschritten seiner Gesundheit. An ihrer Blüthe nagte der Wurm zwar ohne Aufhören, doch langsam, sie konnte herumwanken, denken, Gedanken verfolgen, den ganzen Schlangenpfad ihres Schicksals überschauen, von den Blüthen und Blumen an, auf welchen sie einst schuldlos wandelte, bis zu dem Dornen-Gesträuch, das sie jetzt gefangen hielt. Ach! sie wäre so gern die Krankenwärterin ihres Mannes gewesen, aber sie wagte es nicht an sein Lager zu treten, sie

fühlte sich unwerth vor ihm zu erscheinen. Daß nach dem Verlust ihrer Unschuld Wiedervereinigung mit dem Geliebten noch möglich sey, diese Hoffnung befleckte ihre Reue nicht. Doch daß er, von Allem unterrichtet, ihr verzeihen könne und werde, das wagte sie zu hoffen, es war ihr letzter Wunsch auf Erden; und sobald sie erfuhr, Fernau habe das Bett verlassen, scheine ruhig, beschäftige sich mit Lesen, frage auch wohl dann und wann nach häuslichen Angelegenheiten; so schrieb sie ihm einen langen Brief, in dem sie ihre ganze Seele offen darlegte, und den Faden der Begebenheiten entwickelte, so weit sie vermochte. Daß er selbst den Keim der Eitelkeit zuerst geweckt und gepflegt, verschwieg sie nicht; denn sie fühlte, an diesem Ringe hänge die ganze Unglückskette: aber sie sprach davon nicht vorwerfend, nur Irrthum beklagend; sie wollte ihre Schuld nicht verkleinern, nur seines Mitleids sich würdig zeigen. Mit dem Bewußtseyn hingegen einer unverdienten schweren Kränkung, erwähnte sie seines Verhältnisses zu dem Fräulein von Heldrungen, und des Versuchs, von einer liebenden Gattin sich loszureissen, die damals seiner ganzen Zärtlichkeit noch würdig war. „Doch auch diese unbegreifliche Verirrung,“ schrieb sie, „würde keine Verletzung meiner Pflicht nach sich gezogen haben, wenn nicht das Schicksal, das meinem Vater drohte, mich überwältigt hätte.“ Sie schloß mit der rührendsten Bitte, daß er ihr verzeihen, und ohne Groll von ihr scheiden wolle; so wie sie jene grausame Beleidigung ihm von ganzem Herzen verzeihe, da zugleich in ihr der Trost liege, daß er auch ohne sie glücklich seyn könne; ein Trost, den sie leider nicht im Stande sey, ihm zurück zu geben. „Du liebtest mich ja schon nicht mehr,“ — so lauteten ihre letzten Worte, als du fähig

warst, das arme Dorfmädchen der reichen Freyherrn-Tochter aufzuopfern, und die Grausamkeit hinzufügtest, das traurige Schicksal, das dein Ehrgeiz über mich verhängte, mir nur durch Fremde kund werden zu lassen, indessen du sechs Wochen lang hartnäckig schwiegst, und die Thränen nicht achtetest, in welchen ich meine Briefe an dich badete. Es wird dir also leicht werden, mir die letzte Bitte zu gewähren, die ich für dieses Leben an dich habe, die Bitte um Verzeihung!"

Fernau empfieng diesen Brief ohne sichtbare Bewegung, nur Verwunderung zeigte sich in seinen Blicken. Er besann sich lange, und betrachtete die Aufschrift, als sey die Hand ihm fremd. Doch nach und nach, so wie er las, schien jede Erinnerung, und mit ihr seine Zärtlichkeit zu erwachen. Zum erstenmale färbte seine Wange sich wieder, zum erstenmale wurde sein Auge wieder feucht. Sein Herz erweiterte sich und eine sanfte Wärme durchströmte es, die ihn leicht über die Schwelle seines Krankenzimmers hinweg, in Charlottens Arme hätte ziehen können. Als er aber an die Stelle kam, wo von seinen Verhältnissen zu einem Fräulein von Heldrungen die Rede war, (ein Name, den er in seinem Leben nicht hatte aussprechen hören) als er die Beschuldigung las, Charlottens zärtliche Briefe in sechs Wochen nicht beantwortet zu haben; da lächelte er bitter, sein Herz zog sich in schmerzhaftem Krampfe wieder zusammen, er schämte sich in Charlottens Namen des niedrigen Kunstgriffs; er hielt nun nicht allein ihren Körper für entweiht, sondern auch ihre Seele für entadelt, warf unwillig das Blatt in den Kamin, und fiel in seinen vorigen Stumpfsinn zurück.

Vergebens harrte die Unglückliche drey Tage lang auf

Antwort. Sein Schweigen empörte ihr Gefühl. Sie war sich bewußt, nur Mitleid, nicht Verachtung zu verdienen. Sie hatte ihr ganzes Herz so kindlich vor ihm ausgeschüttet, hatte nichts verschwiegen, nichts bemäntelt — und er, dem sein Gewissen doch eine größere, absichtliche Verirrung vorwerfen mußte, er würdigte sie keiner Antwort! — Zehnfach bitterer wurden jetzt die Thränen der Reue, da sie mit dem Blute des tiefgekränkten Herzens sich mischten.

„Vielleicht thue ich ihm unrecht," rief sie am Morgen des vierten Tages, „vielleicht ist er noch kränker als ich glaube, oder man mir gestehen will. Seine Seele leidet, er ist allein mit dem Gram über mein Elend und eigne fehlgeschlagene Entwürfe. Ihm fehlt ein Herz, dem er vertrauen, ein Gegenstand, der ihn zerstreuen konnte. Ich will sein Kind ihm schicken. Kann es gleich Freundes Stelle nicht vertreten, so kann es doch lächeln und liebkosen."

Sie rief der kleinen und putzte sie niedlich heraus, und sagte: „freue dich, Lottchen, du sollst zum Vater gehn." Und das Kind freute sich über die hübschen Bänder und auch über den Vater, der ihm etwas mitzubringen versprochen hatte. Fernau hatte noch nicht ein einzigesmal nach seiner Tochter gefragt, und ohne Theilnahme zugehört, wie sein treuer Diener oft und gern von dem freundlichen Lottchen sprach, weil er seines Herrn Trübsinn damit zu verscheuchen hoffte; bis jetzt war es ihm aber nie gelungen, dem fest verschlossenen Herzen auch nur einen Seufzer der Vaterliebe zu entlocken. Freudig übernahm er den Auftrag, das Kind hinüber zu führen.

Der Kranke saß auf einem Sorgestuhl, als seine Thür sich öffnete und die Kleine an der Hand des Bedienten herein trat. Dort ist Vater, sagte dieser, und schob sie

sanft von sich. Aber Lottchen fürchtete sich, als es den Mann mit dem hohlen Auge starr und stumm nach sich hinblicken sah. Sie kannte den Vater nicht mehr, schmiegte sich anfangs scheu an den Diener, und da Fernau's Lippen nur bebten, aber keinen Laut hervorbrachten, sein Auge in den tiefen Höhlen wild rollte; so fieng sie an zu weinen und wollte fort. Umsonst versuchte der Bediente das erschrockene Kind zu beruhigen, es schrie immer heftiger, und wurde endlich hinausgeführt, ohne daß sein armer Vater sich dem im geringsten widersetzte. Indessen hatte die Erscheinung seines Lieblings dennoch heftig auf ihn gewirkt, die Seelen-Starrsucht verließ ihn; als er allein war, fieng er an zu weinen, und je häufiger seine Thränen floßen, je freyer fühlte er die Brust. Zum erstenmale reihte sich wieder Gedanke an Gedanken; das Pflicht-Gefühl, dem Kinde sein Leben zu erhalten, erwachte; die Ueberzeugung, daß es so nicht bleiben könne, wurde lebendig; die Nothwendigkeit, einen Entschluß zu fassen, stand klar vor ihm. Aber welchen? — um diese schwere Frage zu beantworten, war sein Geist noch zu kraftlos. Es muß anders werden! wiederholte er sich an diesem Tage hundertmal, doch wie es anders werden sollte, begriff er noch nicht. Vielleicht hätte er noch manche Woche unentschlossen verträumt, wäre er nicht plötzlich von aussen her durch einen Zufall bestimmt worden.

Abends in der Dämmerung ließ ein Fremder sich bey ihm melden. Fernau, der seit seiner Zurückkunft weder Bekannte noch Unbekannte gesehen hatte, befahl ihn abzuweisen, seine Krankheit vorschützend. Aber der Fremde hielt so dringend an, versicherte, sein Geschäft sey so wichtig, das ganze Glück seines Lebens hänge davon ab, daß

Fernau endlich nachgab. Unter tiefen, wellenförmigen Verbeugungen schob der Kriegs-Commissair Rauber sich ins Zimmer, hohlte weit aus von seiner Ehrlichkeit, wie er durch Lieferungen im Kriege sich kaum ein Stückchen Brod für seine alten Tage erworben, das ihm dennoch von Feinden und Neidern mißgönnt werde, denen es sogar gelungen sey, ihn bey Sr. Durchlaucht anzuschwärzen, als habe er auf Kosten der darbenden Truppen Millionen gehäuft, darob Sr. Durchlaucht in Ungnade geruht, eine Commission niederzusetzen, um ihn strenge Rechnung ablegen zu lassen. Durch eine Feuersbrunst habe er eine Menge Quittungen eingebüßt, befinde sich daher allerdings in der peinlichsten Verlegenheit, und weine sammt Kindern und Kindes-Kindern täglich vor Gott mehrere blutige Thränen.

Fernau wurde ungeduldig, denn er kannte den Mann als einen Erz-Gauner. „Wenn Sie wahr reden," fiel er ihm ins Wort, „so bedaure ich Sie, aber was wollen Sie bey mir? ich kann Ihnen nicht helfen."

„Wer sonst? mein Gütigster, Vortrefflichster!" versetzte Rauber mit einem halb demüthigen, halb schelmischen Lächeln, „wenn die Frau Gemahlin ein kleines Wörtchen, ich will nicht einmal sagen, sprechen, nur so obenhin fallen lassen wollten —"

„Ja so!" lachte Fernau wild auf, „nun da müssen Sie sich an meine Frau wenden."

„Ach Gott! habe mich ja schon dreymal bey der allergnädigsten Frau melden lassen, Hochdieselbe geruht nicht, meine demüthigste Aufwartung anzunehmen."

Fernau. (mit verbissener Wuth) Genug Herr Rauber, ich kann dabey nichts thun, ich empfehle mich Ihnen.

Rauber. Ach Gott! mein Vortrefflichster! lassen

Sie mich doch nicht ohne Trost von sich wanken! ich bin ja gern erbötig, so viel mein Bisgen Armuth verstattet, mich dankbar zu erweisen. — Bey diesen Worten legte er einen schweren Beutel auf den Tisch.

Mit der wenigen Kraft, die dem kaum Genesenen noch übrig war, ergriff er hastig den Beutel, und warf ihn dem Kerl ins Gesicht. „Geh Schurke!" rief er wüthend, „suche Hülfe bey Leuten deines Gelichters!"

„Nun, nun," versetzte der Elende trotzig, indem er den Beutel aufhob und zu sich steckte, „mich dünkt, das thue ich ja eben. So leicht ist mir mein Erwerb freylich nicht geworden, als gewissen Leuten, aber ich achte mich darum um nichts schlechter. Die Frau Gemahlin hat wohl Andern aus der Patsche geholfen, die es noch weit schlimmer gemacht haben, als ich," — und nun führte er eine Menge Namen von Leuten an, die Fernau'n allerdings als ausgemachte Schurken bekannt waren, und welchen freylich die getäuschte Charlotte ohne Untersuchung ihr Vorwort geliehen hatte, weil es, um sie zu rühren, genug war, über Unglück zu jammern und ein paar Thränen zu erheucheln. — „Das wird sie denn auch nicht umsonst gethan haben," so endigte Rauber, „und da ich so gut als jene im Stande bin, die paar glatten Wörtgen mit Gold aufzuwiegen, so hätte ich mir wohl schmeicheln dürfen." —

Während der Nichtswürdige redete, hatte Fernau mit Heftigkeit die Klingel gezogen, der Bediente stürzte herein, und kaum hatte sein Herr so viel Athem, ihm zu befehlen, daß er den Kerl zur Thür hinaus werfen solle. Rauber fand nicht für gut das abzuwarten, sondern begab sich belfernd auf die Flucht.

Fernau bebte an allen Gliedern, aber noch weit mehr fühlte er sein Inneres empört. „Gott! Gott!“ rief er aus, „so tief konnte dieses Weib sinken!“ — lange saß er mit gefalteten Händen, den stieren Blick an den Boden geheftet, schweigend und wiederkäuend. Aber plötzlich sprang er auf wie ein gesunder Mann. „Ich danke dir Schurke!“ rief er mit lauter Stimme, „du hast die Kraft zu handeln in mir geweckt.“ — Seit diesem Augenblicke fühlte er keine Schwäche mehr. Er foderte eine Flasche Wein, trank, schrieb Briefe, kramte unter seinen Papieren bis ziemlich spät in die Nacht.

Charlotte erfuhr diese plötzliche Verwandlung, ohne doch zu wissen, was vorgegangen. Sie freute sich ihrer als eines Zeichens wiederhergestellter Kräfte, und faßte den sauren Entschluß, am andern Morgen selbst auf sein Zimmer zu gehn, um endlich einmal die schwere Last vom Herzen zu wälzen, der sie unterlag. Mit diesem Vorsatz, der ihr eine Art von Beruhigung einflößte, gieng sie zu Bette, und genoß, nach so vielen durchwachten und durchweinten Nächten, zum erstenmale wieder eines erquickenden Schlummers. Doch schon früh weckte sie die Angst, die nothwendig den Schritt begleiten mußte, den sie zu thun sich vorgenommen. Sie stand auf, kleidete sich schnell und nachlässig, weil ein zartes, aber undeutliches Gefühl ihr sagte, sie müsse heute nicht schön seyn wollen. Dann schlich sie in das Zimmer ihres Kindes, um durch dessen Anblick ihren Muth zu beleben. Sie fand es nicht mehr im Bett, doch das befremdete sie nicht, denn schon öfter hatte die alte Magd, wenn das Kind unruhig war, es zu sich genommen, um den Schlaf der kranken Mutter im Nebenzimmer nicht zu stören. Sie klingelte. Die Alte erschien zögernd. „Bring mir mein Kind,“ sagte Charlotte.

Ach Gott! Madam, — stotterte jene und fieng an zu schluchzen.

„Um Gotteswillen! wo ist mein Kind? was ist ihm wiederfahren?"

„Der Herr ist gleich nach Mitternacht abgereis't, und hat das Kind mitgenommen."

Sinnlos stürzte Charlotte zu Boden, und als dennoch das grausame, unzerstörbare Leben sich ihr wieder aufdrang, da händigte die Magd ihr ein Billet ein, welches Fernau zurückgelassen. Sie las:

„Madam! — Sie begreifen, daß ich weder bey Ihnen bleiben, noch mein Kind Ihnen lassen kann. Für Ihren Unterhalt würde ich sorgen, wenn es bey meinem beschränkten Vermögen nicht lächerlich wäre, mit einem Fürsten wetteifern zu wollen. Ich weiß, daß Ihr Einfluß eine Quelle des Reichthums für Sie geworden, und halte es daher für überflüssig, einer Sache weiter zu erwähnen, die in Ihren Augen eine bloße Kleinigkeit seyn muß. Das Wenige, was ich besitze, werde ich meiner Tochter zu erhalten suchen, meine ganze Zärtlichkeit aber ihr dadurch beweisen, daß ich vor bösen Beyspielen sie bewahre. Sie werden also das Kind nicht wiedersehn, das ohnehin Sie nur an den gemißhandelten Vater erinnern würde. Auch die Wohnung in meinem Hause kann nur lästige Erinnerungen in Ihnen wecken, und ich vermuthe daher, daß Sie solche bald verlassen werden. Meinen Namen muß ich Ihnen Preis geben, doch, wenn mein letzter Wunsch noch etwas bey Ihnen gilt, so bewegen Sie den Fürsten so bald als möglich, Sie in einen höhern Stand zu erheben, damit auch dieser unglückliche Name kein Bild vergangener Zeiten Ihnen zurückrufe. Ihrem Vater habe ich geschrieben, daß

Sie

Sie gestorben sind. Wenn noch irgend ein menschliches Gefühl in Ihrer Brust sich regt, so lassen Sie den alten Mann um Gotteswillen bey dem wohlthätigen Glauben. — Leben Sie wohl. Seyn Sie glücklich. Ich fluche Ihnen nicht. Ich bedaure Sie.

Fernau.

„So bin ich denn nun ganz elend!" sagte Charlotte mit der Kälte der Verzweiflung. „Das Maaß ist übervoll!" ich biete dem Schöpfer trotz, noch einen einzigen Tropfen hinzuzufügen. — Und hab' ich das verschuldet? — habe ich dieß gräßliche Schicksal verdient? — nein! nein! — schrie eine innere Stimme ihr mächtig zu — „du warst thöricht, eitel, unbesonnen, das reine Glück des Lebens hast du verscherzt, und mußtest duldend es entbehren lernen — aber den Gatten verloren — das Kind aus meinen Armen geraubt — die Eltern von mir losgerissen — meine Ehre vernichtet — der Armuth Preis gegeben — einem Buhler überantwortet — das ist zu viel! Gott! Gott! das ist zu viel! wie strafst du Verbrechen, wenn du Schwachheit so schrecklich ahndest!" —

Wohin Fernau geflohen sey, erfuhr sie nicht. Er hatte sich in einen Winkel der entlegensten Provinz zurückgezogen, um fern von der Welt sein Kind zu erziehen, so bildete er sich ein; im Grunde, um dem Gespött der Welt zu entrinnen, in öden Thälern, bald weinend, bald fluchend, herumzuirren, auf die Weiber zu schimpfen und die Schlangenbrut des ganzen Geschlechts in den Abgrund der Hölle zu verwünschen. Wie groß sein eigener Antheil an Charlottens Schuld gewesen; wie überhaupt des Weibes Tugenden und Laster (mit seltenen Ausnahmen) nur Widerschein der Männlichen sind, und nur ein elender Schwächling

jene nicht zu ermuntern, diese nicht zu zügeln vermag; an alle diese Wahrheiten dachte er nicht, weil eigenes Unrecht fühlen und bekennen, dem eitlen Weibe leichter wird als dem eitlen Manne. Seine Ungerechtigkeit gegen das Geschlecht erstreckte sich sogar bis auf sein schuldloses Kind. „Das Mädchen wird ein Weib werden," sprach er zu sich selbst, „und folglich wird es, trotz meiner sorgfältigsten Bemühungen, doch einst seine Bestimmung erfüllen, einen Mann unglücklich zu machen. Ich Thor, der ich die Weiber so trefflich kannte, und dennoch mir einbildete, nur in der Residenz bringe ihre eitle Natur Gefahr, so wie Skorpionenbiß nur in heißen Ländern tödtlich ist. Nein, überall entfaltet sich die Giftpflanze der Eitelkeit, an der ländlichen Sonne, wie an den Wachskerzen des Hofes. Buhlen muß das Weib, jung mit Männern, häßlich mit den Musen, alt mit Gott."

Daß bey solchen queerköpfigen und schiefherzigen Urtheilen des armen Kindes Erziehung in den schlimmsten Händen war, begriff sogar der alte treue Diener, und freute sich seufzend, wenn mit jedem Tage sein Herr sich weniger um das kleine Geschöpf zu kümmern schien. „Besser," dachte er, „es wächs't auf wie eine wilde Rose, so blüht es doch, wenn gleich zwischen vielen Dornen, und erstickt nicht im Unkraut. Wer weiß denn auch wie sichs bald ändert." Diese Hoffnung des ehrlichen Kerls gründete sich auf den Umstand, daß ihr Zufluchtsort — zwar tief verborgen im Walde auf einer Glashütte, die einem Bekannten Fernau's zugehörte — doch nur wenige Meilen von Charlottens Heimath lag, und daß sein Herr, trotz seiner menschenfeindlichen Verschlossenheit, ihn doch schon zweymal, wiewohl verkleidet, dahin gesandt hatte, um zu er-

spähen, wie es den beyden Alten gehe? und wie sie die Nachricht von Charlottens Tode aufgenommen? denn wirklich schrieb er am Abend vor seiner Abreise dem Pfarrer mit wenigen Worten: er habe bey seiner Heimkehr von der Grenze das Unglück gehabt, seine Frau sterbend anzutreffen; sie sey abgeschieden, und er wolle jetzt mit dem Kinde eine Reise machen, um sich zu zerstreuen. Die guten Alten, die bis jetzt noch immer von einem hohen Feste zum andern einem Besuche der geliebten Tochter entgegen harrten, wurden von diesem unerwarteten Schlage hart getroffen. Der Greis sprach viel von Ergebung in Gottes Willen, aber was er sprach, war nur halb in seinem Herzen. Die kranke treue Gefährtin seines Lebens war stumm, allein ihr Herz ergriff, nach Art der Weiber bey großem Unglück, den Trost der Religion weit gläubiger als der vernünftelnde Mann. Sie küßte stillweinend die Ruthe, klammerte sich fest an den Glauben der Unsterblichkeit, und gedachte zum erstenmale furchtlos ihres näheren Todes, weil er mit der guten Charlotte sie vereinigen werde. Das Kind dieser Tochter noch einmal zu sehen, ehe sie sterbe, das war ihr letzter, sehnlicher Wunsch, der dem flackernden Lebensflämmchen immer noch sparsame Nahrung lieh. Fernau hatte nicht geschrieben, wenn er von seiner Reise zurückzukehren gedenke, darum harrte sie täglich auf Briefe, die das Ziel ihrer Freuden und ihres Lebens bestimmen sollten. Die Briefe blieben aus, aber die Hoffnung glimmte fort.

Daß übrigens der wahre Verlauf der Sache den Alten verborgen blieb, war kein Wunder, bey der Entlegenheit ihres Dörfgens und ihrer gänzlichen Unbekanntschaft in der Residenz. Nur einmal munkelte etwas davon auf dem Herrenhofe, allein der jetzige Besitzer hatte den ehrwür-

digen Pfarrer zu lieb, um durch Mittheilung eines solchen Gerüchts ihn zu kränken.

Fritz Wille war noch immer auf einer Universität außer Landes; auch ihm schrieb der Vater der Schwester Tod, und er beweinte sie brüderlich. Bisher hatte er die Vermuthung gehegt, die Wechsel, welche von Zeit zu Zeit an ihn einliefen, könnten nur von seiner guten Schwester kommen, obwohl sie seinen Dank nicht annahm; er hatte sich folglich auch nicht geschämt, die so zart erwiesene Wohlthat zu benutzen. Da aber jetzt, nach ihrem vermeynten Tode, noch größere Summen als zuvor ihm ausgezahlt wurden, so beunruhigte ihn das Incognito seines Wohlthäters, des Jünglings nur allzureizbares Ehrgefühl empörte sich dagegen; allen seinen Bitten ihm den Geber zu nennen, widerstand der Banquier hartnäckig, darum legte er von nun an das Geld unberührt in den Schreibtisch, festentschlossen, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis Gesinnung und Absicht des Unbekannten ihm kein Räthsel mehr seyn werde.

Auf seine arme Schwester hatte Fernau's Abreise und sein bitterer, eiskalter Brief, wie Mehlthau auf die Blüte gewirkt, Rostflecken zurückgelassen. Hülflos hinausgestoßen in die Welt, sogar aus seinem Hause gewiesen, ihren Eltern als todt angesagt, allein in der Schöpfung, ohne Geld (bis auf einige Diamanten, die sie jetzt sich zu verkaufen schämte) ohne Wohnung sogar, ohne irgend eine Aussicht, ihr Schicksal durch Reue und Tugend zu versöhnen, und dennoch das Bewußtseyn im Busen tragend, der Adel ihres Herzens sey unbefleckt geblieben, auch selbst im Straucheln durch keine nichtswürdige Sinnlichkeit vergiftet worden — dieser schreckliche Zustand mußte Bitterkeit, diese Bitterkeit

Gährung in ihrem reinen Gemüth erzeugen. Ihres Mannes Härte — so kam es ihr vor — hatte die unwillkührliche Schuld von ihrer Seele gestoßen; sie war nicht mehr die Reuige, nur noch die Leidende, Verlassene, die man zur Schande gleichsam zwingen, die aber lieber in den Zimmern verhungern wollte, aus welchen man mit schnöden Worten sie verwiesen hatte.

In dieser fürchterlichen Lage, bey entkräftetem Körper und zermalmter Seele, drang die Gräfin Schmieg zu ihr ein; denn die alte Magd, nur froh, daß noch irgend Jemand ihrer armen Herrschaft gedenke, hatte, dem Verbot zuwider, die Thüren willig geöffnet. So lange Fernau's schnell bekannt gewordene Gegenwart dauerte, schränkte sich der Fürst, offene Gewalt scheuend, auf Lauern und Spioniren ein, sobald er aber erfuhr, der Mann sey wieder abgereis't, habe sogar das Kind mitgenommen, und die unglückliche Mutter hülflos ihrem Schicksal überlassen, sobald sandte er aufs neue seine Häscher gegen die Unschuld aus; denn daß Charlotte dieses Kleinod selbst in seinen ehebrecherischen Armen bewahrt hatte, konnte er sich nicht leugnen, und es quälte den Wollüstling, der darin dem Kinde gleicht, daß er nicht eher ruht, bis sein liebstes Spielwerk zerbrochen ist.

Nicht ohne Verlegenheit, troz der gewandtesten Bosheit, betrat die Gräfin Charlottens Trauergemach, denn sie wußte ja noch nicht, wie viel von den schwarzen Anschlägen durch Fernau's Erscheinen enthüllt worden, und ob es zwischen Mann und Frau zu einer Erklärung gekommen? und was eine solche bewirkt haben konnte? — Leider arbeitet guter Menschen Einfalt den bösen vor, und liefert sich selbst in ihre Klauen; wäre es anders, Bosheit würde

elten furchtbar seyn, meist nackend da stehen; aber der gutmüthige Betrogene pflegt sie selbst mit seinem kindlichen Vertrauen auf die Menschheit zu verschleyern. Noch nie war Charlotten in den Sinn gekommen, daß Alles, was sie in des Grafen Hause erfahren, nur ein abgekartetes Spiel gewesen, und hatte sie bis jetzt den Gedanken zitternd verworfen, sich der Gräfin wiederum zu nähern, so war es mehr Schaam, als eine Gefallene vor ihr zu erscheinen, nicht Mißtrauen in ihre Gesinnungen. Und vollends jetzt, in diesem verzweifelnden Zustande, wo es ihr dringendstes Bedürfniß war, einen Menschen gut zu glauben, jetzt war die Erscheinung der Gräfin ihr die eines Engels. — Wer mag sie tadeln? wer sieht nicht täglich, daß auch allbekannte schlechte Menschen von bessern geliebt werden, weil sie in das Schicksal dieser bessern eingreifen? wer sieht nicht täglich, daß der Edle dem Unedlen seine eigenen Tugenden leiht, oft mit hartnäckiger Blindheit leiht, blos um vor sich selbst eine Entschuldigung zu finden, daß er ihn liebt und lieben muß? —

Mit einem Thränenstrom stürzte Charlotte an den Busen der Gräfin. In wenigen Minuten wußte diese Alles, und sah mit geheimen Entzücken das Opferlamm gebunden in ihre Hände geliefert.

„Arme Freundin!" sagte sie, Mitleidsthränen heuchelnd, „was bleibt Ihnen übrig? die Verzeihung eines Unwürdigen zu erbetteln? dem sicher ihr Geständniß willkommen war, weil er seine eigene Treulosigkeit damit bemänteln konnte, und der jetzt zu den Füßen seines neuen Götzen Ihrer frommen Einfalt spottet; oder wollen Sie sich den Fluch Ihrer Eltern holen? und gesetzt, man nähme aus Barmherzigkeit Sie im väterlichen Hause wieder auf, wol-

len Sie dort wie eine arme Sünderin täglich ein Vergehen büßen, an dem Ihr reines Herz keinen Theil nahm? wollen Sie die Seufzer Ihres Vaters, die Thränen Ihrer Mutter zählen? und vor jedem eintretenden Fremden in die Kammer fliehen, damit Ihre Eltern sich Ihrer nicht zu schämen brauchen? wollen Sie so Ihre Jugend vertrauern? Ihre Schönheit zerstören? oder wollen Sie in diesem Hause bleiben, trotz der empörenden Verweisung Ihres Mannes, und abwarten, daß er den Arm der Polizey gegen Sie aufrufe? die verstoßene G — in, neidischen Nachbarn zum Hohne, auf die Straße werfen lasse? damit er prunkend an der Seite der vornehmen Gemahlin unbelästigt hier einziehen könne? — Fassen Sie Muth! erheben Sie sich! Ihr Schicksal! nicht Ihre Schuld drückte Sie zu Boden. Aber eine Freundin reicht Ihnen mütterlich die Hand. Kehren Sie zurück in mein Haus, nehmen Sie Besitz von Ihren alten Rechten, die in meinem Herzen nie verloschen sind. Wollen Sie den Fürsten bey mir nicht sehn, so steht das ganz in Ihrer Willkühr, er soll ihr einsames Zimmer nicht betreten, dafür bürge ich. Empört sich Ihr Zartgefühl gegen den Gedanken, Ihren geringen Unterhalt mir schuldig zu seyn, (obwohl einer reichen Freundin eine solche Bedenklichkeit nicht im Wege stehen sollte) so will ich doch gern auch diese Grille ehren. Uebernehmen Sie einen Theil unserer Wirthschaft, und ich bin reichlich bezahlt." —

Schluchzend und dankbar sank Charlotte der Gräfin in die Arme. Es blieb ihr ja in der That nur diese einzige Zuflucht, und wenn Jene Wort hielt, wenn sie den Verführer nicht wiedersehen, ihren Unterhalt durch Arbeit verdienen durfte, so konnte sie ja in der Grabes-Ruhe ihres

einsamen Stübchens ungestört über ihr Schicksal weinen. Am selbigen Abend noch bezog sie die alte Unglückswohnung, trat aber nicht in die alten Verhältnisse, verbat sich die Ehre bey der Tafel zu erscheinen, drang täglich auf Erfüllung des Versprechens, ihr einen Theil der Wirthschaft zu übertragen, und wurde nicht eher ruhig, bis es wirklich geschehen war. Aengstlich vermied sie die Zimmer der Gräfin in solchen Stunden zu betreten, wo sie den Fürsten dort anzutreffen befürchten mußte. Waren ihre Geschäfte mit Fleiß und Treue verrichtet, so saß sie einsam, ihr Schicksal wiederkäuend, in dem düstern Zimmer, dem dichte Jalousieen selbst am hellen Mittag nur dämmerndes Licht vergönnten. Durch dieses standhafte Betragen fast aller Hoffnung beraubt, hatte der Fürst versucht, bey mancher Dirne ihr Bild los zu werden, aber vergebens. Der ungewohnte Widerstand schärfte nur den Stachel seiner Begierden, und er beschloß Alles zu wagen, im Nothfall auch Gewalt, um die widerspenstige Tugend zu unterjochen.

Eines Abends ließ die Gräfin Charlotten rufen. „Sie sehen, ich bin allein" sagte sie zu ihr, „aber in wenigen Augenblicken wird der Fürst hier seyn."

Der Fürst!? fuhr Charlotte erschrocken auf und wollte fliehen.

„Bleiben Sie, ich bitte, was fürchten Sie? ich werde nicht aus dem Zimmer weichen. Sie dürfen dem edlen Fürsten die Beruhigung nicht versagen, von Ihnen selbst Verzeihung zu erflehen. Ich habe Ihnen Wort gehalten; ich habe vermieden von ihm zu sprechen, und sein Anblick hat Sie nicht erschreckt. Aber wenn Sie wüßten, was er leidet! wie verwandelt er ist, wie hinwelkend — wie selbst der Gang der Regierung durch den Druck dieser unseligen

Leidenschaft gehemmt wird — wahrlich, Sie sind es ihm und dem Vaterlande schuldig, wenigstens ihn zu hören, durch ein gutes Wort ihn zu beruhigen."

„Kaum hatte sie ausgesprochen, als auch schon der Fürst zu Charlottens Füßen lag, und innige Reue, tiefen Schmerz erheuchelnd, nicht eher aufzustehen schwur, bis sie ihm verziehen habe. Ihre zerrütteten Nerven konnten seinen Bitten, seinen Thränen nicht widerstehen. Ich verzeihe Ihnen, sagte sie, ihm die Hand reichend, obwohl Sie mich sehr elend gemacht haben. Mit diesen Worten riß sie sich los, und verschloß sich bebend in ihr Zimmer. Doch der erste Schritt war geschehen; sie hatte gegen den Mann die Augen wieder aufgeschlagen, bey dessen Anblick sie vermeynt hatte, von der Schaam zermalmt zu werden. Von jetzt an ließ die Gräfin ihr ätzendes Gift täglich tropfenweis auf Charlottens Seele fallen, und von jedem Tropfen blieb eine Spur zurück.

„Sie kennen meine Grundsätze," sprach sie oft, „sie sind vielleicht die strengsten am Hofe, doch wenn, wie hier der Fall, dem Staate Verderben droht, weil ein freyes Weib dem Eigensinn der Tugend fröhnt, so empört das mein Gefühl. Oder sind Sie etwa nicht frey? oder hassen Sie den Fürsten? — ja, Sie sind frey, und Sie hassen den Fürsten nicht. Widersprechen Sie, wenn Sie können. Wozu denn immer noch dieß Anklammern an eine unfruchtbare Grille? — Ihr guter Ruf ist ohnehin verloren. Mögen Sie jetzt wie eine Heilige leben, die Welt läßt ihren Raub nicht fahren. So lassen Sie der Welt die Beute, die sie nur dem Schicksal, nicht Ihrer Schwachheit abjagte; ersetzen Sie den zweydeutigen Verlust durch unzweydeutige Verdienste; beglücken Sie ein

ganzes Volk, indem Sie einen edeln schönen Mann beglücken, der wahrlich Ihrer Liebe werth ist. O wüßten Sie, wie männlich er gegen seine Leidenschaft gekämpft hat, Ihr Herz, der Liebe widerstrebend, würde der Bewunderung erliegen."

Wenn solche erhabene Redensarten, Charlotten täglich vorgepredigt, auch ihr besseres Gefühl nicht erstickten, so betäubten sie es doch. Sie hörte an — sie widersprach nicht mehr — ihre Seele gewöhnte sich nach und nach an lasterhafte Gedanken, wie sich der Körper gewöhnt an ein drückendes Gewand. Schon verweilte sie viele Minuten lang in des Fürsten Gegenwart, und bald wurden aus den Minuten Stunden. Die Eitelkeit, die sie vernichtet wähnte, weil sie lange erstarrt in dem geheimsten Winkel ihres Herzens gelegen hatte, wurde durch des Fürsten Ehrerbiethung allmählich erwärmt, und regte die gelähmten Schwingen. Was seine Leidenschaft nur aufbiethen, des Grafen Schlauheit nur ersinnen konnte, um ein weibliches Herz zu bestricken, das blieb nicht unversucht, und die Arme, von Menschen Verlassene, Verrathene, kämpfte bereits gegen Empfindungen, die sie vormals des Kampfes nicht einmal würdig hielt.

So weit hatten es die Seelenvergifter gebracht, als der Fürst an einem nassen Herbsttage sich ein unbedeutendes Flußfieber von der Jagd holte; da es ihn aber nöthigte, das Zimmer zu hüten, so eilte die Gräfin, den Zufall zu benutzen. „Der Fürst soll sehr krank seyn," hatte sie Charlotten schon am Morgen gesagt, und den Schrecken wohl bemerkt, den diese vergebens zu verbergen strebte. Gegen Abend kam ein fürstlicher Page, und gleich darauf ein Kammerdiener, und gleich darauf ein Läufer, die

sämtlich mit ängstlicher Hast wiederholten, daß Sr. Durchlaucht sich sehr übel befinde, und heftiges Verlangen trage, die Frau Gräfin zu sprechen. Diese hatte dafür gesorgt, daß Charlotte bey der Bothschaft gegenwärtig war. „O helfen Sie mir doch nur meine Kleidung schnell ein wenig in Ordnung bringen," sagte sie vor den Spiegel eilend, und genoß die Freude, in demselben Charlottens Blässe, wie beym Anstecken jeder Nadel, das Zittern ihrer Hände zu bemerken. Bey Hofe ließ man ihr nicht Zeit zu einer langen Toilette, schon fuhr ein fürstlicher Wagen vor, damit die Gräfin durch das Anspannen ihrer eigenen Equipage keinen Augenblick verlieren möchte.

„Mein Gott!" rief sie aus, „ich will nicht hoffen, daß Sr. Durchlaucht sich in Gefahr befinden?"

So scheint es fast, stammelte Charlotte.

„Ich eile! aber Sie, liebe Freundin, haben Sie mir nichts an den Fürsten aufzutragen?"

Daß ich ihn herzlich bedaure.

„Sonst nichts? darf ich ihm sagen, daß Sie sein Arzt seyn wollen?"

Seine Freundin.

„Nun, das ist auch schon etwas, wenn gleich für einen Verliebten nur, was der Wohlgeruch für den Hungrigen."

Mit diesen Worten sprang sie in den Wagen, und rollte nach Hofe. Charlotte brachte die Stunde ihrer Entfernung in einer seltsamen Gemüthsbewegung zu. Es wäre gut, wenn der Fürst stürbe, flüsterte eine Stimme aus der tiefsten Seele herauf, aber das Herz erschrack bey dem Zuruf. Sie gieng unstät hin und her, that allerley und nichts, wollte allerley denken, und dachte nur

ihn. Es war schon völlig dunkel, als die Gräfin zurück kam. Gern wäre Charlotte ihr entgegengestürzt, allein die Schaam trieb sie in ihr einsames Stübchen, wo sie bey jedem Fußtritt ängstlich und verlangend horchte, ob man sie nicht rufen werde? Es geschah.

Sie fand bey der Gräfin den Leibarzt des Fürsten und eine Kammerfrau der Fürstin. Die Gräfin selbst lag auf dem Sofa, das Gesicht mit dem Schnupftuche bedeckt. Die Fremden sahen sehr feyerlich aus. Charlotte bebte. — „Madam Fernau," sagte die Gräfin, das Schluchzen nachahmend, „ich komme von einer Szene, die mir das Herz zerrissen hat. Der Fürst hat vielleicht nur noch wenige Stunden zu leben übrig." — Charlotte wurde todtenbleich, und hielt sich an der Lehne eines Sessels.

„Ich fand ihn in Fieberhitze, er kannte mich nicht; aber als er zu sich kam, machte er mir Vorwürfe, die mich zermalmten, so wenig ich sie auch zu verdienen mir bewußt war. Er klagte Sie als die Ursache seines Todes, mich als Ihre Mitschuldige an. Er blieb dabey, daß Ihr hartnäckiger Widerwille mein Werk sey. Um mich in seinen Augen zu rechtfertigen, habe ich diesen Herrn und dieses Frauenzimmer mitgenommen, beyde haben Aufträge an Sie, und mögen Zeugen ihres Eigensinns, wie meiner Unschuld seyn."

Hier verhüllte sie ihr Gesicht aufs neue, und drehte den Kopf gegen die Wand, um ihrem Schmerz ungestört nachzuhängen. Charlotte war so erschrocken, daß sie stumm blieb. Der Leibarzt nahm jetzt das Wort. „Madam," sagte er mit feyerlichem Ernst, „ich habe hier blos als Arzt zu reden, und will mich kurz fassen, denn die Gefahr ist dringend. Daß die Gesundheit Sr. Durchlaucht

schon seit mehrern Monaten durch eine Gemüthskrankheit untergraben wurde, sah ich wohl, konnte aber nicht helfen, jetzt ist diese ausgebrochen, und die Folge, wie ich längst prophezeyte, ein hitziges Nervenfieber. Meine Kunst kann hier nicht wirken, so lange der Grund des Uebels nicht gehoben ist. Der Patient hat mich auf das Rührendste um mein Vorwort gebethen, doch weder mein Alter, noch mein Charakter, erlauben mir solches. Blos seinen Zustand wahrhaft zu berichten, habe ich pflichtmäßig versprochen, und das thue ich hiemit, indem ich Ihnen förmlich anzeige, daß der Fürst, ohne Ihre Hülfe, kaum noch vier und zwanzig Stunden zu leben hat. Nun mögen Sie thun, was Ihnen gut dünkt; ich wasche meine Hände in Unschuld, vor der Fürstin und vor dem ganzen Lande." — So sprach er, machte eine ernsthafte Verbeugung, und schritt gravitätisch zur Thür hinaus, ohne Rücksicht auf Charlottens Zustand zu nehmen, der seiner medizinischen Hülfe wohl bedurft hätte.

„Madam," hub jetzt die Kammerfrau an, „ich habe noch weniger zu sagen, als der Herr Leibarzt. Ihro Durchlaucht, meine gnädigste Fürstin, haben mir dieses Billet anvertraut, um es in Ihre eigenen Hände zu überliefern. Ich erfülle den Befehl meiner gnädigsten Fürstin, und bin Ihre gehorsamste Dienerin."

Sie ließ das Papier in Charlottens Schoos fallen, und entfernte sich. Ganz betäubt entfaltete Charlotte den Zettel, und las, von einer Frauenzimmer Hand, die sie, nach Allem, was hier vorgieng, wohl für die Hand der Fürstin halten mußte, folgende Worte:

„Ich bitte Madam Fernau, meinen Kindern und dem Volke einen Vater wieder zu schenken, und versichert

zu seyn, daß Sie durch dieses Opfer meine, wie aller Verständigen Achtung gewinnen wird.

Caroline."

Dieser Kunstgriff wirkte mächtig auf ein Herz, das schon durch solche Stürme ermüdet war. Die Fürstin, allgemein geliebt, und als eine der tugendhaftesten Damen verehrt, ließ sich herab zu bitten, sicherte ihrer Nachgiebigkeit Hochachtung zu. Was konnte mehr geeignet seyn, das tiefgewurzelte Ehrgefühl auszurotten, oder vielmehr ihm schnell eine andere Nahrung unterzuschieben? dazu die Stimme ihres eiteln Herzens, vor ihren Augen das Bild eines liebenswürdigen Fürsten, der aus Liebe zu ihr starb — wie viel Gutes konnte sie nicht stiften, wenn sie ihm ein Leben wieder schenkte, das hinfort nur ihr und seinen Pflichten gewidmet seyn würde! Sie schwieg noch immer, das Auge starr auf das Billet geheftet, aber der entscheidende Kampf war in den Zuckungen ihres Gesichts zu lesen, und da las ihn die schlaue Gräfin, hinter ihrem Schnupftuche hervorschielend. Sie merkte es sey Zeit, den letzten Stoß zu thun, richtete sich plötzlich auf, und rief mit einer Mischung von Schmerz und bitterem Unwillen: „Wenn Sie auch jetzt noch widerstehen können, so ist Ihre Tugend ein leerer Prunk, dem Sie das Heil Ihres Vaterlandes opfern. Zum letztenmale beschwört Sie die Freundschaft: retten Sie einen edeln Mann, dessen geringster Vorzug sein Purpur ist! werden Sie dem Volke eine Wohlthäterin, dem Fürsten eine zärtliche Gattin; denn nichts als eine eitle Zeremonie wird Ihrem Bunde fehlen, den mehr als Priestersegen, den der Fürstin Bitte, des Volkes Dankbarkeit heiligt."

„Lassen Sie mir nur noch Zeit bis morgen," sagte

Charlotte ängstlich und leise. Die Gräfin erinnerte sie an die Worte des Arztes, und daß morgen die Hülfe zu spät komme. Sie drang in die Schwankende mit der ganzen Gewalt der Ueberredung, sie fachte den glimmenden Funken der Neigung, des Mitleids an, zeigte der lauernden Eitelkeit tausend Lockungen in der Ferne, beschwichtigte die Schaam, indem sie zu verstehen gab, des Fürsten Genesung könne sich, trotz ihrer Einwilligung, noch lange verziehen, sey überhaupt noch zweifelhaft, gab auf diese Weise der Einbildungskraft Raum, sich Aufschub, wohl gar Rettung zu denken, und wand so endlich das bebende Ja aus Charlottens beklemmten Busen.

Kaum war es, von einem Seufzer umschlungen, über ihre Lippen geschlüpft, als die Gräfin munter aufsprang, sie fest in die Arme schloß, und dann hinab in den Wagen eilte, ohne auf das Angstgeschrey zu achten, das ihr nachschallte. Bey ihrer späten Zurückkunft fand sie Charlotten noch immer, mehr todt als lebendig auf dem Sofa liegend, und die süßesten Schmeichelreden, die lebhafteste Beschreibung von der Wirkung, welche ihr Entschluß auf den kranken Fürsten hervorgebracht, waren kaum vermögend, ihr ein kummervolles Lächeln zu entlocken. Die Gräfin brachte sie nun selbst zu Bett. Charlotte fiel erschöpft in einen fieberhaften Schlummer, aus dem sie am Morgen mit der einzigen, letzten Hoffnung erwachte, daß der Fürst dennoch sterben möchte. Aber er starb nicht, er war vielmehr, zu Charlottens Erstaunen, in wenigen Tagen gänzlich wieder hergestellt, und als sie ihn noch für mehrere Wochen an sein Krankenzimmer gefesselt glaubte, lag er plötzlich entzückt zu ihren Füßen, bedeckte die Ueberraschte mit wüthenden Küssen, und einer Ge-

walt sich bedienend, zu der sein erschlichenes Recht ihm Muth gab, zwang er ihr die Erfüllung ihres Versprechens ab.

Von jetzt an war sie der einzige Gegenstand seiner lüsternen Freuden, und nimmersatte Begier log die Gestalt der zärtlichsten Liebe. Ja er genoß seines Triumphs mit einer Art von Schonung, und heuchelte, in Gegenwart fremder Zeugen, noch immer eine Ehrerbiethung, die der Gefallenen in ihren eigenen Augen einen Scheinwerth gab, und mit sich selbst gleichsam in Frieden erhielt. Ihrem kleinsten Wunsche kam er zuvor, ihr Urtheil war seine Richtschnur, ihr Beyfall sein Stolz. Unzählige edle Handlungen entquollen dieser noch ungesättigten Leidenschaft, gleichwie ein trüber Fluß Goldkörner führt, bis dahin, wo er ins Meer sich stürzt. Charlotte wurde Retterin von tausend Unglücklichen, ihr Ohr verschlang gierig den Segen der Geretteten, denn ihr Gewissen bedurfte seiner.

Nur zweyerley vermochte der Fürst nie von ihr zu erhalten, so oft er auch darum bat. Einen eigenen Pallast zu beziehen, öffentlich als seine Freundin zu erscheinen, schlug sie immer standhaft ab, und kaum konnte die Gräfin sie bewegen, zum Empfang des Fürsten einige bessere Zimmer in ihrem Hause anzunehmen. Das war dem Fürsten nicht recht, denn Sr. Durchlaucht, gewöhnt bey Dero Maitressen Orgien zu feyern, bey welchen diese schaamlos den Vorsitz führten, konnten in Charlottens stiller, prunkloser Wohnung nur so lange sich behaglich fühlen, als noch die Neuheit des Genusses die Bedürfnisse der Unsittlichkeit überwog.

Charlottens zweyte Grille — so nannte er es, obwohl sie ihm wider Willen Achtung einflößte — blieb das hartnäckige Ausschlagen aller Geschenke. Es war die einzige

Art der feinen Eitelkeit, die ihr Zartgefühl mit ihrer jetzigen Lage vereinigen konnte. „Ich habe meine Unschuld nicht verkauft," dabey blieb sie standhaft, „ich habe sie höhern Zwecken geopfert, und ist Ihnen darum zu thun, mir diesen Schatten von Ruhe zu erhalten, so verschonen Sie mich mit Ihren Kostbarkeiten."

Nur einmal wich dieser Vorsatz dem kindlichen Verlangen, ihrer kranken Mutter durch ein ansehnliches Geschenk eine Reise nach Italien möglich zu machen; doch nicht von ihr begleitet, wie sie vormals träumte; auch nicht einmal ahnden durften ihre Eltern, aus welcher Hand die Wohlthat ihnen zufließe. Durch den Präsidenten des Consistoriums ward dem alten Pfarrer geschrieben: daß Sr. Durchlaucht, von dessen vieljährigen treuen Diensten und häuslichen Leiden unterrichtet, ihm einen Beweis Ihrer Gnade geben wollten, indem Sie ihn auf ein Jahr beurlaubten, um seine kranke Frau unter einen mildern Himmelsstrich zu führen; auch hinlängliches Reisegeld zu diesem Behuf auf die fürstliche Chatoulle angewiesen hätten.

Den Greis, nichts Arges ahnend, rührte und erfreute diese seltene Anerkennung stillen Verdienstes. Weil er selbst aber, seit dem Verlurste seiner Tochter, die nöthigen Kräfte zu einer solchen Reise nicht mehr in sich spürte, und seine Frau sich heimlich nach dem Grabe sehnend, keine Freude mehr in dieser Hoffnung fand, so schlug er das Anerbiethen mit gerührtem Danke aus. Gern zwar hätte er das Geschenk für seinen Sohn benutzt, aber der Fürst hatte die Art der Anwendung desselben bestimmt vorgeschrieben, und er glaubte sich nicht berechtigt, eine andere davon zu machen. Folglich gewann Charlotte keinen andern Trost, als den, zu erfahren, daß ihre Eltern noch

lebten; denn seit sie wußte, daß man in ihrer Heymath sie für todt hielt, hatte sie nie gewagt, dahin zu schreiben, wohl fühlend, daß Fernau Recht hatte, wenn er es für leichter hielt, die gestorbene Tochter zu beweinen, als die gefallene zu verfluchen.

Jetzt also blieb nur ihr Bruder noch übrig, dem zu Liebe sie sich herabließ, des Fürsten bereitwillige Gnade für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Zwar wußte sie, daß er keine Unterstützung an Gelde mehr bedürfen werde, da sie nach und nach alle die vormaligen Geschenke des Fürsten zu Gelde gemacht, und dieses ihm geschickt hatte; aber das Ende seiner Studien war vorhanden, daher bat sie den Fürsten: „mein Bruder ist ein wackerer Jüngling, wenn er zum geschickten Manne sich gebildet hat, so gedenken Sie seiner.“ — Er versprach es, erkundigte sich nach dem Orte von ihres Bruders Aufenthalt, und, um ihr eine heimliche Freude zu machen, sandte er Fritz Willen ein Patent als Fähndrich von seiner Leibgarde.

Man denke sich den erstaunten Jüngling, dessen hochfahrender Geist sich stets ungern auf die Aussicht einer Dorfpfarre eingeschränkt hatte, der, ohne der Mutter Verbot, längst den Soldatenstand gewählt haben würde, jetzt auf einmal zum Offizier unter einem Corps erhoben, das nur Edelleute zählte. Seine Freude hinderte ihn, darüber nachzudenken, wie dieses Wunder sich könne zugetragen haben? nur ein dunkles Gefühl schob ihm die Vermuthung unter, daß wohl ein alter Freund seines Vaters, aus Holland her, es bewirkt haben möge, und so eilte er in eine Gesellschaft seiner Kameraden, um sein Glück ihnen zu verkünden.

Unter diesen befand sich auch ein junger Edelmann aus

der Residenz, der erst seit wenigen Wochen die Universität bezogen hatte, weil sein Vater gerade eine Offiziersstelle unter der Garde vergebens für ihn gesucht, und nun nichts Besseres mit ihm zu machen wußte, als ihn studieren zu lassen. Dieser ließ sich spöttisch vernehmen: „es sey keine Kunst auf diese Weise Andere zu verdrängen, denen ihre Geburt ein Recht auf solche Stellen gebe.“

Wie verstehn Sie das? fuhr Fritz Wille ihn an, Herr! ich will wissen, wie Sie das verstehn?

„Je nun,“ versetzte der Edelmann mit höhnischem Lächeln, „wer eine schöne Schwester hat, in deren Armen der Fürst — “ — Eine derbe Ohrfeige unterbrach ihn hier. Das Getümmel wurde allgemein. Der Beschimpfte foderte blutige Genugthuung, Fritz Wille versprach sie, man bestimmte den folgenden Morgen zum Zweykampf. — „Was hast du gemacht?“ sagte ein anderer Landsmann, der den erhitzten Jüngling nach Hause begleitete. „Wie konntest du dich so sehr vergessen?“

Vergessen? soll ich meine Schwester im Grabe beschimpfen lassen?

„Im Grabe? — besinne dich Wille, solltest du in der That nicht wissen, daß deine Schwester lebt?“

Fritz blieb stehn, und sah ihn mit großen, wildrollenden Augen an. „Du weißt, ich bin dein Freund,“ fuhr der Andere fort, „du wirst mir nicht zutrauen, dich beleidigen zu wollen? wenn wir nie von deiner Schwester sprachen, so geschah das nur, weil man dergleichen Dinge ungern berührt; und weil wir deine Denkungsart kannten. Jetzt sehe ich wohl, es wäre besser gewesen, früher davon zu sprechen; denn wahrlich, deine Schwester lebt, und ist

die Maitresse des Fürsten." — Fritz packte ihn wüthend bey der Brust.

„Freund!" rief Jener, „ich sage dir die Wahrheit, findest du es anders, so schieß mich nieder wie einen Hund."

Gott! Gott! heulte der Jüngling aus hohler Brust. Ein fürchterlicher Blitz theilte plötzlich die wohlthätige Nacht, die ihn umschleyert hatte. Die Wechsel von unbekannter Hand, das Offiziers-Patent, des Fürsten Großmuth gegen seinen Vater, seines Schwagers räthselhaftes Schweigen, Alles war ihm erklärt. Gichterische Zuckungen verzerrten sein Gesicht, der Schaum stand ihm vor dem Munde. Laß mich allein! sagte er zu dem begleitenden Landsmanne, und schloß sich in sein Zimmer. Hier packte er zuerst alles Geld zusammen, was er seit einem Jahre erhalten, aber nicht benutzt hatte; er legte das Offizierspatent dazu, sammt einem Zettel, auf welchem die wenigen Worte standen:

„Fritz Wille nimmt keine Geschenke von der Maitresse des Fürsten. Was er vormals empfangen, muß er leider so lange als Darlehn behalten, bis unermüdete Arbeit ihn in den Stand setzen wird, das ehrlose Geld bis auf den letzten Heller zu erstatten." — An Madam Fernau schrieb er die Addresse, konnte sich aber nicht überwinden, hinzuzufügen, gebohrne Wille.

Nachdem er diese schwerste Last vom Herzen gewälzt, schrieb er auch an seinen Vater: „Sie haben es gewiß gut gemeynt, als Sie mir meldeten, Charlotte sey gestorben; aber dennoch wäre es besser gewesen, Sie hätten mir gleich mit dürren Worten geschrieben: deine vormalige Schwester ist jetzt des Fürsten Hure; so würde

ich einen Zweykampf vermieden haben, der mich zum Mörder, oder Sie zum kinderlosen Vater machen kann." — Er erzählte hierauf, was ihm widerfahren, nahm auf beyde Fälle Abschied, und bat nur noch, der Mutter alles schonend beyzubringen. Die Briefe sandte er auf die Post; dann wollte er in ein Wirthshaus gehen, und sich zum erstenmal in seinem Leben betrinken, aber plötzlich besann er sich: wem darf ich mein beschimpftes Antlitz zeigen? er blieb und durchwachte eine gräßliche Nacht.

Daß er den jungen Edelmann schwer und unverdient beleidigt hatte, fühlte er tief, denn an Jenes Stelle würden dieselben Worte ihm entschlüpft seyn; um so saurer wurde ihm der Zweykampf. „Gern würde ich ihn um Verzeihung bitten, allein jetzt wäre diese Handlung zweydeutig, denn meine Schwester hat mich entehrt!" — Als kurz vor Tage sein Landsmann kam, ihn abzuholen, erkannte er den Entstellten kaum. Sie giengen und trafen den Gegner bereits auf dem Kampfplatze. Man begrüßte sich stumm, man schritt zur That. Fritz Wille, sonst ein guter Fechter, vertheidigte sich schlecht. Nach wenigen Augenblicken empfieng er einen Stich in die Brust, der ihn zu Boden streckte. Seine Kameraden trugen ihn nach Hause. Der Wundarzt fand die Wunde sehr gefährlich. Der Degen war durch die Lunge gegangen. Er wünschte zu sterben, doch seine Jugend und die Geschicklichkeit des Wundarztes fristeten ihm ein sieches Daseyn. Mit einem hectischen Husten behaftet, einer unvermeidlichen Folge seiner geheilten Wunde, fand er sich nach sechs Wochen wiederum so weit hergestellt, daß er einen Ort verlassen konnte, wo, wie er glaubte, Jeder, der ihn ansah, ihm seiner Schwe-

ster Schande vorwarf. Er eilte in seine Heymath, um an Vater- und Mutterherzen sich ganz zu erholen, und dann in die weite Welt zu gehen, seinem Vaterlande auf immer den Rücken zu kehren.

Als er sein Dörfchen im Gesicht hatte, war es schon Abend, und viele Lichter schimmerten aus der väterlichen Wohnung ihm entgegen. Er stieg aus, Niemand empfieng ihn, es herrschte die gewohnte Stille. Zitternd öffnete er die Stubenthür, da saß sein Vater mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt, am Sarge seiner Mutter. Des Sohnes Brief hatte sie getödtet. Ihr Mann war gerade bey einem Kranken, als der unglückliche Brief ankam. Des Sohnes Hand erkennend, erbrach sie ihn hastig und freudig. — Der Inhalt zerriß ihr Herz. Mit gewohnter Heiterkeit betrat der Greis, nach erfüllter Pflicht, seine stille Wohnung — als Gatte und Vater betrat er sie noch, aber all sein Glück blieb auf der Schwelle zurück. Im heftigen Fieber lag die Kranke — schlimmer als todt war die Tochter — in Gefahr des Lebens schwebte der Sohn, — daß er ein starker Mann sey, erfuhr er jetzt, denn er hielt sich aufrecht.

Sein erster Gedanke war, trotz seines hohen Alters, sich aufzumachen, hin zum Sohne, den Zweykampf zu hindern oder dessen Folgen tragen zu helfen. Aber da lag die sterbende Gattin, ihr gebrochner Blick fesselte ihn. Sie warf viel Blut aus, und phantasirte oft. In den wenigen Stunden, wo ihre Besinnung zurückkehrte, betete sie still um Rettung für die unglückliche Tochter! um Gottes Schutz für den edlen Sohn! Diesen gesund noch einmal an ihr Herz zu drücken, war ihr letzter Wunsch. Bethend und wünschend verschied sie. Jetzt saß der Greis an

ihrem Sarge und erwartete gelassen die Botschaft von des Sohnes Tode. Als Fritz selbst hereintrat, erkannte der Vater ihn nicht gleich, denn seine Blüte war abgefallen; und als er ihn erkannte, zitterte er, statt sich zu freuen, denn er glaubte einen Mörder in seine Arme zu schließen. Nur darüber allein konnte Fritz ihn beruhigen. Er half ihm die Mutter zu Grabe tragen, und wollte ihm selbst die schwere Bürde seiner letzten bittern Tage erleichtern. Das Schicksal versagte ihm diesen kindlichen Wunsch. An seinem Lebenskeime nagte der Wurm. Seine Brust litt Quaalen, die er verbarg, so lange er konnte. Als die Herbstblätter abfielen, sank auch er unter die dürren Blätter. Der Vater begrub den Sohn neben die Mutter. Der schweren Hand des Verhängnisses stillhaltend, trug der Greis ohne Murren. Verzage nicht, du bist unsterblich! wiederholte er sich oft, und dann berechnete er mit dem Psalmendichter das höchste Ziel des menschlichen Lebens. Siebenzig, wenn's hoch kommt, Achtzig. — Gottlob! ich bin ja schon nahe an achtzig. Lange kann es nicht mehr währen. —

Doch einen Tropfen des Trostes goß sein gerührter Engel noch in den allzubittern Kelch; denn kaum hatte Fernau vernommen, welch' ein namenloser Kummer über das Haupt des edlen Greises hereingebrochen war, da verließ er seine Einöde und führte ihm die Enkelin zu. Des lieblichen Kindes harmloses Spiel an den Knieen des Großvaters, und die freundlichen Züge, die ihm der Mutter schuldlose Jugend zurückriefen, bewegten den Greis bald zu lächelnder Wehmuth, bald zu kummervollen Thränen. Er half dem Kinde ein Gärtchen auf dem Grabe der Groß-

mutter pflanzen; das war seine liebste Beschäftigung, und die Blumen gediehen.

Dem armen Fernau wurde der Ort zur Hölle, wo er einst seinen Himmel fand, und wo jedes Plätzchen ihn an Charlotten, das herrliche Mädchen, die gefallene Frau erinnerte; aber er hielt für Pflicht zu bleiben, bis er dem Greise die Augen zudrücken könne.

Der Tag, an dem Charlotte des Bruders Brief, sammt dem Gelde und Patente empfieng, war der letzte ihrer ohnehin erkünstelten Ruhe. Sie zweifelte jetzt nicht mehr, daß auch ihre Eltern von Allem unterrichtet seyn müßten. Wachend und träumend sah sie ihres Vaters graues Haupt von der Schande gebeugt, die sie darauf geladen; wachend und träumend erblickte sie die Mutter auf dem Sterbebette, und den Bruder, der ihr mit wilder Geberde der Mutter Blut zeigte. Von diesen fürchterlichen Bildern umschwebt, von Gewissensbissen gefoltert, die schnell ihre Schönheit wegnagten, konnte sie der gesättigten Begierde des Fürsten bald nichts mehr darbieten, was ihn länger zu fesseln vermocht hätte. Als daher der Zufall eine leichtsinnige französische Emigrantin nach der Residenz führte, die durch Schönheit und grillenhafte Laune ihn augenblicklich an sich zog, da sprach er eines Tages sehr gelassen zum Grafen Schmieg: Mit Madame Fernau ists vorbey. Man gebe ihr ein Stück Geld — und von Stund an sah er sie nicht wieder.

Mit derselben Gelassenheit kündigte die Gräfin Charlotten ihr Schicksal an, und fügte die Bitte hinzu, ihr Haus so bald als möglich zu verlassen. Die wenigen Stunden, welche die Unglückliche nach dieser Erklärung in dem Grabe ihrer Unschuld zubrachte, mußte sie noch die

spöttische Kälte der Gräfin und den Uebermuth der gering-
sten Bedienten dulden. Eine Pension, die man ihr anbot,
schlug sie aus. Neue Anträge, die Graf Schmieg unver-
schämt genug war, ihr zu machen, beantwortete sie blos
mit einem Blick der tiefsten Verachtung. — Von Nie-
manden bedauert, von Armuth und Schande begleitet, wank-
te sie in der Dämmerung aus dem gräflichen Pallast, er-
reichte die Vorstadt und fand unfreundliche Aufnahme in
einem kleinen elenden Wirthshause, wo sie noch in dersel-
ben Nacht in eine schwere Krankheit verfiel, die ihr Wo-
chenlang die Besinnung raubte.

Als die Parze noch einmal so grausam war, ihren
Lebensfaden wieder anzuknüpfen, und sie aus der wohlthä-
tigen Bewußtlosigkeit erwachte, sah sie ein fremdes Frauen-
zimmer an ihrem Bette, das ihr theilnehmend Hülfe leiste-
te. Es war die Frau des Cassabeamten, der einst in Ver-
zweiflung sich in die Fluten stürzte, und den Charlottens
Vorwort gerettet hatte. Zufällig grenzte die Wohnung
der dankbaren Familie an das Wirthshaus, in welchem ihre
Wohlthäterin erkrankte, und kaum hatte die Frau erfahren,
wer die unglückliche Verlassene sey, als sie herüber eilte, und
Tag und Nacht, nur selten von einer erwachsenen Tochter
abgelöst, an ihrem Lager verweilte, alles that, alles hergab,
was sie nur missen, oder auch nicht missen konnte. Ach!
sie wußte nicht, welch' eine Wohlthat der Tod dieser Un-
glücklichen gewesen seyn würde.

Charlotte konnte ihr nicht danken; aber doch fühlte
sie, daß, ohne dieses Weib, der Glaube an die Mensch-
heit, ja fast der Glaube an Gott, in ihr erloschen wäre.
Die ersten wiederkehrenden Kräfte gebrauchte sie, um einen
Brief an ihren Bruder zu schreiben. Sie mußte ihn zwey-

mal zerreissen, denn ihre Thränen machten ihn ganz unleserlich. Sie foderte ihres Bruders Barmherzigkeit auf, ihr wenigstens Nachricht von ihren Eltern zu ertheilen, und wo möglich auch von ihrem Kinde. Bis zu der Zeit, wo die Antwort eintreffen mußte, lebte sie von ihrer Angst. — Aber die Antwort kam nicht! — ihr Beutel war fast leer — sie sah sich nach einem Bettelstabe um.

Der dankbare Beamte bot ihr eine Zuflucht in seinem Hause an. „Alles, was ich besitze," sagte er, „sogar mein Leben, ist ihr Geschenk. Ich will Alles redlich mit Ihnen theilen." — Sie schlug es aus, denn sie hatte nun beschlossen, in ihrer Heymath Vergebung oder den Tod zu suchen. Einige Thaler blieben ihr noch übrig, und mit diesen wollte sie zu Fuß die Reise antreten. Es währte lange, ehe der Beamte sie überzeugte, daß, bey ihren erschöpften Kräften, es ihr unmöglich sey, eine so weite Reise zu Fuß zu unternehmen. Sie litt endlich, daß der wackere Mann einen Platz für sie, unter erborgtem Namen, auf dem Postwagen bezahlte. Heimlich versteckte er auch noch eine kleine ersparte Summe unter ihr weniges Gepäck, ließ sie dann mit Thränen hinziehen, und rief ihr noch tief bewegt nach: „wenn Ihnen jemals eine Zuflucht mangelt, so kehren Sie zurück in mein Haus!" —

Es dämmerte schon, als Charlotte ihr Dörfchen erreichte, mit Empfindungen, die Niemand nachzusprechen wagt. Sie stieg vor dem Dorfe an dem Hügel aus, wo ihr Vater einst ihr Kind in ihrem Schooß gesegnet hatte. Da warf sie sich auf die Kniee und küßte den Boden, auf dem damals ihr Vater stand, und überschwemmte ihn mit ihren Thränen. Dann schlich sie ins Dorf, von der Angst bald gejagt, bald ihre Schritte gehemmt. Sie wagte aber nicht, sogleich auf das väterliche Haus zuzueilen, sie berechnete, daß ihre Ankunft am Abend die kranke Mutter um den Schlaf bringen könnte, (denn, daß diese so fest schlief, ahndete sie nicht) sie wollte lieber warten bis zum andern Morgen. Mit diesem Entschluß trat sie in das Wirthshaus am Wege, und foderte ein Zimmer. Ein schönes junges Weib, von zwey blühenden Kindern umringt, kam ihr freundlich entgegen — es war Marie — ihre Marie! — die Gespielin ihrer Jugend, die

schwesterliche Freundin, die schon seit einigen Jahren den wackern Korporal geheyrathet hatte, und, durch Unschuld und Liebe beglückt, in der zufriedensten Ehe lebte.

Charlotte hatte Mühe, nicht laut aufzuschreyen, aber Marie erkannte die welkende Freundin nicht, und diese schämte sich, sich zu erkennen zu geben. Sie wurde in ein reinliches Zimmer geführt, schnell und freundlich mit allem Nöthigen von Marie selbst bedient. Sie hatte hier von ihren Eltern Erkundigung einziehen wollen, aber nun vermochte sie es nicht, aus Furcht, ihre Sprache werde sie verrathen. Das Zittern der Schaam verließ sie nicht eher, bis sie allein war, und o! welche wehmüthige Betrachtungen drangen sich dann ihr auf, als sie das stille, beschränkte Glück der Freundin mit dem Taumel ihres Lebens verglich. Bis Mitternacht lag sie weinend am Fenster, und betrachtete, im hellen Schein des Vollmonds, die wohlbekannten Häuser, über die das väterliche Dach herüber ragte, und die Kirchhofslinden, die ihren Spielplatz beschatteten. Als Alles im Hause still geworden, konnte sie dem Verlangen nicht länger widerstehen, sich dem Orte zu nähern, wo sie ihre schöne Kindheit verträumte. Sie schlich aus dem Wirthshause und wankte auf den Kirchhof. Da stand sie nun, der Wohnung ihrer Eltern gegenüber, wo Alles still und finster war, und betete zu Gott: daß er sie nicht ganz verwerfen, daß er ihr erlauben wolle, für ihre Eltern zu beten!

Plötzlich fuhr ein alter Kettenhund aus dem Pfarrhofe auf sie zu. Sie erschrack, aber als der Hund nahe kam, erkannte er seine Pflegerin und winselte vor Freuden. Das gab ihr Thränen einer süßeren Wehmuth. „Kennst du mich noch mein alter treuer Hund, o so werden auch meine Eltern mich noch erkennen!" — Jetzt fiel ihr Auge auf zwey neue Leichensteine, die der Mond beglänzte. Sie näherte sich zitternd, und sah ein Gärtchen drum gepflanzt, und sah hohe Blumen sich im kühlen Nachtwinde wiegen. Kaum aber hatte sie den scheuen Blick auf den ersten Stein geworfen, und den Namen ihrer Mutter erkannt, als sie ohnmächtig unter die Blumen sank. —

Der Nachtwind wehte kühl — sie erwachte nicht. Ein Gewitter zog herauf, der Donner rollte — sie erwachte

nicht. Die hagelschwangere Wolken goßen Ströme auf sie nieder — sie erwachte nicht. Erst als die heitere Morgensonne schon hoch herauf gestiegen war, und ihr warmer Strahl sie traf, schlug die Elende die Augen auf. — Sieh, da stand ein Kind vor ihr, das gekommen war, nach seinen Blumen zu sehen, ob auch das Gewitter ihnen Schaden zugefügt habe? Das Kind betrachtete sie neugierig und erschrocken. Ein Blitzstrahl zuckte durch Charlottens Seele.

Wer bist du, liebe Kleine? rief sie dem Kinde zu. Es antwortete nicht.

Wer schläft hier unter den Blumen? fragte sie bebend. Meine Großmutter, erwiederte das Kind, und sprang davon; denn ein Angstgeschrey der fremden Frau, die ihre Arme nach ihr ausstreckte, verscheuchten es schnell.

Vater! Großvater! rief es zur Thür hinein, eine fremde Frau liegt auf dem Grabe der Großmutter, und weint und zerdrückt meine Blumen.

Fernau eilte erschrocken hinaus — der Greis wankte ihm nach. Bey ihres Gatten Anblick verbarg Charlotte ihr Gesicht in die nassen Haare und schluchzte. Er stand versteinert vor ihr.

Als aber auch der Vater an der Hand des schüchternen Kindes näher kam — als er schaudernd seine Tochter erkannte, und die gräßlichen Worte aus seinem Munde giengen: bist du es, du Mutter- und Bruder-Mörderin!? — da rührte mitleidig der Tod sie an — sie sank zurück an den Leichenstein der Mutter, und ward begraben unter den Blumen ihres Kindes. —

Wer wagt es, einen Stein auf die Unglückliche zu werfen?

Ende des zweyten Bändchens.

Inhalt
des ersten Bändchens.

Des Pfarrers Tochter. Ein Roman in zwey Büchern.

Erstes Buch. . . . . . S. 1

Erzählungen.

Uebermaaß menschlicher Leiden . . . 83
Esther von Racine 86
Einige Beyspiele von Liebe und Heldenmuth französischer Frauen während der Schreckenszeit . . 89
Die Rosen und der Pfau . . . 97
Zwey große Verlegenheiten einer Königin . . 102
Falsche Schaam ist großen Seelen fremd . . 104
Hofdienst 105
Empörender Uebermuth . . . 107
Talbot 112
Billet an einen Reisenden in Toulon . . 115
Die Pariser Bluthochzeit . . . 117
Jean Bart 118
Klage eines unglücklichen Ehemannes, des Advokaten Eduard Seval von Beaulieu . . . 120
Ein Geschichtchen von Addison . . . 127
Seltene Zartheit ehelicher Liebe . . 129
Maria Moulin zu Frankfurt am Mayn . . 132
Alexandre le Jean 133
Der Königskuchen, oder der Bohnenkönig . . 135
Camoens 137
Das Grab auf dem Hügel . . . 141

Anekdoten.

Die Wittwe 161
Tugendlohn 162

Der Grenadier ... S. 164
Kunstkeim ... ebend.
Ersatz ... 165
Grabschrift ... 166
Stolz auf Verwandtschaft ... 167
Geographie ... ebend.
Die Einschläferey ... 169
Distinguo ... 170
Anekdote von Friedrich dem Großen ... 171
Dichter-Neid ... ebend.
Seltsame Reise ... 172

Miscellen.

Prophezeihung ... 174
Es geschieht nichts Neues unter der Sonne ... 176
Aussprüche der Minnegerichte aus alten Handschriften, vom Baron Aretin ... 178
Vertheidigung der Xantippe ... 181
Das Wochenbett ... 184
Sabina, oder Morgenszenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. Ein Beytrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer, und zum bessern Verständniß der römischen Schriftsteller, von C. A. Böttiger 185
Fragmente aus des Cousin Jacques Dictionnaire néologique 188
Wie man in großen Städten nach der neuesten Mode ins Theater geht ... 198
Die Kunst, die Weiber treu zu machen ... 202
Akrostichon ... 205
Moden ... ebend.
Eldorado ... 209
Die asiatischen Weiber sind doch wohl besser daran, als die europäischen ... ebend.
Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meynungen für Jünglinge, vom Professor Müller in Schaffhausen ... 216
Robert Percival ... 219
Empfehlung einer trefflichen Gewohnheit ... 223
Die Neugriechen ... 225

Inhalt des zweyten Bändchens.

Erzählungen.

Die Luftbälle . . . . S. 229
Der Schutzgeist 233
Fragment aus Iwan Iwanow Tschudrins noch ungedruckter Reise durch China 271
Cromwell 290
Einige Sentenzen Cromwells . . . 300
Die Rache 302

Anekdoten.

Musikalisches Schauspiel . . . 324
Komische Gravität 325
Der Abbé de l'Epée 326
Der alte wackere Chirurgus Morand und sein junger Kollege 327
Hume 328
Wohlklang der Sprache . . . 329
Unverhofft kommt oft . . . 330
Sonderbare Wette, im Finstern zu tappen . 331
Der Hofmeister 332
Doppelte Schändlichkeit eines Großen . . ebend.
Die Jüdin 333
Die Lebensjahre muß man nicht zählen . . 334
Die Quelle manches Splitterrichtens . . ebend.
Druckfehler . . . . . ebend.
Kornregen 335
Agé chargé 336
Bournazel . . . . . ebend.

Miscellen.

Testament eines Rechenmeisters . . . 337

Ueber die Assonanzen im Alarkos . . . S. 339
Voltaire und Geoffroy, Wieland und Schlegel . 340
Frage an Menschenkenner . . . ebend.
Warnung an alle schöne Damen . . . 334
Souvenirs de Félicie, Feliciens Erinnerungen . 342
Rauchwolken 346
Der Name thut viel zur Sache . . . 346
Ueber den guten Ton 349
Parangon 364
Fragmente aus dem Tagebuche des letzten Königs von Polen, Stanislaus Augustus . . 368
Ueber Verbannung, nach einer aus Spanien eingesandten Handschrift, für deren Verfasser der General Moreau gehalten wird 396

Des Pfarrers Tochter. Ein Roman in zwey Büchern.
Zweytes Buch 409

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

8° L.

Kotzebue.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Kleine Romane, Erzählungen, Anecdoten und Miscellen

Bd.: 2

Leipzig [1807]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 3956 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260806-6